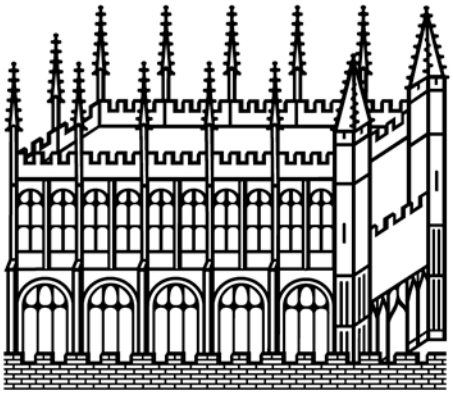

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Theodor Storm

Sämtliche Werke

J
~~256 d 27~~
~~258 f 33~~
~~i. 33.~~

~~HB 385 A. 7~~
REF G. 10979(7)

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe

in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.

Verlag von George Westermann.

1909.

Theodor Storm im achtundſechzigſten Lebensjahre.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Band 7

Braunschweig, George Westermann.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Band 7

Braunschweig, George Westermann.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 9 MAY 1944
OF OXFORD

Inhalt

des siebenten Bandes.

Bötjer Basch (1885/86) 1
Schweigen (1882/83) 67
Der Schimmelreiter (1888) 143
Die Söhne des Senators (1879/80) 281

Nachdruck ist untersagt. — Alle Rechte vorbehalten.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Bötjer Baſch.

In der Süderſtraße meiner Vaterſtadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über dieſen an dem Stift entlang nach der Norderſtraße führt, ſtand ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über deſſen Eingangsthür ſich ein in Sandſtein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geſchwommen war und ſchon den Mann zu ſich ins Meer hinabriß; darunter ſtand: „Up Land un See.“ Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit ſich das Haus gebaut und zum Gedächtniß ſeines Vaters, der als kleiner Schiffer zwiſchen den Inſeln gefahren war und dabei im Sturme ſeinen Tod gefunden hatte, dieſes Epitaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin geſtorben war, ſah man mehrfach einen unterſetzten Mann, Alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauem Tuchrock und Stulpſtiefeln, davor ſtehen bleiben und allmählich unter den kleinen Lindenbaum treten, deſſen lang und ſchmal geſchorene Krone ſich zwiſchen dem Bilde und dem Giebelfenſter ſtreckte. Nachdem ſeine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Thürklinke, um ins Haus zu treten: aber es war verſchloſſen; durch die

Butzenſcheiben des Thürfenſters ſah er auf einen langen ſchmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende desſelben in ein weites leeres Zimmer, in das von der Hofſeite her die Mittagsſonne ſchien. Langſam kehrte der Mann ſich ab und ſchritt die Süderſtraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathhaus hinaufſtieg.

Dieſer kleine Mann war der Böttcher oder auf Plattdeutſch der Bötjer Daniel Baſch, eine grübleriſche Natur, bei alledem aber kein übler Handwerksmeiſter. Vier Wochen ſpäter hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit einem alten Geſellen und einer noch älteren Schweſter ſeinen Einzug in dasſelbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenſter der unteren Stube, und zwiſchen den Geranien- und Reſedatöpfen, die auf der Fenſterbank ſtanden, ſchaute das gutmüthige Geſicht der alten Jungfer Salome auf die Gaſſe, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Peſel aber — ſo heißt in den alten Häuſern der hintere Saal — war die Böttcherwerkſtatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band, halte feſt, halt feſt!“ und die Schlägel klappten und die leeren Fäſſer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte Schweſter in ihrem Schlafſtübchen oben von der Wirthſchaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenſter ihre Ableger für das untere Blumenfenſter gezogen haben, als ſie eines Tages zu ihrem Bruder ſprach: „Daniel, du biſt erſt fünfzig; ich aber, eure Älteſte, habe bald die Siebenzig; ich kann nicht mehr die ſchweren Waſſereimer ſchleppen, und das viele Kartoffelſchälen vertrag ich auch nicht mehr.“

Daniel Baſch, der im Schurzfell vor ihr ſtand, wurde ganz beſtürzt. „Hmm,“ ſagte er, „wie meinſt du? Eine Magd? Es iſt ſchon richtig, etwas wackelig wirſt du ausſehen!“ Und er betrachtete ſorgvoll das gute runzelvolle Angeſicht; zugleich aber hub er im Stillen an zu rechnen,

ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel," sagte die Schwester lächelnd, „laß nur das Calculiren: die alte Frauke Michels in St. Jürgen ist gestorben, ihre Kammer ist leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir sind ja Meisterkinder aus der Stadt hier."

Daniel nickte; das Stift war nur durch ein kurzes Gäßchen von seinem Hause getrennt, es gab gute Kost dort, besser als in den gewöhnlichen Bürgerhäusern. Er drückte seiner alten Salome die Hand: „Halt, Schwester!" rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang thun"; — ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch seine blaßblauen Augen — „ei, sei so gut und hol mir meinen Tuchrock und die Stulpstiefeln!" Er fühlte mit der Hand nach seinem Kinn; der Bart stand schon drei Tage; er nickte wieder, Meister Daniel wußte, was er wollte. Nun half seine Schwester ihm in den langen blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er schon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann schritt er zuerst schrägüber zum Meister Bartscher und, als er bald glattrasirt herauskam, mit etwas langsameren Schritten durch die Krämerstraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeisters Peters, mit dessen jüngerem Bruder er einst, wie gebräuchlich, die unterste Classe der Gelehrtenschule besucht hatte. Als er in das Zimmer trat — die Nachmittagssonne schien herein, und der Canarienvogel, der unter den Blumen am Fenster stand, sang eben aus allen Kräften — erhoben sich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeisters: Mine, Stine und Line, von vierzig, neununddreißig und siebenunddreißig Jahren; sie waren alle brave Mädchen, aber die braune Line war doch die bravste: sanft, wirthschaftlich und von gutem Menschen-

verſtande, dabei ein wenig ſchelmiſch. Und der Meiſter Daniel ſchaute ſie an, und die Braune lächelte dabei recht hübſch; „Mamſell Linchen," ſagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?" Und Linchen wurde dunkelroth und ſchoß hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen.

Eine Stunde ſpäter — im Böttcherhauſe hatte der Geſell die Jungfer Salome ſchon zweimal nach dem Meiſter gefragt — trat dieſer durch die Hausthür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr ſchweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnſtube. Als ſie dort waren, hob der kleine Meiſter ſeinen hohen Hut vom Haupte: „So," ſagte er, „Schweſter, nun ſprich nur, ſprich nur weiter!"

Aber die Schweſter ſah ihn ganz verwundert an: „Was haſt du, Daniel?" frug ſie; „an jedem Haar hängt dir ein Schweißtropf, und iſt doch kalt Novemberwetter; und deine Augen — — warum freuſt du dich ſo? Haben wir das große Los gewonnen?"

„Ja, Salome, ſo etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch ſpäter, denn Line Peters iſt, denk ich, eine ſichere Nummer!"

„Was haſt du mit Line Peters, Daniel?"

„Ruf erſt den Geſellen!" ſagte Daniel.

Und als der Geſell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meiſter Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geſchwiſter fielen ſich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun ſprich nur weiter, Salome!" ſagte dieſer.

„Ich hab ja weiter nichts zu ſprechen, Daniel," erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; ſetz dich nun hin und ſchreib mir die Bittſchrift an die Vorſteher! Du biſt nun gut berathen!" — — Und noch war es nicht Weihnachten, da ſaß die alte Schweſter in Frauke Michels

Stube in St. Jürgen und Lina Peters als Frau Meiſterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhauſe. Die erſte That aber, welche Meiſter Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer Leiter zu dem Todtenbild über ſeiner Hausthür hinanſtieg und eine glatte Mörtelfläche ſanft darüber legte. „Das paßt nicht mehr!“ ſagte er bei ſich ſelber; „nein, es paßt nicht mehr!“ und damit machte er den letzten Strich daran. Dann ſtieg er von ſeiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Geſell den alten Maler Hermes holen, der die ſchönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun ſtieg dieſer auf die Leiter und malte die ſchönſte rothe Provinzroſe mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön,“ ſagte Meiſter Daniel, der betrachtend in ſeinem Schurzfell neben der Leiter ſtand; „dann nun noch ein kleines Knöspchen dabei, aber nicht zu groß!“ Und als auch das geſchehen war, da trabte er in das Haus und holte ſeine kleine ſchmucke Frau. „Nun guck einmal!“ ſagte er und wies auf das neue Kunſtwerk, „und weißt du, wie die Roſe heißt?“ Das wußte die junge Frau nicht; da ſprach er: „Die Roſe heißt Line Baſch!“ — „Ach was!“ rief ſie und lief ganz roth ins Haus zurück, und Meiſter Daniel freute ſich und lief ihr nach.

* *
*

Und es dauerte gar nicht ſo lange, da hatte Meiſter Daniel zu der Roſe auch ſchon die Roſenknoſpe unter ſeinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmählich ein ganz verteufelter Junge aufſtand. Noch hatte er ſeinen ſechſten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Baſch ſchon in der ganzen Straße bekannt war; ſo gern ſeine Mutter ihn hochdeutſch aufziehen wollte,

am liebſten ſprach er doch plattdeutſch, vorzüglich mit den Thieren, die er alle in ihren ſchönen alten Verſen anzuſingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübſchen bunten Gartenſchnecken, ſo guckte er ſie mit ſeinen großen braunen Augen an und ſang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäk din Fi-fat-Hörens ut!“

Streckte der Schneck dann aber ſeine zarten Fühler ihm entgegen, ſo tippte er mit ſeinem kleinen Finger darauf und rief: „Lat di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!“ und warf das Thierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Citronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervagel ſett di!
Näs un Ohren blött di!“

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, deſto lauter und zorniger wurde ſein Geſang; ſchrie er ſeinen Sommervagelſpruch gar zu arg, dann flog auch wohl die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was giebt es denn?“ Dann ließ er die Ärmchen hängen und ſah halb verſchämt, halb ſchelmiſch zu ihr auf: „De Dummbart wull ſick ock nich eenmal ſetten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in ſeinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief ſie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und ſchnitt mit dem Küchenmeſſer, das ſie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar friſche Zweige ab: „Da haſt du ein ander Spielwerk! Nun mach dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenſtöcklein, und nun ſaß Fritz wieder luſtig auf der Bank unter dem großen

Birnbaum, klopfte wacker mit dem Meſſerſtiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und ſang:

„Fabian, Sebaſtian!
Lat de Saft ut Holt rut gan!“

und das ſo lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch ſelber Verſe: eines Sonntagnachmittags kam die alte Jungfer Baſch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Beſuch, und auf ihrem grauen Scheitel ſaß eine ſchimmernd weiße Haube mit Roſataffetbändern. Die ſtach dem Jungen ſo in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag Tante Salome doch guten Tag!“ ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!“ ſagte er und ſah immer nur nach der weißen Haube mit den rothen Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke ſaß, während Vater und Mutter ſich mit der Schweſter am Kaffeetiſch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln, und ſeine luſtigen Augen lachten wie über einen Schelmſtreich. „Wat hett de Jung?“ ſagte die Alte, die auch gern plattdeutſch ſprach.

„Was haſt du, mein Junge?“ überſetzte Frau Line, indem ſie ſich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich ſegg'n,“ erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?“ ſagte die Tante, „ick gäv di Verlöv.“

Da ſah der Junge die Alte ganz ſpitzbübiſch luſtig an und ſagte:

„Roſ' in Snee! Roſ' in Snee!
Dat is Tante Salome!“

„Sieh ſo!“ rief Meiſter Daniel, „nu heſt du't!“

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n näskloken Slüngel, jüm Fritz!“ ſagte ſie dann und tauchte ihre Naſe in die Kaffeetaſſe.

„Hmm!“ machte Meiſter Daniel und griff mit der Hand

in ſeinen ſchon ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu ſeinen Kameraden auf die Gaſſe gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!“ ſagte er.

„Was denn, Daniel?“

„Accurat ſo wie ich,“ erwiderte Daniel und ſchüttelte behaglich lachend ſeinen Kopf.

„Was iſt accurat ſo wie du?“ frug Frau Line.

„Was? — Das mit dem Jungen! Ich ſaß auch einmal in ſeinem Alter ſo auf dem Schemel — es iſt noch juſt derſelbige —, da trat eine alte dicke Oſtenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, ſo ſagte er: ‚Jung, ſteh auf und ſag ſchmuck guten Tag!‘ Aber ihre roth und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Lappen auf dem Kopf, ich hatte ſo viel daran zu ſehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob ſie doch nicht vielleicht ein Türke wäre — bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater einen hanebüchenen Backenſtreich erhielt.“

Tante Salome nickte, ſie kannte die Geſchichte; Frau Line Baſch lachte: „Ich meinte, du hätteſt auch Verſe gemacht, Daniel!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, Linchen, das iſt es eben: ich bekomme meinen Backenſtreich und falle vom Schemel; der Fritz macht ſeinen Vers und läuft zur Thür hinaus.“ Daniel ſah ſeine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ ſagte er ſchelmiſch. Und Frau Line nickte.

* *
*

Glückes genug war in Meiſter Daniels Hauſe; aber wer, der ſeine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, ſo noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit, und im Garten wurden die Stachelbeerbüſche grün, und die Störche kamen nach der

langen Winterzeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornſteinen der Stadt ihre alten Neſter zu beziehen oder hie und da ein neues ſich zu bauen. Fritz lag vor ſeinem Gartenſtück auf den Knieen und ſetzte ſeine Primeln und Veilchen ſchon zum dritten Mal an eine neue Stelle, da flog ein Schatten über ihm weg, und als er aufblickte, ſah er einen Storch nach ſeines Vaters Dach fliegen und ſich dort mit ſeinen langen Beinen niederlaſſen. „Halloh!“ rief er:

„Adebare Eſther,
Bring mi 'n lütje Schweſter!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte ſchallend in die helle Frühlingsluft hinaus; der lange rothe Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatſchte fröhlich in ſeine Hände und rief:

„Adebar, ſwart un witt,
Bring mi ock en Kringel mit!“

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam ſtatt mit der Windel mit einem ſchwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hauſe, aber es waren Todtenkringel, und Fritz ſaß auf der Bodentreppe und aß ſie unter ſtrömenden Thränen. Das Schweſterlein war zwar dageweſen, ein kleines rothes Dings, das Fritz nur ganz von ferne anzuſehen wagte; die Mutter ſah ſo bleich aus, ſie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magſt du ſie leiden, Fritz?“ Aber Fritz ſchüttelte ſtumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die friſche Maienluft hinaus.

Drei Tage ſpäter ſtand er mit ſeinem Vater an einem Sarge; darin lag ſeine bleiche Mutter, die gute ſchelmiſche Frau Line; ſie regte ſich gar nicht, und ihre Augen waren ganz geſchloſſen; in ihrem linken Arme lag ein ſehr kleines

Kind, das war auch todtenbleich. Wie vor einem fremden ſchauerlichen Wunder ſtand der Knabe mit verhaltenem Athem; er war eben erſt ſechs Jahre alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen daſtand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ ſagte ſie, „dat Kind hett di din Fru mit wegnamen!“

Daniel nickte ſtumm und ſah, wie keines Gedankens mächtig, auf ſeine Todten; aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgeſtört: „Mitnamen, Vatter?“ frug er leiſe. „Warum? Warum doch?“

Meiſter Daniel blickte auf ſeinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufſah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ ſagte er, und ſeine Lippen zitterten, „vielleicht ... das arme kleine Ding, es hat wohl ſo allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf ſeinen Arm und legte die andere Hand auf die kalte Stirn der Todten: „Fritz — ſe kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

— — Am anderen Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu beſorgen. Der alte Geſell, der in ſeiner Jugend einmal Schiffskoch geweſen, übernahm das bischen Kochen, was ſie nöthig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt nothdürftig weiter, aber es war kein ſo fröhlicher Gang mehr wie vorher; die Muſik von Frau Lines lebensfriſcher Stimme fehlte. — Wenn Fritz in ſeiner Klippſchule ſaß und um neun Uhr Vormittags auch die Arbeitsfrau ſich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgeſtorben; es rührte ſich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühſtückszeit im Peſel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meiſter und Geſell ſich auf der Schnitzbank oder den kleinen Fäſſern

ſchweigend gegenüber ſaßen und ihre Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob Beide nach der Stille lauſchten, die vorne in dem todten Hauſe herrſchte. Fiel dort von den Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leiſem Geräuſch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meiſters Angeſicht; war ihm doch, als ſei der leichte Fußtritt ſeiner Line ihm ins Ohr gedrungen; aber er wiſchte es bald mit ſeiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte ſich die Nachbarskatze in die dämmerige, nach einem engen Gang belegene Küche eingeſchlichen; ſo heimlich ſie auch ſchlich, es kam doch ein Geräuſch von da nach der Werkſtatt; die Feuerzange war vom Herd gefallen. Meiſter Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oft war ſie nicht auch Frau Lines raſcher Hand entglitten! Wie oft hatte er ſie dann neckend ihr wieder aufgehoben, und wenn er auch aus der Werkſtatt hatte herzuſpringen müſſen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Thür an ihm vorbeigeſprungen war und er die Zange leiſe wieder an ihre Stelle gelegt hatte, ſetzte er ſich auf den leeren Küchenſtuhl und ſtarrte bald nach dem Herd, bald nach dem Küchenſchranke, zwiſchen denen ſie ſich einſt geſchäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb Alles ſtill, nur ein Sperlingspaar, das ſich draußen mit einander haſchte, rutſchte an den kleinen Fenſterſcheiben herunter und flog dann kreiſchend weiter.

Als Meiſter Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkſtatt war, ging der Geſell in die Küche und legte ſacht die Hand auf ſeine Schulter: „Meiſter!“

„Ja, ja, Marten.“ — Dann gingen ſie mit einander in die Werkſtatt, und Meiſter Daniel nahm wieder ſein Handwerkszeug und machte ſich ſchweigend an die Arbeit.

Erſt wenn nach elf Uhr die Glocke der Straßenthür ſchellte und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Peſel ſtürzte, kam wieder Leben in das

Haus und in den alten Meiſter. Der Geſell ſtand dann am Herd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten; Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knospe an einer Blume aufgegangen, dann grub er ſie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit ſeinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte ſie auf Mutters Grab. „Sie ſieht es doch, Vater?“ frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind.“

Aber die Welt war ſo voll anderer Dinge, und viele davon waren ſo vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haſelnüſſe, Pflaumen und Kirſchen; der Junge konnte doch nicht immer an ſeine todte Mutter denken. Einmal in der Dämmerſtunde, da er mit ſeinem Vater im Garten unter dem Birnbaum ſaß, ſagte er, nachdem ſie eine Zeit lang nicht geſprochen hatten: „Vater!“

„Was meinſt du, Fritz?“

„Ich glaub,“ ſagte er leiſe — denn es war die Frucht ſeines langen Nachdenkens — „ich glaub, es iſt doch gut, daß Mutter mit Schweſter in den Himmel gegangen iſt!“

„Wie meinſt du das, Fritz?“ frug Meiſter Daniel.

„Ja, Vater, ſie war ſo furchtbar klein noch; ſie wär wohl bange vor dem lieben Gott geworden!“

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird Niemand bange, nur die Böſen. Ich, Fritz, ich denke, es wär doch ſchöner, wenn wir ſie behalten hätten, dann wüßteſt du auch noch, wie weich Mutterhände ſind!“

Aber Fritz ſprang von der Bank und ſtellte ſich ſtrack und mit geballten Fäuſtlein vor ſeinen Vater hin: „Ja, Vater,“ rief er, „ſchöner wäre es wohl; aber ich brauch keine Mutter mehr, ich bin ein Junge.“

Und Meiſter Daniel betrachtete etwas ängſtlich ſeinen Jungen, der ſchon ſo früh für ſich ſelber ſtehen wollte.

* *
*

Allmählich war die Zeit vergangen, und Fritz hatte bald sein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachsener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, mancheſterne Hoſen und eine große runde Tellermütze, wie ſie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte Vor- und Nachmittags, wie einſt ſein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterſte Claſſe der Gelehrtenſchule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meiſter; auch in den anderen Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateiniſchen wollte er mit mensa und amo nichts zu thun haben. „Was brauch ich Latein!“ ſagte er. „Wenn ich confirmirt bin, komm ich in Vaters Werkſtatt, und die Faßbinderei geht auch auf Deutſch, am beſten auf Plattdeutſch!“

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich ſeinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Collaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchſt gelehrtes Haus“ galt; aber dieſes ſchöne Wiſſen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen des friſchen Lebens, worin ſie die Meiſter waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn Morgens bei ſeinem Eintritt die Jungen mit allerlei Poſſen auf ihre Plätze gekrochen und geſprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr ſeinen hageren Hals vorzuſtrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der anderen und ſeinem kahlen Kopf ihre Sprünge nachzuäffen: „Ei, ihr Knaben,“ ſagte er dann wohl, „ihr ſeid ja luſtig wie die Galgenvögel! Wen wollet ihr denn heute rupfen?“

„Hol dich der Henker!“ murmelte Fritz oben auf ſeinem Platze, und: „Hol dich der Henker! Hol dich der Henker!“ lief es ſogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubet ihr euch zu bemerken?“ frug dann der etwas harthörige Alte.

Und Alle riefen: „Wir wünſchten Ihnen guten Morgen, Herr Collaborator!“

„Nun,“ erwiderte er, „wenn eure Fröhlichkeit aus einem guten Gewiſſen ſtammt, ſo ſag mir einmal, Fritz Baſch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich ſchlage?“

Wenn aber auch Fritz mit dem Lateiniſchen bald in die Brüche kam, in allem Anderen war er doch der Baas unter ſeinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Luſtigkeit oder zu einem Schelmſtück einer kleinen Barſchaft, ſo winkte er ſeine Vertrauten in den dunklen Raum, der zwiſchen ihrer oben belegenen Claſſe und dem Dache lag. „Habt ihr Geld?“ frug er eines Nachmittags; „ſieben Schilling gebrauchen wir; ich habe zwei!“

„Nä,“ ſagte Hans Reimers, der dicke Schlachtersſohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güſtern erſt 'n Meerſwienbock köft.“

„Von wem heſt de köft?“

„Hier, von Claus Schohſter.“

„Gut! — Claus, wo väl heſt du noch davon?“

„Dree Schilling!“ ſagte Claus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus ſeiner Taſche ſammelte.

„Das ſind fünf!“ rief Fritz, „wer hett de Reſt?“ Aber ſchon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling, und ſo konnte die Sache losgehen. Fritz war ihr Vertrauensmann; ſie wußten, für die Sechslinge oder Schillinge, die ſie ihm gaben, konnten ſie ſicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Dieſe Schillingſammlung war nur das Vorſpiel zu einem Knabenſtreiche gegen den Collaborator geweſen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geſchoſſen worden. Alles war ſehr accurat gegangen, aber dem Alten hatte dieſe Luſtigkeit ein Gallenfieber zugezogen; die lateiniſchen Stunden wurden ausgeſetzt, und Fritz und ſeine Mitſchuldigen mußten eine

Woche lang jeden Nachmittag nachſitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt beſprochen.

„Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel zu ſeinem geliebten und ſonſt ſo bewunderten Sohn, „wie konntet ihr ſo mit dem gelehrten Manne umgehen, von dem ihr doch ſo viel lernen könnt!“

Aber Fritz lachte überlegen und ſchüttelte langſam ſeinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht.“

„Was, Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?“

„Ja, Vater“ — und der Junge ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen — „weil er ſonſt zu dumm iſt!“

Der Meiſter fuhr ſeinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!“ denn ſie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang, und nebenan der Schneider häufte eben ſeine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite geſprungen: „Vater,“ rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte ſie dem Herrn Collaborator unter die Naſe! Ich wett meine drei Kaninchen, er ſagt dir: ‚Dieſes iſt der Rübſamen, und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachſen!‘“

„Aber Fritz, das iſt ja ſchrecklich!“ ſagte Meiſter Daniel und ſchob ſich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum anderen, „und deshalb wollt ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das iſt ja Bauernweisheit!“

Fritz ſtutzte: „Vom Leben bringen, Vater?“

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum Beſten ſtehen, denn geſtern haben ſie noch den zweiten Doctor an ſein Bett geholt. Denk mal, wenn ſeine arme Frau und ſeine kleine Magdalena, von der du mir ſo oft erzählt haſt, nun ihren Vater um euren dummen Spaß verlören! — Fritz, du haſt doch wenigſtens einmal eine Mutter gehabt ...“ Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und dein alter Vater ...“ begann er noch einmal. „Beſinne dich, Fritz!“

und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Geſell durch den Hauptſteig ging, lief er noch immer dort hin und wieder, ſammelte kleine Steine auf und ſchleuderte ſie einen nach dem anderen durch die Luft, daß ſie wie grimmig dahin ſauſten.

„Halloh, Fritz!“ rief Marten. „Auf wen biſt du ſo zornig?“

„Up mi un de Welt!“ brummte Fritz und ſchleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd dot!“ ſagte der Geſell und ging ſeiner Wege.

Aber vor dem Abendeſſen mußte er in die Stadt, denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen ſah er einen Jungen im Maſte eines Schoners auf der Gaffel ſitzen. „Is dat unſ' Fritz?“ frug er den Capitän, der am Bollwerk ſtand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte faſt einen Leichtmatroſen abgeben.

Der Capitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendroth!“

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendſchüſſel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Häringsſchwanz verzehrte.

„Lat em!“ raunte der Meiſter leiſe ſeinem Geſellen zu. „He beſinnt ſick!“

Ebenſo ſtumm ging Fritz am anderen Morgen in die Schule. Der Vormittag verging; es war ſchon Eſſenszeit, und noch war er nicht wieder da; Meiſter und Geſelle ſaßen ſchon an ihrer Grütze, da wurde erſt die Haus- und dann die Stubenthür aufgeriſſen, und Fritz ſtürmte herein. „Vater!“ rief er — und ſeine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel beſſer! Und nun ſoll er es auch gut bei uns haben!“

„Wem? Wer?“ rief Meiſter Daniel. „Der Collaborator?“

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß dich darauf, Vater; wir haben eine Verſchwörung gemacht!“

Da legte Daniel Baſch ſeinen Löffel hin und zog ſeinen Jungen mit Gewalt in ſeine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!“

Aber Fritz hatte ſich losgeriſſen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübſchen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rothbrüſtiger Vogel mit ſchwarzem Käppchen auf der Stange ſaß. „Sieh, Vater,“ rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeiſter geſchenkt; der flötet ‚Üb immer Treu und Redlichkeit‘, aber nur die erſte Hälfte, und darum hat Julius ſeine Mutter geſagt, ſie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten.“

„Segg mal, Fritz,“ ſagte der Geſell, „wat is dat egentlich vör'n Vagel?“

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte Fritz ſtolz, „er hat Bürgermeiſters fünf Thaler gekoſtet.“

Daniel hatte bald ſeinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angeſehen. „Fritz,“ ſagte er, „wi wülln em beholen, tum Andenken an düſſen Dag.“

So war Alles wieder gut; aber bald geſchah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Collaborator, als er wieder ſeine Stunden hielt und nun ſogar Fritz Baſch auch im Lateiniſchen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, was zu ſeinem Leben gehörte; er fing nun ſelbſt an zu necken und wurde bleich und elend bei dieſem Frieden, der trotz alledem, als beſchworen, nicht gebrochen wurde, ſo lange Fritz in der Claſſe herrſchte.

* *
*

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelſtube, in welcher Fritz, ſeit er Gelehrtenſchüler war, ſchlief und arbeitete; wenn es Mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochſommer — hing er das Bauer auch wohl nach draußen neben dem Fenſter, wo der ſchmale Lindenſchatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit ſeinem Liede nicht beginnen, ſondern krakelte nur mitunter ein unmelodiſches Gezwitſcher. „De kann nix," ſagte der Geſell, „ſe hebt di wat wiis makt, Fritz!"

„Geduld, Marten!" rief dann Fritz, „en Bötjerhuus mutt ſo'n vörnehmen Vagel erſt wendt warren!"

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leiſe und lauſchend die Treppe hinanſtieg, da mußte er plötzlich ſtehen bleiben.

„Üb immer Treu und Redlichkeit!"

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete. Und noch einmal wieder: „Üb immer Treu und Redlichkeit!"

Die Melodie war ganz genau, und Fritz ſang leiſe die Worte mit; aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz ſtand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkſtatt hinab, um ſeinen Vater zu holen, und Beide ſtanden hinter der Kammerthür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander ſein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, ſo pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge ſo etwas noch nie gehört hatten, ſo entzückte es ſie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Geſell und ſtand mauſeſtill mit an die Thür gelehntem Ohr. „Fritz!" flüſterte er, „ſo'n Vagel! Hev min Lävdag noch ſo'n Vagel nich hört!" Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leiſe die Kammerthür zurückdrängte, brach das Thierchen jählings ab; „Fiuh!" machte er noch, dann wetzte er ſeinen ſchwarzen Schnabel und kroch in ſich zuſammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel ſeufzend, indem er heftig ſeines Sohnes Hand drückte, „wenn deine Mutter das belebt hätte!“

Die Zeit rückte weiter; nach und nach ſtörte den Vogel die Gegenwart der Hausgenoſſen immer weniger, und auch ſie wurden ſein Kunſtſtückchen gewohnt; aber Fritz blieb ſein getreuer Pfleger; im Winter — denn in der Giebelkammer war kein Ofen — hing er am Fenſter in der Wohnſtube unten über dem Stuhl, wo einſtmals Tante Salome und ſpäter, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatten, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben ſtehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein ſtämmiger Burſche mit ſicheren und kühnen Augen und hantirte ſchon lange als Lehrling in ſeines Vaters Werkſtatt. Lenkbeil und Schlägel ſtanden ihm fix zur Hand; nur etwas zu raſch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersſchwäche nur etwa ein- oder zweimal im Sommer geſchah, eines Vormittages in die Werkſtatt kam, ſagte ſie: „Du makſt'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock dana?“

„Fix oder nix, Tante!“ rief der Junge und ſchlug dabei auf die Bänder, daß ſie in Splittern aus einander flogen.

„Gott bewahr uns in Gnaden!“ rief die Alte, „du heſt'n düren Leerburs, Daniel!“

Aber Meiſter Daniel lachte, er kannte ſeinen Fritz; irgendwie und -wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen ſich Luft machen, und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals; die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krammetsvogel, und je kräftiger er wurde, um deſto mehr. Mit dem Küſter, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundſchaft geſchloſſen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurme geheimnißvoll ſeine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit

allen dreien zu Grabe geläutet werden ſollte, ſo war er ſicher vorher ſchon auf dem drittoberſten Thurmboden, und kam der erſte Ton des Geläutes, ſo klomm er an den Querleiſten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort ſtatt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte. und während ſie ſich heulend dicht an ihm vorüberſchwang, ſuchte er, an ſeinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufſpruch zu erhaſchen und ſang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus: „Sum regina Poli, virgo Maria, tonantis!“ bis er zuletzt faſt taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das ſchäumende Waſſer aus dem Hafenſtrom in das Wattenmeer hinaus, ſo ſaß ſicher Niemand als Fritz Baſch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!“ war die Antwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um't Boot fragt, ſo hett he't ock all losknütt; de Anwoort givt he ſick wull ſülven!“

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar, nach Hauſe, ſo ſah der Meiſter ihn wohl angſtvoll an: „Fritz, Fritz!“ ſagte er einmal, „wenn du mir von ſolcher Fahrt nicht wiederkämſt!“

Aber Fritz nahm luſtig ſeinen Schlägel und ein Faß und begann ohne Weiteres ſeine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ ſagte er treuherzig, „ich mach heute eine Stunde ſpäter Feierabend; aber den jungen Seehund hättſt du ſehen ſollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut juſt unſer Wetter!“

„Ja, ja, Fritz!“ ſagte der Alte. „Ein Seehund, aber du biſt ja denn doch keiner!“

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen, und in ſein geliebtes Plattdeutſch fallend, ſagte er ſtolz: „Na, wat en Seehund ſwemmt, dat ſwemm ick ock!“

Der alte Meiſter Daniel ſchüttelte ſeufzend den Kopf, und die Schläge an den Fäſſern tönten wieder durch die Werkſtatt.

* * *

Nachdem drei Jahre ſeit Fritzens Confirmation verfloſſen waren, war es recht ſtill in Meiſter Daniels Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Geſell in einer großen Faßbinderei in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meiſter Daniel und ſein Marten konnten die Arbeit zu Hauſe aber auch jetzt gewaltig allein thun, denn unten in der Stadt hatte ſich eine große neumodiſche Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgethan, und Daniels Hauptkundſchaft, die alte Peterſenſche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut- und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Theil ihres Abſatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stift; ſie war zu ſchwach dazu geworden. Meiſter Daniel ſtand oft nachdenklich unter der Linde vor ſeiner Hausthür und ſah nach ſeinem von Wind und Wetter ſchon recht verwaſchenen Thürſtück auf; traurig ſchüttelte er den Kopf: ſeine Roſe lag ja längſt im Grabe, und die Knospe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!“ ſprach er leiſe vor ſich hin und ging wieder in die Werkſtatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort ſich friſches Leben holen; wenn er aber an ſeines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann ſtand er lange, riß ein paar Mal eine Hand voll Neſſeln aus und ſah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wieder kam.

Aber es ſollte noch ſtiller um ihn werden. Ein großes Sterben — ein Typhus, wie die Ärzte ſagten, fiel auf die Stadt. Die Erſten, welche zum Kirchhofe hinausgetragen

wurden, waren der Collaborator und ſeine noch leidlich junge Frau; ſeine beiden Kinder, die kleine Magdalena und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückiſcher, ſchieläugiger Burſche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Paſtorswittwe, deren Geſchichten von gläſernen Bergen und verwünſchten Prinzen dem Lenchen beſſer behagten als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meiſter Daniels aber war gleich danach auch ſein alter Brauer Peterſen geſtorben, und die Wittwe hatte den Muth zur Fortſetzung des Geſchäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienſt noch kleiner, und der alte Marten mußte auf ſeines Meiſters Drängen ſich einen Platz in der neuen Brauerei verſchaffen, wo dem Böttcher ein Geſelle nöthig wurde.

Daniel hatte das Alles eben an ſeinen Sohn geſchrieben, ging dann durch die leeren Räume ſeines ſchmalen Hauſes, ſtellte in der Werkſtatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und ſtand endlich vor einem Fenſter der Wohnſtube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausſtarrend. Von den Menſchen, die dann und wann vorübergingen, ſahen ſeine Augen nichts; er hatte ſeine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr ſich von Zeit zu Zeit in ſeine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in ſeinem Hauſe bleiben; er war ein ordentlicher Wirth geweſen; die Zinſen von ein paar erſparten Capitalien und der Verdienſt von ſeiner noch verbliebenen kleinen Kundſchaft würden für ihn ſchon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Facit blieb dasſelbe. Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe; er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr; und wenn er für Noth und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? ... Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer ſeines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnſtube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Mietherin, eine ſtille alte Perſon, das wär's; dann hätte er genug! Er ſelber zöge nach oben

hinauf in die Giebelkammer ſeines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch geſetzt werden, dann könnte er ſich ſelber ſeinen Mittag machen!

Eine trübe Art Zufriedenheit kam über Meiſter Daniel, und er hörte nun auch, daß am anderen Fenſter der Dompfaff flötete:

Üb immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein . . . . . .

„Fiuh!“ machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, ſo weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht, und nun begann das Thier ſein Stück von Neuem. Als Daniel wieder durch das Fenſter blickte, vor dem ſchon längſt keine Roſen und Geranien mehr grünten, ſah er draußen eine Roſenknospe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem ſanften Geſichtlein und ein Paar blauen Augen, mit denen ſie, andächtig lauſchend, nach dem Vogel hinauf ſah; denn ſie ſtand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenſter. Der Junge aber ſchielte und ſah bös und häßlich aus und ſchien indeſſen ſeine Marmel in der Taſche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rothes Händchen aus dem Muff, und ihn zu ſich ziehend, wies ſie mit dem Finger nach dem Vogelbauer. Aber Meiſter Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken ſchienen, erſchrak faſt; denn wie eine Katze, die nach einer Beute ſpringt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den ſchönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meiſter an die Scheiben und drohte mit der Fauſt; da machte der Bube ihm ein Schelmgeſicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber ſtand, als könne ſie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meiſters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen ſolle; da ſie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gaſſe. „Komm mit mir in die Stube!“ ſagte er, ihre Hand faſſend; „da kannſt du dir in der Wärme den Vogel beſehen!“

Als ſie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und ſtellte es vor ihr auf den Tiſch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und ſah ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

Sie that einen tiefen Athemzug: „Was iſt das für ein Vogel?“ frug ſie leiſe.

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte der Meiſter.

„Ein Dompfaff?“ und ſie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Iſt er denn verzaubert?“

„Was denn? Verzaubert?“ frug der Alte, und ſie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?“ frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!“

„Wart mal,“ ſagte der Meiſter, dem dieſe Frage wie aus einer anderen Welt kam; „nein, ſo was nicht! Nur, ſie ſagen, daß er ein dummer Vogel ſei; aber, Kind, er iſt gewaltig klug, und darum kann er auch flöten.“

„Darum?“ wiederholte das Kind; und Beide verfielen nun in tiefes Sinnen über dieſen wunderlichen Fall. „Sag einmal,“ ſprach Meiſter Daniel dann, nachdem er eine Weile in das feine Geſichtlein geſchaut hatte, „biſt du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?“

Sie ſah ihn fragend an. „Wir ſind dem Collaborator ſeine,“ ſagte ſie; „aber unſer Vater, auch Mutter iſt geſtorben.“

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!“ ſagte er und ſtrich mit ſeiner harten Hand ihr ſanft die goldblonden Härchen aus dem Geſichtlein, das bei den letzten Worten ſich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das dein Bruder, den du bei dir hatteſt?“

Sie nickte. „Wir ſind beide bei unſerer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnſtuhl auf!“

„Das iſt nicht gut für deinen Bruder,“ ſagte der Meiſter ein wenig ſtrenge. „Wie heißt er denn?“

„Tiberius.“

„Was für was?“ frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt denn das ein chriſtlicher Name? Hat unſer Paſtor ihn ſo getauft?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder ſeine Melodie, und ſie hatte für nichts Anderes Aug und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte ſie ihre leuchtenden Augen dem Meiſter zu: „Ich muß nun nach Hauſe,“ ſagte ſie leiſe; „ich danke auch vielmal!“

Er nahm ihre beiden Händchen und ſah ſie zärtlich an: „Willſt du auch wohl einmal wiederkommen?“

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte ſie ſo bedeutſam, als ſollte es ein Schwur ſein. Dann brachte er ſie an die Hausthür und ſah ihr nach, wie ſie bedächtig die Straße hinauf ging. Als er danach wieder in ſein Zimmer trat, war ihm, als ſei hier inmittelſt ein Lichtlein ausgethan. Aber der Dompfaff hub wieder ſeine Melodie an. „Fritz! Min Fritz!“ rief der Alte und lehnte ſich zitternd an den Thürpfoſten.

* * *

Als der Mai ins Land gekommen war, ſaß ſchon die Mietherin unten in der Wohnſtube, ein zierliches, etwa fünfzigjähriges Frauenzimmer. Riekchen Therebinte hieß ſie und lebte von einem Sümmchen Erbzinſen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernſchaft bei einer gräflichen Gutsbeſitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Feſtlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte ſie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger und hatte dadurch noch eine hübſche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn ſie aus einer Thür ein paar Stufen hinab ging,

ſo war's, als wenn ein Vogel heraus hüpfte; „ſie iſt ein hüpfendes Gerippchen," hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr geſagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen, aber eine weitläufige Stirn darüber, daher ſie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, ſelten, wiewohl etwas zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübſch, recht hübſch! Aber die Stirn, iſt die nicht etwas unbedeutend?" Sie wurde dann meiſtens ausgelacht, und ſie ſelber lachte mit, denn Neid und Bosheit waren nicht dahinter; ſie wollte nur in Betreff der Schönheit ſich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Miethsherrn pflegte ſie voll wahren Mitleids zu betrachten und erwähnte ihrer niemals gegen Andere.

Oben in der Giebelſtube hing der Dompfaff am Fenſter, und in der Ecke ſtand der Ofen, auf dem Meiſter Daniel ſeine Kartoffeln und ſein Stückchen Sonntagsfleiſch kochte; er hatte ſeinen einſamen Haushalt eingerichtet. Wenn er Vormittags ſeine paar Stunden in der Böttcherwerkſtatt gearbeitet oder in ſeinem Garten gegraben hatte, den er ſpäter faſt ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann ſaß er oben mit aufgeſtütztem Arm an einem Tiſche und las in der Laßſchen Chronik ſeiner Vaterſtadt oder in des alten Paſtor primarius Melchior Krafftens ſtädtiſcher zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhiſtorie. Die alten Lederbände waren noch aus ſeines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei ſeinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun ſahen ſie ihn an, wie auch ſchon ſeine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die Paſtores von Oſt und Weſt, aus Pommern und aus Sachſen in unſere Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchſeiten ſich ihr Leben eines nach dem anderen abſpann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte ſich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, ſo zog er ſtets ein friſch gebleichtes Hemd an; dann dachte er ſeiner ſauberen Hausfrau: „Line — Line Baſch!“ ſprach er und nickte mit ſeinem grauen Kopfe. „Du ſiehſt es doch!“ und während er ſich langſam in ſein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als thäte er es noch wie einſtmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propſten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank geſeſſen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und ſeinem Hauſe vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber ſeine alte Schweſter war ſtumpf geworden. „Wat ſchrift Fritz?“ war immer ihre erſte Frage, auf die er nur ſelten etwas zu antworten hatte; dann frug ſie weiter: „Wat hett de ol Propſt denn ſeggt?“ Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, ſo weit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war ſchon längſt der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Bruſt geſunken, und ihre Seele ſchwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er ſaß noch eine Weile und ſah auf die alten Schweſterhände, die ihm von ſeiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende ſich nicht mehr rührte, nickte er ihr ſchweigend zu und ging hinaus und langſam ſeinem Hauſe zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Baſch in ſeinen Sonntagskleidern machte.

In ſeinem Garten wuchſen allmählich die Kartoffelſtauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte, der in der Mittagsſonne ſeinen breiten Schatten um ſich her warf. Um dieſe Zeit, aber auch ſpät Nachmittags, wenn ſchon das Abendroth am Himmel ſtand, ſahen die Nachbarn über den Zaun ihrer Gärten den alten Meiſter oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, ſitzen, den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor ſich auf die Kniee gefaltet, wie Einer, deſſen Tagewerk

zu Ende iſt; und als im Juni ſich die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüthen bedeckten, ſaß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier geweſen, und Meiſter Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und ſtatt deſſen rothen Gartenmohn darauf geſäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergeſſenheit ſei; ſie war für ihn vielmehr das Gegentheil, denn Fritz und ſeine Mutter hatten ſie einſt ſo gern gehabt. Und als ſpäter die Kartoffelſtauden mit den lichtgrünen Äpfeln ſchon in dunklen Blättern ſtanden, öffnete neben ihnen der Mohn ſeine Knospen und wiegte die leuchtend rothen Blumen in dem ſchwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben ſaß, ſchien freilich wenig zu dieſer Sommerpracht zu paſſen: der Bart ſchien ſeit acht Tagen nicht raſirt zu ſein, und die tiefliegenden blaß-blauen Augen ſahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal geleſen: er war von Fritz; Fritz war nach Californien gegangen.

Das Goldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch Manchen lockte es in die Minen und Manchen in den Tod; Manchem ſchlugen dort die Keime ſeiner Natur zu Trunkſucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer ſonſt geſchlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erſtickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minirer, ſondern als feſtgedungener Böttcher für eine dortige Exportſchlachterei mit einem Hamburger Genoſſen hinüber gegangen, aber das Wort „Californien“ klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerſt vor ſeinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe ſeines Vaters deſſen drohende Verarmung herauszuleſen meinte. Er hatte ſeine feſte Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb ſollte er nicht auch da-

zwiſchen ſpringen und ſeinem Vater ein ſorgloſes Alter mit nach Haus bringen!

Meiſter Daniel ſeufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb ſich mit der Hand den Stoppelbart; aber er ſah nicht neben ſich die rothen Blumen wehen und hörte nicht den Fritſch, der über ihm aus dem Laub des Baumes ſang, ſelbſt nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartenſteig heraufkam. Erſt als eine kleine Hand ſich auf die ſeine legte, blickte er auf. „Magdalene, Kind, biſt du es!“ ſagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!“ Aber ſie ſah ihn faſt erſchrocken an.

„Ja, ja“ — ſprach er wie zu ſich ſelber — „der Dompfaff, der iſt noch da.“ Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hauſe zu.

* * *

Es war ſchon zu Ende des November. Meiſter Daniel ſaß Nachmittags in ſeiner Giebelſtube und hatte ſich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht, es roch ſogar nach Kaffee, der wohl darin ſtehen mochte; er wollte heute noch zu ſeinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu ſeiner Schweſter: heute ſollte ſie gewiß nicht ſchlafen, denn der erſte Brief aus Californien war angekommen. „Geld verdienen iſt hier keine Kunſt,“ ſchrieb Fritz; „aber man muß es feſt in der Hand halten, wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen ſoll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf ich an deine Thür; dann arbeiten wir wieder zuſammen!“

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in ſeinem Bauer; ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angeſicht, und er wollte ſich eben ſeinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein ſpitzer Finger pochte an die Kammerthür, und als ſie ſich öffnete, erſchien

Mamſell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „O, Mamſellchen!“ rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knix; ſie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingeſteckt und Filethandſchuhe angezogen. „Ich kann wohl gratuliren?“ ſagte ſie.

„Wozu?“ frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?“

„O, Herr Baſch! Ich denk, zwei einſame Hauskameraden ſollten Freud und Leid zuſammen theilen, und heute Vormittag — ja, ja, ich habe den Briefboten attrapirt — iſt doch wohl Freude bei Ihnen eingekehrt; da möcht ich mir nun meinen Antheil ausbitten!“

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibſen! Weibſen!“ ſagte er ſchelmiſch. „Aber, im Vertrauen, Mamſellchen, ich hab's gar gern, wenn ihr Frauenzimmerchen ein bischen neugierig ſeid!“ Er ſeufzte, doch er lächelte auch dabei: „Mein ſelig Linchen war es auch!“ flüſterte er ihr ins Ohr.

Und während Riekchen ſich verſchämt mit ihrem Händchen über die bedeutende Stirn ſtrich, lief Meiſter Daniel zu einem Wandſchränkchen und holte Taſſen und Theelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und ſchenkte ſeiner Hausgenoſſin ein: „Und hier iſt Zucker!“ ſagte er; „bedienen Sie ſich, Mamſellchen. Ja, ja, Sie haben Recht, heut iſt ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!“ Und ohne ſeinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tiſch — — aber er mußte lachen, er hatte vergeſſen, ſeine Brille aufzuſetzen. Aber nun that er es und begann den Brief zu leſen, während Mamſell Therebintchen mit zierlichem Finger ihre Taſſe vom Munde wieder auf die Unterſchale ſetzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für ſeine Heimkehr noch nur eine zweijährige Friſt ſetzte, da ſchien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Theilnahme zu erlöſchen.

Sie räusperte sich ein wenig, und Meister Daniel sah sie an: „Ist Ihnen nicht wohl, Mamsellchen?“ frug er heiter; „Ihre Äuglein sehen auf einmal so betrübsam!“

Und Mamsell Riekchen sah ihn fast bittend an: „Ach, lieber Meister,“ flüsterte sie, „dann werd ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlassen müssen!“ und sie seufzte, daß es ganz still in der Kammer wurde.

Meister Daniel war schier bestürzt, so hatte er den Fall noch gar nicht angesehen; aber er faßte sich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Gesellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamsellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er ist ein bescheidener Junge, seiner lieben Mutter guter Sohn! Sie sollen auch Ihre Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und lustig hier im Hause, und im Garten wachsen Erbsen und Bohnen und Blumen; auch türkischen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu seiner Mutter Zeit!“

Da lächelte das Mamsellchen wieder, und sie tranken ihren Kaffee und lasen den Brief zu Ende; und als das alte Dämchen sich empfahl, erbat sie sich und erhielt noch die Erlaubniß, im nächsten Frühjahr zwei Suppenkräuterbeete zu gemeinschaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Der Meister Daniel aber ging schrägüber zum Barbier, dann glattrasirt ins Stift zu seiner alten Schwester, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas und noch lange nachher, ganz wach und munter; sie saß in ihrem Lehnstuhl und er dicht an ihrer Seite, und die Hände der alten Geschwister ruhten in stummer Freude in einander; nur mitunter sagte sie: „De Jung! De Jung! He kann wat, un dat in Amerika!“

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entschluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was sollte Fritz sich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn so singen hörte!

Das war ein Freudentag in Meiſter Daniels Leben; aber er wiederholte ſich nicht; der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, deſto ſchwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme, und deſto dunkler wurde es um den einſamen alten Meiſter.

* *
*

Als nach ein paar Jahren die Crocus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Thore des St. Jürgenſtiftes: ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge, ein alter Mann ging zunächſt hinter demſelben; er ging etwas ſtumpelig, und auf ſeinem Antlitz mit den ſchloweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Todte, die er auf ihrem letzten Weg begleitete, denn ſie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtſein das äußerſte Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenſeit des Meeres einen Sohn, ſein einzig Kind, und er wußte ſeit lange nichts von ihm; die Todte aber war die Letzte geweſen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Baſch, der ſeine Schweſter Salome begrub; den kleinen Kranz hatte ſeine Mietherin, das gute Riekchen, gebunden. „Das iſt unſer Altjungfernrecht," hatte ſie geſagt; „ohne Kranz nicht zu Tanz!"

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordweſtende der Stadt, wo Daniels Familiengrabſtätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, ſah er in derſelben die Seitenbretter eines morſchen Sarges aus der Erde ragen; ſeine Hand zuckte, als ob er etwas faſſen müſſe; er kannte den Sarg, es war ihm faſt als wie ein ſchrecklich Wiederfinden. Dann wurde der friſche Sarg hinabgelaſſen, und die hinabgeſchaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die

Grube, und während der alte Propſt das „Vaterunſer“ ſprach, murmelte er leis für ſich: „Dein Wille geſchehe im Himmel und auf Erden!“

Erſt als er wie betäubt nach Hauſe ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um ſeine alte Schweſter, daß er nur mit Gewalt einen Thränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlaſſen.

Als er in ſeinem Hauſe nach der Giebelkammer hinaufſtieg, ſtand er mitten auf der Treppe ſtill: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich ſchon tauſendmal gehört; aber heute kam es ſo friſch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Bruſt herauf; Meiſter Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das? Der Meiſter hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen ſeinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur geſtümpert; und jetzt — jetzt ſang er Alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieſer ihn gelehrt und was zuletzt der Meiſter ſelbſt ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt, denn er wandte ſich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und ſich vorbeugend, rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nu fleut he ock de tweete Reeg!“

Da öffnete ſich raſch die Thür der unteren Wohnſtube, und Mamſell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was flötet, Meiſter Daniel?“ rief ſie ängſtlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!“ kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapſt!“ rief Mamſell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!“ ſprach ſie zu ſich ſelber und ſchüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben ſein' Schweſter begraben und ſchreit um ſeinen alten Dompapſt!“

Der alte Mann dort oben hatte ſich auch beſonnen; der Vogel zwar hatte ſeine Lection gelernt, wo aber war der, den er gerufen hatte?

* * *

Um dieſe Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirths, „der Amerikaner“, wie ſie ihn ſpäter nannten, als er ſich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Californien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmäulig und führte zur Unterſtützung ſeiner Reden eine raſche Fauſt, daß die Leute es ſich ſchon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe ſeine Geſchichtchen auftiſchte und ſeine Goldbröcklein aus der Taſche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, ſo erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Baſch habe er Gold gewaſchen. — Aber der ſei ja in San Francisco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäſte. — Der Amerikaner lachte: „Hat ſich ausgeſchlachtet! Die Bretterbuden ſind verbrannt; die hounds haben die Caſſen genommen.“

„Hounds — was ſind Hounds?“

„Hunde! Spitzbuben! Räuber ſind's!“ rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier ſo was nicht! Noch ein Glas, Harke; ſchmeckt wohlfeil hier bei euch!“

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, ſtehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was treibt Fritz Baſch denn itzt? Wir ſind zuſammen eingeſegnet.“

„Fritz Baſch?“ erwiderte der Goldgräber und ſah ſich frech am Tiſche um: „Calculir, der hat's wohl ausgetrieben!“

„Was ſagt Ihr! Was iſt's mit Fritz Baſch?“ riefen die Gäſte; denn der friſche Junge war in Aller Gedächtniß.

Der Amerikaner trank erſt ſein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht,“ ſagte er dann wieder; „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Aſien, Afrika, Europa rannten ſie herbei; der Staub, der Moraſt, das Schnauben und Toben von Menſch und Vieh; aus hundert Sprachen ſchrieen ſie durch einander, ſchlimmer als beim Thurmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt; ein Franzos wollte Alles überſchreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für Alle! — Harke, noch ein Glas!“ unterbrach ſich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?“ riefen die Anderen.

„Dabei? — Ob er dabei war! Er grub und wuſch für Zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er ſchon, den er allzeit feſtgebunden in der Hoſentaſche trug.“

„Weshalb denn iſt er nicht mit hierhergekommen? Habt ihr Streit gehabt?“

Der Amerikaner ſchüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwiſchen uns. In den Minen, Abends in den Zelten, wir ſpielten faſt die Nächte durch; habt von der Wirthſchaft wohl ſchon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn ſie ihn zerren wollten, ſprach er: ‚Spielt! ich mach nicht mit; muß meinem Vater ein weich Kiſſen für ſeinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab kein Gold für eure Karten!‘ — Aber ſie kriegten's heraus, daß er die Taſchen voll hatte; ſo kam's zum Streit, und in einer Nacht — ihr kennt das nicht — da wurden die Meſſer blank, und eins davon fuhr ihm zwiſchen den Schultern in den Rücken.“

Die blonde Dirne ſtieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!“ rief ein Anderer; „es war doch nicht zum Tode?“

„Zum Leben auch nicht!“ ſagte der Amerikaner; „ich

hab ihn ſpäter nicht mehr geſehen, und wenn ſein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, ſo werden die Geier und die Ratten ihn ſchon begraben haben!“

— — Ein paar Tage ſpäter ſaß der Erzähler auch bei dem alten Meiſter Daniel auf der Bank unter Mamſell Riekchens Fenſter, und bis weit hinab und hinauf in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Thüren ſaßen, ihn reden hören. „Na, good bye, Meiſter!“ ſagte er endlich, rückte ſeinen Hut und ſchlenderte gleichgültig, die Hände in den Hoſentaſchen, weiter.

Der Alte ſah ihm lang mit ſtarren Augen nach; als er ſich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Verſuch, und nun ging es: mit den Händen an der Wand taſtete er ſich durch ſeinen Hausflur und ebenſo die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, ſchloß er hinter ſich die Thür. Wer auf der Gaſſe vorüberkam, ſah die Sonne über die geſchorene Linde weg ins offene Fenſter ſcheinen und hörte den Dompfaff ſein allbekanntes Lied pfeifen.

* *
*

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Baſch ſei ſo was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von ſeinem Sohn erzählt, da ſei ihm die Trauer in den Kopf geſtiegen. — Auch in meinem Hauſe wurde davon geſprochen; da ſeine Mutter bei meiner Großmutter lang in treuem Dienſt geſtanden war, ſo gehörten wir zu ſeiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundſchaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Äußerung, bisher prompt und ſauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein Badewännchen für unſer kränkelndes Kind gewartet. „Geh doch einmal ſelber bei dem Alten vor,“ ſagte ſie eines Tages zu mir; „dein Spaziergang führt dich ja oft dort vorbei!“

Als ich mich, deß gedenkend, am folgenden Nachmittage ſeinem Hauſe näherte, ſah ich dort eine Leiter über der Hausthür angelehnt; den darauf Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaums. Als ich herantrat, erkannte ich unſeren alten Meiſter ſelber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der anderen einen Hammer und war damit beſchäftigt, den vor Jahren dem Thürſtück angeſtrichenen Mörtel wieder loszuarbeiten, und ſchon ſah der Schädel des Todes wieder aus dem wüſten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinaufrief, mich erkannte, kam er haſtig von ſeiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den ſchmalen Hausflur in die Werkſtatt. „Es iſt fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!“ ſagte er und ſah mich aus erſchreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergeſſen; rein vergeſſen — Die letzten Wochen!“ Er griff in eine Ecke und wies mir die fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!“ wiederholte er noch einmal leiſe vor ſich hin.

Ich faßte ſeine Hand und fühlte, wie ſie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meiſter,“ ſagte ich; „ſie haben großes Leid zu Euch gebracht.“

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur vom Hörenſagen kannte; er hing in ſeinem Bauer jetzt hier in der Werkſtatt innerhalb eines kleinen Oberfenſters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künſtlers ſchien mir ſo lieblich, ja — was indeß wohl nur die Folge meiner Stimmung war — ſo voll Empfindung, daß ich ſchweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmuthigen Hausgenoſſen!“ ſagte ich.

Der Alte ließ den weißen Kopf ſinken: „Den letzten,“ murmelte er; „und nur ein Vögelchen.“

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch ſo ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?“

Meiſter Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — ſie hat die Anderen nicht gekannt; der“ — und er ſchaute zärtlich zu dem Vogel auf — „iſt noch von meinem Fritz!“

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf ſo hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Thür geſprungen, und es wird wieder jung und luſtig in Eurem Hauſe!“ Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte; aber dennoch — es ſah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab ſchweigend dem alten Mann die Hand: „Meine Frau wird die Wanne holen laſſen,“ ſagte ich; „möge Gott Euch tröſten, Meiſter Daniel; die Welt iſt ja ſo reich.“

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer nach dem Vogelbauer ſtarrte, als gäbe es nun nichts Weiteres für ihn, da ſchämte ich mich meiner dummen Weisheit und wollte ſchweigend davongehen.

In der Hausthür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!“ wiederholte er ein paar Mal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuſer weit hatte ich mich entfernt, als ich ſchon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete ſchon wieder ſeinen Tod zu Tage.

— — Sie ſagten, Meiſter Daniel ſei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch ſo; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, gerieth ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in ſeinem Kopfe hatte ſitzen müſſen, war ihm allmählich in die Fauſt hinabgeſtiegen, und die war noch leidlich zu gebrauchen. Im Übrigen hatte er ſeine alten Bücher wieder

in die Schubladen gepackt: was ſollte er von den Dingen der Welt noch leſen, da ſeine Lieben keinen Theil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein Anderes: wenn Abends die Dämmerung ſich dem Dunkel nahte, oder wenn der Mond aus ſeiner Himmelshöh herabſchien, dann ſchritt Daniel aus ſeinem Hauſe die Süderſtraße hinab, über den Markt und hinten durch den einſamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Todtengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Linas und Salomes Grabe wuchs, hatte er ein ſchmales Bänkchen zimmern laſſen; dort ſaß er und blickte, ſo lange noch ein Schimmer davon ſichtbar war, nach Weſten auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch wenn ſchon das Dunkel ihn rings umſchloſſen hatte, blieb er dort mitunter ſitzen.

Da er eines Abends erſt nach elf Uhr ſeine Hausthür aufſchloß, kam ihm Mamſell Riekchen aus ihrer Stubenthür mit einem brennenden Licht entgegen; ſie hatte ſo lang in Schillers Räubern geleſen: „Mein Gott, Herr Baſch, wo kommen Sie her? Ich denk, Sie liegen über mir in Ihrem Bett; ſonſt hätt ich die grauliche Geſchichte nicht ſo ſpät geleſen!“ Plötzlich hüpfte ſie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das iſt ja von dem Kirchhof!“ ſchrie ſie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?“

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamſellchen!“ und ein wunderliches Glänzen brach aus ſeinen Augen; „mein ſelig Mutter war heut auch bei uns, in ihrer kalmankenen Nachtjacke: aber ſie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — die Reiſe war auch wohl zu weit,“ ſetzte er leis und wie entſchuldigend hinzu.

„Herr Baſch,“ rief Mamſell Riekchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen

Einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch ſchnell ein Täßchen Kamillenthee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!“ Und der Alte ließ ſich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillenthee.

„Ihr gütigen Engel!“ rief Mamſell Riekchen, da ſie unten in ihrem Zimmer war, „er iſt ganz wunderlich; aber bei ſolcher Stirn — was war da Anderes zu erwarten!“

— — Von der Zeit an hielt Mamſell Therebinte über des Meiſters Hausweſen eine ſtille Aufſicht; „denn,“ ſagte ſie, „böſe Menſchen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hauſe wegſtehlen!“ — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und ſie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbarskatze oder Hühner ſich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautbeeten häuslich einrichteten; beſonders beunruhigte ſie ein fremder Junge, den ſie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranſchleichen ſehen; aber ſobald er ſie erblickt hatte, war er eilig ſeitwärts durch die Nachbarsgärten davongerannt, ſo daß ſie von ſeinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgeſträubten Haarpull zu Geſicht bekommen hatte. Als ſie eines Nachmittags mit Magdalene vom Hauſe aus in den Garten ging, fuhr dieſe plötzlich wie erſchrocken auf. „Was haſt du, Lenchen?“ frug Mamſell Therebinte.

„Ich? Nichts,“ ſagte Lenchen; aber es knatterte drunten zwiſchen den Büſchen, und ihre Augen ſahen ängſtlich nach dieſer Richtung.

„War der Junge da, von dem ich dir geſagt habe?“ frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht.“

„Hmm, hmm!“ machte Mamſellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hauſe und ſchien froh, von der Alten loszukommen.

Ein paar Tage ſpäter war der Junge wieder ſichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamſell Riekchen ſein volles

Antlitz zugekehrt; aber ſie kannte ihn nicht: er ſchielte, er hatte eine kurze dicke Naſe. „Pfui,“ ſagte ſie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Aber gewiß, ſo ſehen die Spitzbuben aus!“

Im erſten Augenblick wollte ſie zum Meiſter in die Werkſtatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie ſchauderte noch ein wenig; dann ging ſie in das Haus zurück, verſicherte aber bei ihrem Eintritt die Hinterthür mit Haken und mit Schlüſſel und ſetzte ſich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickſtrumpf. So viel war gewiß, und ſie nickte beſtätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

* * *

In dem damals ſehr heißen Auguſt war ein großes Feſt in unſerer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was ſonſt; aber auf den Abend ſollte im Rathhausſaal getanzt werden, und ſeit Mittag war Riekchen Therebinte bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meiſter Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherſtellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war ſchon alt und auseinandergefallen, denn der Meiſter hatte ihn einſt für ſeinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen ſchenken, wenn ſie nächſtens ihn beſuchen würde. Ihm war warm dabei geworden, und er mußte ſich auch noch fortwährend die winzigen „Gnaupen“ vom Geſicht wiſchen, die derzeit zu wahren Plagegeiſtern wurden. Aber allmählich verſchwanden die Thierchen; die Dämmerung kam, und ein gelber Abendſchein fiel ſchräg von Weſten her auf die weiß getünchten Wände der Werkſtatt. Der Meiſter ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er ſaß auf der Schnitzbank und ſah nach ſeinem Vogel, der am oberen Fenſter hing und ſich duknackig zu-

ſammengepluſtert hatte. „Papchen! Mein Papchen!“ rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte ſich nicht: da ſtand er auf, rückte haſtig einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesgluth. Der Alte ſtieß mit zitternder Hand das obere Fenſter auf und hakte es feſt; dann ſah er wieder angſtvoll auf ſeinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!“ flüſterte er ihm zu. „Fritz iſt todt und Daniel ein alter Mann!“ Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Raſch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glaſe zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit friſchem Waſſer, das er aus der tiefſten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkſtatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, ſtand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte geſpannt nach ſeinem Vogel, der ſich deutlich gegen den Abendſchimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!“ ſprach er halb wie zu ſich ſelber. „Soll nicht wieder paſſiren; der alte dünne Kopf! Wir müſſen zuſammen aushalten; ſo trink nun doch, mein Papchen!“

Und wirklich, der Vogel ſpreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel ſah ihn zu ſeiner Beruhigung nach dem Glaſe hüpfen und in durſtigen Zügen den klaren Quell hinunterſchlürfen.

Die Dämmerung fiel immer ſtärker; der Meiſter band ſein Schurzfell ab, zog ſeinen Rock an und machte ſich zu ſeinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem Hauſe gehen wollte, fiel ihm die Hofthür ein; er lief zurück und verſicherte ſie mit Schlüſſel und Haken, denn er wußte, daß Mamſell Therebinte heut in der Stadt ihre Kammerjungferngeſchäfte trieb; dann ſchloß er auch die Hausthür ab und ging durch den ungewöhnlich dunklen Abend die Straße hinunter zu ſeinen Todten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof, denn er feierte heute den Geburtstag ſeiner Line. Wer außer ihm noch dort geweſen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Weſten über dem Meer heraufſtieg. Er ſaß allein in der Finſterniß auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verweſte, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals ſo wohl gepflegten Garten geſeſſen hatte. Die Donner, die ſchon lange gemurrt hatten, wurden lauter; mitunter hob ein jäher Blitzſchein die Todtenkreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauſchen fuhr durch die Eſchen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabpraſſelte, erhob er ſich unwillkürlich. Noch ein Weilchen ſtand er und neigte das Ohr nach dem Grabhügel; aber die Todten ſchliefen feſt genug; dann trat er den langen Weg nach ſeinem Hauſe an. Als er von der Norderſtraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seitenmauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenſter, hinter welchem er ſo manches Mal bei ſeiner Schweſter Salome geſeſſen hatte; es war dort Niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnſucht nach ſeiner öden Wohnung; auch mußte er in der Werkſtatt den offenen Fenſterflügel ſchließen, damit der ſchon in großen Tropfen fallende Regen nicht ſeitwärts in das Vogelbauer und auf ſeinen Dompfaff ſchlage.

Mamſell Riekchen lag ſchon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meiſter in ſein Haus trat und ſie ihn eilig in die Werkſtatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank,“ ſagte ſie und ſtreckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hauſe haben!“ Denn von draußen ſchlug der Gewitter-

regen wie in Strömen gegen die Fenſter. „Nun wird er gleich ſeine Stiegen hinaufklettern, und dann iſt Ruh im Hauſe!“

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte ſie von der Werkſtatt her ein Hantiren mit Brettern und Dauben, die dort in Menge an den Wänden ſtanden, als ob Jemand in haſtigem Suchen Alles durch einander werfe; dazwiſchen klatſchte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte ſich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn ſie wollte nicht ſchlafen, bevor auch ihr alter Miethsherr zur Ruhe wäre. „Gott ſei tauſendmal Dank!“ ſagte ſie, als ſie ihn endlich aus der Werkſtatt in den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe; die Hofthür wurde aufgeſchloſſen und geöffnet: er ging hinaus in all das Wetter!

Sie ſaß noch eine Weile; aber ſo gleichmäßig, ſo einlullend ſtrömte jetzt der Regen; Mamſell Riekchen war zurückgeſunken; ihre Athemzüge verkündeten deutlich den geſunden Schlaf.

— — Nur der ſchwindſüchtige Nachbar Schneider, deſſen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erſt eben vor dem Zubettegehen das Licht gelöſcht und wachte noch mit ſeiner Ehefrau; erſt vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kiſſen geſteckt.

„Huſte doch nicht ſo, Jan Peters!“ ſagte die ſtämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine; mit deinen Lungen würd ich's auch nicht thun. Horch nur, wie der Regen patſcht!“

In dieſem Augenblicke hörten Beide die Hinterthür des Böttcherhauſes aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Chriſti Barmherzigkeit!“ rief das Weib; „ich glaub, der alte Baſch will noch ſpazieren gehen!“

„Laß ihn!“ ſagte der Schneider und huſtete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?“ Und das Weib ſprang mit beiden Füßen aus dem Bett und ſtellte ſich an das Fenſter, um die Finſterniß draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub,“ ſagte ſie, „er watet drunten in ſeinen Kartoffeln, die auch längſt im Keller ſein ſollten! Was will er denn in den Kartoffeln?“

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demſelben Augenblick drangen durch das Getoſe des Wetters von drunten aus dem Nachbargarten ein paar Worte zu ihnen herauf: „Papchen, gut Papchen!“ hörten ſie es ſchmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der ſtärker niederſtürzende Regen jeden Laut verwiſcht hatte, erſcholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus ſeinen Kiſſen in die Höhe fuhr.

„Still!“ rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!“ begann der Mann wieder; „das war der alte Baſch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär, ich holte mir den Tod.“

Sie antwortete lange nicht; dann nach einigem Rufen war es ſtill geworden. „Laß ihn!“ ſagte ſie; „die Verrückten können mehr vertragen als du; was will er mit ſeinem Vogel Nachts im Garten laufen?“

Damit war ſie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchthurm ſchlug es elf; und bald danach ſchnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarſchaft, dem alten Baſch ſei am vorigen Abend ſein Vogel davongeflogen; nun ſei er in dunkler Regennacht in ſeinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude viſitirt; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittag der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit ſeinem Schlüſſel an das große Meſſingbecken ſchlagend, ausrief, dem Böttcher Daniel Baſch ſei ſein kunſtvoller Dom-

papſt fortgeflogen, und wer ihn wiederbringe, ſolle guter Belohnung gewiß ſein! — „Wahrhaftig," riefen die Nachbarn lachend; „das hat Mamſell Therebintchen angeordnet; ſie läßt es ſich ein Stückchen Silber koſten: am Ende will ſie noch den Alten heirathen!"

Und Recht hatten ſie darin, daß Mamſell Riekchen den Aufruf hatte anſtellen laſſen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja," vertheidigte ſich der dicke Bettelvogt, als Riekchen bei Auszahlung ſeiner Gebühr ihn deshalb zur Rede ſtellte; „wenn's eine Katz oder auch nur ein Karnickel geweſen wär, ich wollte nichts davon ſagen; aber ſo Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden." Und während Mamſell Riekchen über dieſe unerwartete Antwort ſich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich huſtend zur Thür hinaus.

Noch einmal kroch ſie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit ſeinem offenen Thürchen die ganze Werkſtatt zu veröden ſchien. Als Riekchen nach all dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronicatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, ſchüttelte er langſam ſeinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamſellchen; das iſt nicht anders; die irdiſchen Freuden ſind vorüber. Dann ſah er durch das Fenſter in den blauen Himmel, als ſuche er dort das Thor zur Ewigkeit.

* *
*

Die überraſchenden und ſchnell ſich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, ſind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seeſtadt das Gedächtniß des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren ſeines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septem-

bers, und die Abendſonne lag herbſtlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meiſt aufgewachſenen Jungen ſich hurtig, aber in feierlicher Stille, von unſeres Meiſters Hauſe die Straße hinaufbewegte, die hier nach Oſten zur Stadt hinausführt. Nur ſelten wurde ein Wort geflüſtert; in ſachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts als das Geräuſch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaſter liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häuſern zugelaufen und ſchloß ſich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an. „Wat is da los? Wo willn jüm hen?“ frug eben ein kleiner dicker Burſche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will ſick verſupen!“

„Ah Snack! Verſupen? Wem will ſick verſupen?“

Und der Andere zeigte auf den alten Meiſter Baſch, der in Kniehoſen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!“ ſagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he ſick verſupen?“

„So weſ' doch ſtill!“ raunte der Andere; „wil he nich mehr leben mag.“

„Wem hätt dat geſeggt?“

„He ſülm.“

„Dammi ja!“ rief der neue Junge wieder; „wenn man unſ' beiden Swemmers mit weren!“

„De ſünd all lang vörut.“

Die beiden „Swemmers“ waren ein paar ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommſen, die Schwimmkünſtler unter denen, die draußen bei der Schleuſe badeten; ſie hatten ſich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn ſie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der ſich raſtlos mit dem ſchlurrenden trappelnden Geräuſche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo ſich ſtatt der Häuſer zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüſchen hinzieht und rechts die Marſchweiden nach dem Hafenſtrom hinab liegen. Es ging jetzt raſcher vorwärts; ſie waren bald zur Stelle; Niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meiſter geſprochen, er keins zu ihnen; Niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß ſie ihn auf ſeinem Todesgang begleiteten; ebenſo wenig kam ihnen der Gedanke, daß ſie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie ſie ihr Heldenſtück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die ſie zu Rath und Hülfe hätten herbeirufen können; aber allen von ſolchen geſtellten Fragen ſetzten ſie nur ein ſtummes Kopfſchütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; ſie wollten ſich nicht ſtören laſſen; die allen Menſchen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal ſelbſt in nächſter Nähe zu erleben, trieb ſie vorwärts.

Und der alte Mann ſchien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einſt, wenn er aus der Werkſtatt zu ſeiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die er aus der Welt hinauskonnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte ſich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende desſelben eine hochgelegene Landſtraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener ſchwarzen Waſſer, die nach der Sage unergründlich ſind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher ſie den Spiegel in der röthlichen Abendſonne blinkern ſahen; und viele Finger ſtreckten ſich aus und wieſen auf zwei dort am

Abhang liegende Kleiderhäuſchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als ſie aber noch näher kamen und von dem Damme das Waſſer unter ihnen mit ſeinen hohen Schilfrändern überſehen konnten, lag unten Alles blank und todtenſtill; ſie reckten und drehten die Hälſe; aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erſcholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entſetzens; denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Waſſerfläche ausſahen, hatte Meiſter Daniel einen Zulauf genommen; ſie ſahen etwas, das ſie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Waſſer unten in klatſchenden Wellen emporſchlagen.

Der Augenblick war vorüber; es wurde ſtill; die Knaben ſtanden zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber ſie war ſchon da, und von dieſem Augenblicke an wandte ſich das Schickſal Meiſter Daniels; es ging wieder aufwärts, denn die Jugend hatte ſich ſeiner angenommen. Aus den beiden ſich gegenüberliegenden Schilfverſtecken ſchwammen mit kräftigem Armſchlage zwei nackte muskelſtarke Jünglinge hervor, und als die Geſtalt des Greiſes wieder aus der Tiefe auftauchte, ſchoſſen ſie herzu und hoben ihn mit geſchicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurrah!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe ſtanden, und noch einmal „Hurrah!“ und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmers“, zwei jungen Tritonen gleich, mit ſtarken Schlägen den Verunglückten der heimathlichen Erde zuführten.

Daß Meiſter Daniel unter einem Hurrah der Knaben in die Tiefe geſprungen ſei, iſt eine Lüge, die ſchadenfrohe Menſchen ſich ſpäter zugerichtet haben. Die Jugend iſt nur ſelten böſe, und der alte Mann mit ſeinem ſchönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leid gethan. Aber ein halbes

Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer ſeinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt ſtolz zu ihren Kleidern ſchritten; ein Paar der Knaben lief nach dem Chauſſeewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme ſtand, und die gutmüthige Frau, die allein daheim war, öffnete ſchon die Hausthür, durch die nun der ganze Trupp hineinſtrömte, mit dem Meiſter, den ſie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ ſchrieen ſie der Frau entgegen, und die jugendlichen Geſichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten ſie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; ſie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängſtete Schlangen unter ihrem Kinn zuſammen. „Riekchen! Mamſell Therebintchen!“ erſcholl es aus dem Haufen. Und ſie war es; ſie war in Geſchäften in der Stadt umher geweſen; ſie hatte bei ihrer Heimkehr das Furchtbare erfahren; ſie hatte ein großes Wäſcheſtück in einen Papierbogen gewickelt und war faſt ohne Beſinnung mit dieſem Bündel hinterhergelaufen, das ſie jetzt auf den glücklich erreichten Tiſch warf. „O all ihr lieben Engel,“ ſtieß ſie hervor und ſank auf einen Stuhl; „wo iſt er, ihr Knaben, wo habt ihr den alten Meiſter Daniel Baſch gelaſſen?“

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen ſie und ſchrieen wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamſell!“

Da ſchnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?“ rief ſie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, ſo könnt Ihr's ſelber ſehen!“

Aber Riekchen drehte ſich nicht; wie in Todesangſt flog ſie auf ihr Bündel zu, bemächtigte ſich desſelben und war im Augenblick zur Thür hinaus. „Ich lauf zum Phyſikus! zum Phyſikus!“ rief ſie in der Eile noch zurück; dann lief ſie wie ein Bruushähnchen auf dem Damme der Stadt ent-

gegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten ſorgfältig in ihres Mannes Wäſche.

Das auffällige Gebahren des kleinen Mamſellchens hatte freilich ſeinen Grund: ſie hatte dem Meiſter — ſo wurde anderen Tags erzählt — in ihrem Bündel ſein vor vierzig Jahren angefertigtes Todtenhemd nachgetragen, das dieſer ihr Tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit ſie es mit ihren Linnenſachen durch die Wäſche gehen laſſe. Sie hatte ſich nun doch geſchämt, es für den Lebenden auszupacken.

— — Als aber der Mond aufgeſtiegen war und von den Häuſern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam von draußen her ein langer Tragkorb, der in Meiſter Daniels Haus gebracht wurde; nur der Phyſikus war nebenher gegangen; Mamſell Riekchen hatte in der Straßenthür ſchon auf den Zug gewartet.

* * *

Meiſter Daniel war in eine ſchwere Krankheit gefallen; tagelang ſchon lag er ohne Beſinnung; das gute Mamſell Riekchen und die alte Arbeitsfrau ſaßen abwechſelnd Tag und Nacht an ſeinem Bette. Am erſten Tage ſchien der Zuſtand des Greiſes faſt verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meiſter! Meiſter Baſch! Beſinnen Sie ſich! Sie müſſen ſich beſinnen!“ hatte ſie ihm, ängſtlich hin und her hüpfend und an ſeinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen, aber es hatte nichts verſchlagen wollen; auch hatte dann der alte Phyſikus ihr ſtrenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war ſie ſtets gehorſam.

Um dieſe Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geſchäftsfahrt zurück und war oben an der Süderſtraße vom Wagen geſtiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebniß meiner Reiſe mitzutheilen hatte. Als ich

dann ſpäter, da ſchon alle Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, ſah ich an der offenen Hausthür von Meiſter Daniels Hauſe den hageren Nachbar Schneider ſtehen, als ob er mit ſonderlicher Befriedigung nach dem Inneren hineinhorche.

„Nun, Meiſter,“ ſagte ich, in meinem Gange inne haltend, „giebt es in unſeres armen Daniels Hauſe auch einmal wieder Fröhliches zu erlauſchen?“

Er wandte ſich zu mir und zupfte ſich wie zum Gruße in ſeinen grauen ſtaubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!“ ſagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er iſt noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Reſten aufräumen; ſchicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Geräth, alles blitzblank, alles amerikaniſch! Das arbeitet wie von ſelber; nun gar, wenn ein ſolcher Burſch dahinter ſitzt!“

Der Schneider huſtete, wie zur Beſtätigung, und zog ſich ſein grünes Wamms über die platte Bruſt. „Ein Wettersjunge war's!“ ſtieß er hervor; „und Sie werden's ſehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament iſt da herausgewachſen!“

Ich ſah ihn an, ich verſtand ſein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkſtatt, ſondern wie hinten aus dem Hofe und nur ſchwach herüberhallend ein Geräuſch wie von einem reſolut arbeitenden Handwerker.

„Ja,“ ſagte der Schneider; „dort in dem Ställchen hat er ſich eingerichtet; der Alte ſollte nicht geſtört werden.“

„Lieber Meiſter,“ ſprach ich, „warten Sie ein Weilchen! Wer iſt der Teufelskerl, der dort im Stall ſo amerikaniſch arbeitet?“

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß ſeine Brauen um einen Zoll weit in die Höhe fuhren, und betrachtete mich von Kopf zu Fuß. „Lieber Herr,“ ſagte er nachſichtig, „ich ſeh's, Sie kommen von der Reiſe, ſonſt

würden Sie's ſchon wiſſen: der Junge, der Fritz Baſch iſt vorgeſtern von Californien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Cyklop!"

Ich ſah den begeiſterten Mann etwas verwundert an: „Alſo," ſagte ich, „iſt er in den Minen nicht erſtochen worden?"

„Doch, doch, lieber Herr, das Meſſer hat er ſchon richtig zwiſchen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch beſſere Freunde als den Haſenfuß, den Amerikaner; die ſchleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen."

„Und ſein Vater, der alte Daniel," frug ich, „iſt er vor Freuden nun nicht gleich geſund geworden?"

Aber der Schneider patſchte mit ſeinen aufgehobenen Händen in die Luft und beſchrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor ſeiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts."

„Gott beſſer's!" ſagte ich und ſprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heimgekommen ſei, um durch ſeine Schuld den Vater ſterben zu ſehen. „Gott beſſer's!" ſagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte: „Ja, ja; aber der Phyſikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, ſo brächt er ihn wohl durch."

Das Arbeitsgeräuſch vom Hofe, das unſer Geſpräch begleitet hatte, war plötzlich ſtill geworden; es wurde allmählich dunkel. „Gute Nacht, Meiſter," ſagte ich; „Gott wird ja gnädig ſein."

* * *

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten beſtätigt: Fritz Baſch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hieſigen Fahrzeug angelangt; ein ſtrammer Geſell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar

Augen, als wollten ſie den Vogel aus der Luft herunterholen; die Dirnen und Burſche mochten ſich in Acht nehmen! Wie im Rauſch war er durch Haus und Garten gelaufen und, als er Alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamſell Riekchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr athemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit ſeinem Vater geſchehen, hatte er ſchon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhauſe durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meiſter Daniels Lager hingeſunken, ſtundenlang hatte er die ehrliche Hand in ſeiner gehalten, ſie geſtreichelt und geküßt; ſtundenlang hatte er auf ſeines Vaters Angeſicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meiſter aber hatte aus ſeiner Nacht an ihm vorbei nach ſeinem todten Sohn gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann ſeine Kiſte ausgepackt, in der Werkſtatt nachgeſehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen ſei, und dann draußen im Stall ſich ſeine Arbeitsſtätte aufgeſchlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte, ſo lang die Sonne ſchien, gearbeitet und Nachts an ſeines Vaters Bett geſeſſen; er ſtand jetzt Nachmittags, den Schlägel müßig in der Hand, zwiſchen ſeiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene Thür in den dunkelblauen Herbſthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitſchern der durch den Garten ziehenden Meiſen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend ſtehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten. Er hatte ſchon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da ſtand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit ſanften blauen Augen vor der offenen Thür; ſie trug einen eckigen Gegenſtand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber ſie ſah ihn ſchüchtern, faſt erſchrocken an.

„Tritt näher, little Mistress,“ ſagte er lächelnd.

„Sind Sie Herr Fritz Baſch?“ frug ſie leiſe, indem ſie zögernd einen Fuß auf die Schwelle ſetzte.

Er nickte: „Bin's nun ſeit zwanzig Jahren ſchon geweſen!“

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer biſt denn du, little fair?“ frug er wieder; „haſt du mir etwas zu beſtellen?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſagte ſie. „Ich bin des verſtorbenen Collaborators Tochter.“

„Magdalena! Die kleine Magdalena!“

Das Mädchen nickte: „Ja,“ ſagte ſie, „ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich ſchneeballten und mich ‚Kolibri‘ ſchimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine.“

„Ich weiß noch mehr, Lenchen,“ ſprach er ſinnend, „ich hob dich auch einmal aus einem Schneehaufen, in den ſie dich geworfen hatten, daß nur kaum noch dein klein Geſicht herausguckte.“

Das Mädchen ſenkte die Augen, aber ſie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus ſeinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog ſie das Seidentuch von dem Bauer, das darunter verborgen war, und ein rothbrüſtiger Dompfaff flatterte darin und ſtieß einige ſeiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz,“ rief das Mädchen, „ſeien Sie auch heute noch ſo gut und hören Sie mich an, denn das iſt der Vogel Ihres Vaters!“

„Unſer? Unſer Dompfaff?“ rief er, und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebſt noch!“ Aber plötzlich ſchienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um dieſen Vogel hatte ſein Vater in den Tod ... Er biß ſich auf die Lippen: „Wie kommſt du zu dem Vogel?“ rief er heftig.

Da fiel das furchtſame Kind vor ihm auf die Kniee: „Ich wollte ihn wiederbringen; ich dacht, das könnte den guten Meiſter geſund machen helfen!“

„Wiederbringen? So haſt du ihn vorher genommen? Weißt du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?“

Sie ſah ihn mit verwirrten Augen an; ſie nickte erſt, dann ſchüttelte ſie heftig ihren Kopf: „Es iſt erſt heut herausgekommen,“ ſtammelte ſie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich ihn hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden verſteckt gehabt!“

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, ſchien dem jungen Manne plötzlich weh zu thun; es war ein zu unſchuldig Geſichtlein, das zu ihm aufſchaute. „Komm!“ ſagte er und hob ſie ſanft vom Boden; „du mußt dich nicht ſo fürchten; ich mein es nicht ſo ſchlimm. Nun ſag mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn Jemand nur im Freien eingefangen?“

Sie ſchüttelte wieder ihr blondes Köpfchen: „Nein,“ ſagte ſie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenſter weggeholt.“

„So?“ ſagte er; „er ſchielt; ich kenn ihn noch wohl.“

„O thut ihm nichts, Herr Fritz!“ rief ſie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf; „er hat ſchon ſeine Strafe; Großmutter hat es ſeinen Lehrern angezeigt! Und ſagt auch nichts zu Mamſell Riekchen, ſagt es keinem Menſchen!“

Er ſtand und ſah wie bewundernd auf ſie nieder; aus dem noch halben Kinderangeſicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena,“ ſagte er verwirrt, „verzeih mir! Ich danke dir; ich will Alles thun, wie du es willſt; der Vogel wird gewiß den alten Meiſter Daniel wieder geſund machen; Mamſell Riekchen hat mir geſagt, er habe dich ſehr lieb; und — komm auch einmal wieder, Magdalena!“

Sie ſtand wie mit Purpur übergoſſen und ſah ſchweigend auf den Boden.

Auch er ſchwieg; da öffnete ſie den Mund.

„Wollteſt du mir etwas ſagen?“ frug er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „Wenn der Meiſter wieder ſeine guten Augen aufthut, ihm dürfet Ihr es ſagen!“

Dann ging ſie. Als er ſchon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, ſah er das blauſeidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr ſchon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin: „Nein,“ ſagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „ſie muß es ſelber holen!“

Da hörte er den Vogel in ſeinem Bauer flattern: „Komm, Papchen!“ rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hofthür zuging. „Is doch ſchön to Huus! Un nu verſök, ob du't noch bäter as de Doctor kannſt!“

* *
*

Der Vogel hing ſchon einen Tag lang in der Giebelſtube; Riekchen hatte neugierig genug an dem jungen Mann herumgefragt, aber er hatte ſie ſchelmiſch lächelnd verſichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meiſter Daniel fiel aus einem Schlafe in den anderen.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerſt war er bei dem Bürgermeiſter Lüders geweſen, der damals als ein heftiger Selbſtherrſcher regierte, aber auch ſtets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war; dann war er zum Altmeiſter ſeines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von ſeinem Gange zurückkehrte, hörte er ſchon auf der Gaſſe den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als ſei der Vogel erſt jetzt zum Bewußtſein gekommen, daß er zu Hauſe und bei ſeinen Freunden ſei.

Fritz überfiel die Sorge, der ſtarke Ton könne doch den Kranken ſtören, und ging eilig der Treppe zu. Mamſell Riekchen ſteckte den Kopf aus der Küchenthür: „Er ſchläft!“ ſagte ſie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und ſtieg raſch hinauf, um den Vogel ſtill zu machen.

Aber als er die Thür geöffnet hatte, ſah er ſeinen Vater aufrecht mit aufgeſtützten Armen in dem Bette ſitzen, als ob er eifrig lauſche; ein Ausdruck von ſeligem Behagen lag auf ſeinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte ſich nicht ſtören laſſen, ſein Schlag ſchallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutſam an das Fußende des Bettes; da wandte Meiſter Daniel ſeinen Kopf, und mit Schrecken ſah der Sohn ſeine Augen ſtarr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umſonſt; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blaſſen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Min Fritz!“ kam es zitternd von ſeinem Munde, und er ſtreckte die Arme gegen ſeinen Sohn und hielt ihn feſt an ſeiner Bruſt. Und wieder ſchob er ihn von ſich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und ſtrich mit zitternder Hand über den Bart auf ſeiner Lippe; dann ſah er wieder auf den unabläſſig ſchlagenden Dompfaff. Aber die noch ſchwache Kraft ermüdete; er ſchien auf einmal ſich nicht finden zu können; ſein Vogel ſang, ſein Sohn lag in ſeinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leiſe, „wo ſünd wie eegentlich?“

Da ſtürzten dem Sohn die lang verhaltenen Thränen: „To Huus! To Huus, Vatter! Un ick bin bi di, un unſ' ol Vagel ſingt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ ſtammelte der Alte; dann ſank er zurück auf ſeine Kiſſen, und ſein Herrgott ſandte ihm den ſanften Schlummer der Geneſung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte Einer dem Anderen eine Anzeige im neuen Wochenblatt, und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeiſter ſtecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beiſtande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenen Böttchergeſellen Beſtellungen jeglicher Art wiederum prompt und ſauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Baſch, Böttchermeiſter.“

Da kam Arbeit genug, denn die Theilnahme des ganzen kleinen Gemeinweſens hatte ſich den Beiden zugewandt; auch ſchonte der Nachbar Schneider ſeinen letzten Athem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte Jeder wenigſtens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikaniſchen Sohnes haben; und da die Arbeit, nach wenig Wochen, auch unter Hülfe des geneſenen Meiſters, überall nach Wunſch geliefert wurde, ſo ging aus manchem flüchtigen Beſteller ein feſter Kunde hervor.

Nicht lange, ſo hantirte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkſtatt und griff nach fröhlich ertheilter Anweiſung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteſte der beiden „Swemmer“. Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geſelle, auf Beſuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vorüber und erſt die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin Abends in den Garten; ſie gruben allmählich Alles um und um und legten Erbſen und ſäeten Wurzeln und Mairüben und Peterſilie, und Meiſter Daniel ſtand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkiſche Weizen an die Reihe kam. Und als nun Alles

fertig und sauber war, wurden Mamsell Riekchen und der Geselle auf Sonntag zum Mittag eingeladen, und im besten Gutbier tranken sie auf reiche Ernten für die Zukunft.

* *
*

Ich darf noch Eines nicht vergessen, was zwischen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem ersten Wiederfinden, geschah. Mamsell Therebinte — sie hat es später dem Physikus erzählt — saß strickend in der Giebelstube an dem Fenster, während Fritz an seines Vaters Bette seine californischen Erlebnisse berichtete; der Alte, mit dem es rüstig aufwärts ging, war schon kräftig genug, um sie ohne Nachtheil hören zu können; er saß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Messerstich, wobei sein ausgegraben Gold wie Teufelsspuk verschwunden sei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzusetzte: „Doch das weißt du ja, mein Vater; ich hab dir derzeit ja den langen Brief geschrieben"; da hatte der Alte die Augen groß geöffnet, und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend ansehe.

„Ja, Vater," sagte er rasch; „nun weiß ich's wohl, es war eine böse Dummheit; aber so wird man in der Fremde: ich meint, ich dürfe nun nicht wieder schreiben, — nur verdienen und, wenn's genug wär, dann mich selber mit nach Hause bringen. Und das ging langsam, Vater, und wurd auch nicht zu viel; aber" — und er verfiel in sein geliebtes Plattdeutsch; „is doch all suur un ehrlich verdeent Geld!"

Der Alte hatte sich gefaßt; er drückte seinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld tosamen," sagte er, „dat is genog." Aber der Klang der Stimme war so trübe, als berge ein großer und verschwiegener Kummer sich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesschreck durch das Gehirn des

jungen Mannes: „Vatter,“ rief er; er zwang ſich, daß er es nicht laut herausſchrie — „du heſt de Breef nich krägen!“

Die Augen von Vater und Sohn ſtanden eine Weile vor einander, als wagten ſie nicht ſich anzublicken. Endlich ſprach der Alte langſam: „Da du mi fragſt, min Sön — ick heff din Breef nich krägen.“

— „Un du heſt all de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikaner, hier in de Stadt herumlagen?“

„Nix wider; he hett mi't ſülm vertellt.“

Ein furchtbarer Schmerz ſchien den jungen Körper zu erſchüttern: „O, Vatter! O, min Vatter!“ ſtammelte er.

Aber Meiſter Daniel nahm den Kopf ſeines Kindes zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände: „Min Fritz,“ ſagte er zärtlich, „ick weet ja nu, du harrſt mi nich vergäten; dat Anner — dat deit nu nich mehr weh!“

Da ſchloſſen eine junge und eine alte Hand ſich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der Kopf des Jünglings ruhte mit geſchloſſenen Augen neben dem des Alten auf dem Kiſſen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenſter mit erregten Fingern ſtrickte, bis endlich ſein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er ſeinen Vater und ging hinab zu ſeiner Arbeit.

* *
*

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittages mit dem Phyſikus auf der Kegelbahn zuſammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meiſter Daniel. „O, dem iſt wohler, als ihm je geweſen!“ ſagte der alte Herr und blickte dabei behaglich ſeiner, wie immer geſchickt geworfenen Kugel nach. „Was die Leute wunderlich an ihm hießen, hat ſeine Krankheit ſchier ihm weggenommen; aber, ſeltſamer Weiſe, dann noch Eins dazu!“

„Noch Eins?“ frug ich; „doch nicht zum Unheil?“

„Nein,“ ſagte der Phyſikus; „ich denke, wohl zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut ſein, denn von der Geſchichte mit dem Brautloch iſt ihm jede Erinnerung erloſchen.“

„Aber der eine von den Swemmern iſt ja Lehrling in ſeinem Hauſe!“

„Nur der Sohn weiß, was er dem zu danken hat.“

Ich nickte: „Möge es ſo bleiben!“

„Amen!“ ſagte der alte Medicus und griff nach ſeiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erſte Mal nach ſeiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, ſah ich unſeren Meiſter Daniel; Fritz war derzeit vor Kurzem Meiſter geworden. Es war im Spätſommer nach Feierabend, als ich, von dem nächſten Dorfe kommend, die Süderſtraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhauſe ſaß der Alte mit ſeinem jetzt ſchneeweißen Kopfe und hielt bei der noch herrſchenden Schwüle ſein blaues Zipfelmützchen zwiſchen den gefalteten Händen auf den Knieen, neben ihm im Sommerhütchen ein hübſches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß ſie des Collaborators Lenchen ſei. Die Beiden ſchienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenſtamme lehnende Meiſter Fritz ihnen vortrug; beſonders die junge Blonde, nach ihrem anmuthigen Lächeln zu urtheilen, ſchien lauter goldene Worte zu hören. Aus den Gärten, durch die Gänge zwiſchen den Häuſern wehten ſchon die Herbſt-Reſedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pauſe folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenſter ſitzenden Mamſell Therebinte hatte zukommen laſſen; dann aber, da mir zwiſchen dem alten Meiſter und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Antheil von den californiſchen Spitzbubengeſchichten. Wir lachten Alle:

und in das freundliche alte Geſicht ſchauend, ſprach ich: „Wahrhaftig, Meiſter, jetzt iſt es, wie ich's mir nicht anders vorgeſtellt. Ihr habt jetzt Alles wieder und mehr noch, als Ihr einſt gehabt habt: hier Euren Sohn, den neuen Meiſter, dort oben Euren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang ſein Gnadenbrot frißt; dazu das Fräulein Therebinte, und — ich war aufgeſtanden und machte ein huldigendes Compliment vor Magdalena — vor Allem hier die junge Freundin — nun aber überſtreichet auch den Tod auf Eurem alten Hausſchild und laſſet wieder eine friſche rothe Roſe darauf malen!“

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille; nur der Alte, durch deſſen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor ſich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!“ ſagte er, ohne aufzuſehen; „Sie vergaßen Eine; die iſt nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. — Nachher, dann mag mein Fritz die friſche Roſe malen laſſen; die meine, lieber Herr, die iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

Ich ſah es wohl, wie der hübſche Mädchenkopf bei dieſen Worten ſich erröthend ſenkte; auch, welch ein Blick voll heißer Lebenszuverſicht aus den Augen des jungen Meiſters auf ſie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgeſtanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlaſſen, nach ſtummem Gruß mit zitternden Schritten in ſein ſchon dunkelndes Haus zurück.

* *
*

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalena fanden ſie ihn mit gefalteten Händen in ſeinem Bette ſanft entſchlafen.

— — Das iſt es, was ich aus dieſen engen Wänden zu erzählen hatte.

Schweigen.

Es war ein niedriges, mäßig großes Zimmer, durch viele Blattpflanzen verdüſtert, beſchränkt durch mancherlei altes, aber ſorgſam erhaltenes Möbelwerk, dem man es anſah, daß es einſt für höhere Gemächer angefertigt worden, als ſie die Miethwohnung hier im dritten Stock zu bieten hatte. Auch die ſchon ältere Dame, welche, die Hand eines vor ihr ſtehenden jungen Mannes haltend, einem gleichfalls alten Herrn gegenüberſaß, erſchien faſt zu ſtattlich für dieſe Räume.

Das zwiſchen den drei Perſonen herrſchende Schweigen war einer längeren Berathung gefolgt, welche Mutter und Sohn ſoeben mit ihrem langjährigen Arzte gehalten hatten. Veranlaſſung zu dieſer mochte der Sohn geweſen ſein: denn obwohl von hohem, kräftigem Wuchſe gleich der Mutter, zeigten die Linien des blaſſen Antlitzes eine der Jugend ſonſt nicht eigene Schärfe, und in den Augen war etwas von jenem verklärten Glanze, wie bei denen, welche körperlich und geiſtig zugleich gelitten haben.

„Du gehſt, Rudolf?“ ſagte die Mutter, während der Zug eines rückſichtsloſen Willens, der ſonſt ihren noch immer ſchönen Mund beherrſchte, einer weichen Zärtlichkeit gewichen war.

Der Sohn neigte ſich auf ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig. „Nur meine noch immer vorgeſchriebene Stunde,

Mutter.“ Dann grüßte er freundlich nach dem alten Herrn hinüber und verließ das Zimmer.

Faſt leidenſchaftlich, als könne ſie ihn allein nicht gehen laſſen, waren die dunklen Augen der Mutter ihm gefolgt; ſchweigend ſtarrte ſie auf die wieder geſchloſſene Zimmerthür, während ihr Ohr lauſchte, bis die Schritte in dem Unterhauſe verhallt waren.

Der alte Arzt hatte ſeinen Blick, in dem die Gewohnheit ruhigen Beobachtens unverkennbar war, eine Weile auf ihr ruhen laſſen; jetzt ließ er ihn durch die offene Thür eines anſtoßenden Zimmers über die in Öl gemalten Bildniſſe einiger ſtern- und bandgeſchmückten Herren wandern, welche dort ſammt ihren geſchwärzten Goldrahmen eine Unterkunft gefunden hatten. Aber ein Seufzer, der der Frauenbruſt entſtieg, als ob eine ſchwere Gedankenreihe dadurch abgeſchloſſen würde, wandte ſeinen Blick zurück. „Mein Sohn!“ murmelte die Dame ſchmerzlich und ſtreckte beide Arme nach der Thür, durch welche dieſer fortgegangen war.

Der Arzt rückte ſeinen Stuhl neben ihren Seſſel. „Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau,“ ſagte er beſchwichtigend. „Sie haben ihn ja wieder.“

Sie blickte ihn raſch und durchdringend an: „Iſt das Ihr Ernſt, Doctor? — Habe ich ihn wirklich wieder? Wird ſie Beſtand haben, dieſe — Heilung?“

„Ich bin nicht Specialiſt, ſondern nur Ihr Hausarzt,“ erwiderte der alte Herr; „aber nach dem Schreiben des dirigirenden Arztes — auch iſt hier eine äußere Urſache unverkennbar: Ihr Rudolf hatte erſt eben die Akademie verlaſſen; die Verantwortlichkeit des Amtes war bei ſeiner zarten Organiſation — denn die hat er trotz ſeines kräftigen Baues — zu unvermittelt über ihn gekommen; ich entſinne mich ähnlicher Fälle aus meiner Praxis.“

Die Frau Forſtjunkerin von Schlitz — auf dieſer Titelſtufe hatte ihr frühverſtorbener Gemahl die Dame mit ihrem

einzigen Kinde zurückgelaſſen — blickte eine Weile vor ſich hin. „Ja, ja, Doctor,“ ſagte ſie dann, und ihr Ton war nicht ohne Bitterkeit, „des Herrn Grafen Excellenz, dem mein Sohn ſo glücklich iſt zu dienen — je mehr ihm Gold und Ehren zufließen, deſto unerſättlicher verlangt er auch die letzte Kraft des Menſchen, und ſeine Forſtbeamten — Wege- und Brückenbauen iſt noch das Mindeſte, was ſie außer ihrem Fach verſtehen ſollen. Aber — die ähnlichen Fälle, deren Sie erwähnten, wie wurde es damit?“

„Es wurde dann nichts weiter,“ erwiderte der Arzt; „ſie waren beide nur vorübergehend.“

„Und die Verhältniſſe waren ähnlich?“

„Ganz ähnlich; nur daß dort nicht ein Amt, ſondern in beiden Fällen ein verwickeltes Kaufgeſchäft auf junge, ungeübte Schultern fiel. Eines freilich, was ich nicht gering anſchlagen möchte, ja, was wohl erſt die Heilung ſicher ſtellte, war dort anders.“

„Und was war dieſes Eine?“ unterbrach die Dame, die ihm die Worte von den Lippen las.

„Es iſt nicht eben unerreichbar,“ ſagte der alte Herr lächelnd; „von meinen damaligen Patienten war der eine eben verheirathet, der andere heirathete gleich darauf.“

„Verheirathet!“ — faſt wie eine Enttäuſchung klang dieſer Ausruf — „Sie ſagen das ſo leicht hin, Herr Doctor; aber ich habe bei meinem Sohn kaum jemals eine Neigung noch entdecken können; — freilich einmal in den Ferien bei ihrem Liebhabertheater — Sie entſinnen ſich wohl der ſchlanken, ſchwarzäugigen Baroneſſe? Sie hatte ihn einmal, da er in der Probe ſtecken blieb, ſo boshaft ausgelacht!“

Der Doctor ſtreckte abwehrend beide Hände aus: „Nein, nein, Frau Forſtjunker; ſolche Damen, erſte Liebhaberinnen auf der Bühne, Amazonen zu Pferde, die ſind hier nicht verwendbar. Ein deutſches Hausfrauchen, heiter und verſtändig; nur keine Heroine!“

Frau von Schlitz ſchwieg. Während der Doctor dieſes Thema eingehender behandelte, ſtand die Geſtalt eines blonden Mädchens vor ihrem inneren Auge: aus der geißblattumrankten Gartenpforte eines ländlichen Pfarrhauſes war ſie ihr entgegengetreten; ſo hoch faſt wie ſie ſelber, und doch als ob ſie mit den vertrauenden Augen zu der älteren Frau emporblicke; dann wieder ſah ſie das Mädchen in der engen, aber ſauber gehaltenen Kammer, wie ſie mit ihren kleinen, feſten Händen neben dem eigenen Bette ein halb gelähmtes Brüderchen in die Kiſſen packte und nach fröhlichem Gutenachtkuß gleich wieder helfend zu der Mutter in die Küche eilte; und wiederum — vor einen Kinderwagen hatte das ſchlanke Mädchen ſich geſpannt; der Wagen war voll beſetzt, und es ging durch den tiefen Sand eines Feldweges; mitunter entfuhr ein lachendes „Oha!“ den friſchen Lippen, und ſie mußte ſtille halten; die gelöſten Haare aus dem gerötheten Antlitz ſchüttelnd, kniete ſie plaudernd zu der kleinen Fahrgeſellſchaft nieder; aber überall mit ihr waren die ſchönen, gläubigen Augen und ihre reine, heitere Stimme.

Der Doctor wollte ſich zum Gehen rüſten; doch die Frau vom Hauſe, die eben aus ihrem Sinnen aufſah, legte die Hand auf ſeinen Arm. „Nur noch eine Frage, lieber Freund; aber antworten Sie mit Bedacht! — Würden Sie einem ſo Geheilten Ihre Tochter zur Ehe geben?“

Der Doctor ſtutzte einen Augenblick. „Der Fall, gnädige Frau,“ ſagte er dann, „müßte wenigſtens möglich ſein, um Ihnen hierauf antworten zu können; Sie wiſſen, daß ich keine Tochter habe.“

Die Dame richtete ſich mit einer entſchloſſenen Bewegung in ihrer ganzen Geſtalt vom Seſſel auf. „N'importe!“ rief ſie, die geballte Hand gegen die Tiſchplatte ſtemmend. „Ich habe nur den Sohn und ſonſt nichts auf der Welt!“

Der Arzt blickte ſie fragend an, aber nur einen Augenblick; jene Worte lagen jenſeit der Grenze ſeiner Pflichten;

er empfahl nur noch, die letzten Wochen des dem Sohn gewährten Urlaubs zu einer Herbſtfriſche auf dem Lande zu benutzen.

Frau von Schlitz nickte. „Ich dachte eben daran," ſagte ſie leichthin. Kaum aber hatte hinter dem Fortgehenden ſich die Thür geſchloſſen, als ſie ſchon in dem anſtoßenden Zimmer an ihrem Schreibtiſche ſaß, über dem das Bildniß ihres Vaters in der rothen Kammerherrnuniform auf ſie herabſah.

„Meine gute Margarethe" ... dieſe Worte waren mit fliegender Feder aufs Papier geworfen; denn jenes blonde Mädchen war kein bloßes Phantaſiebild: es war die Tochter einer Jugendbekanntſchaft, der Gattin eines Landpfarrers, in deſſen Hauſe ſie auf dem Wege nach Rudolfs amtlichem Wohnorte im Frühling eingekehrt und aufs Dringendſte zu längerer Wiederholung ihres Beſuches nebſt ihrem Sohne eingeladen war.

Aber der raſch geſchriebenen Anrede folgte zunächſt nichts Weiteres; war es der Schreiberin doch, als habe plötzlich die Hand der hübſchen Baroneß ſich auf die ihrige gelegt. Langſam lehnte ſie ſich zurück; ein Strom erwünſchter Bilder und Gedanken zog an ihr vorüber; gewiß, das übermüthige, nur noch kurze Zeit von einem Vormunde abhängige Kind würde gar gern ihr Freifrauenkrönchen gegen den ſchlichteren Namen einer Frau von Schlitz vertauſchen! Rudolf und dieſes Mädchen! Sie hob ſich unwillkürlich von ihrem Seſſel; ihr war, als würden vor einem kerzenhellen Saal die Flügelthüren aufgeriſſen, und ſie ſchreite als Mutter neben dem prächtigen Paare hindurch. — Aber — der Doctor! Die ſtolze Frau ſank düſter in ſich zuſammen; der Doctor hatte ja nur ausgeſprochen, was ſie in ihren eigenen Gedanken längſt auf und ab erwogen hatte. Ja, wenn das Letzte nicht geweſen wäre! Eine Angſt vor der Zukunft, eine furchtbare Vorſtellung überfiel ſie. „Mein Sohn! Mein Kind!" Es kam wie ein lauter Aufſchrei aus ihrer Bruſt,

und als habe ſie ſich ſelbſt aus einem Traum erweckt, blickte ſie unſicher und mit großen Augen um ſich: „Gott ſei gelobt; er ſelber weiß es nicht, an welchem Abgrund er geſtanden hat.“

Bald hatte ſie ſich gefaßt; es mußte ſein, es mußte gleich geſchehen. Flüchtig ſtreiften ihre Augen über das kalte Antlitz, das im Bilde auf ſie herabſah; dann ſchrieb ſie in kräftigen Zügen und mit Bedacht den Brief an die Frau Paſtorin zu Ende.

* *
*

Seit drei Wochen waren Mutter und Sohn nun auf dem Dorfe; ein eigenes Quartier zwar hatten ſie in der Küſterwohnung gefunden, im Übrigen aber gehörten ſie bei den gaſtfreien Pfarrersleuten faſt wie zur Hausfamilie. Rudolf war ſichtbar gekräftigt; ſeine Wangen hatten ſich gebräunt, Aug und Ohr begannen wieder ein heiteres Begegnen mit Allem, was er in Haus und Feld auf ſeinem Wege traf. Dazu hatte nicht nur die Gegenwart der anmuthigen Pfarrerstochter, ſondern faſt nicht weniger das tüchtige Weſen des Pfarrers ſelbſt geholfen, der es meiſterlich verſtand, was er „ein Schwachgefühl“ zu nennen liebte, mit ſchelmiſchen Worten aus den geheimſten Winkeln aufzujagen. So war denn auch in den hellgetünchten Zimmern des Pfarrhauſes wenig davon zurückgeblieben; nur die Frau Paſtorin mochte ſich wohl einmal, vielleicht zur Erholung von all der Kinder- und Küchenwirthſchaft, eine ſentimentale Anwandlung zu Gemüthe führen, wobei ſie dann ihren Redeſchmuck den zwei einzigen Opern, welche ſie in ihrem Leben geſehen hatte, dem „Freiſchütz“ und der Weiglſchen „Schweizerfamilie“, zu entlehnen pflegte. Wenn aber der Pfarrer nach einer Weile ruhigen Gewährenlaſſens wie in gutherziger Theilnahme ſich ihrer Hand bemächtigte: „Mutter, iſt heut wohl Emmelinentag?“ dann flog freilich ein Wölkchen leich-

ten Mißbehagens über ihr braves Angeſicht, bald aber mußte ſie doch ſelber lachen und war wieder daheim in der Luft ihres werkthätigen Hauſes.

Auch Rudolf mußte ſich bald dieſe freundliche Überwachung gefallen laſſen. Eines Nachmittags, als eben die Septemberſonne ihr letztes Abendgold über die Wände des gemeinſamen Wohnzimmers warf, hatte er das alte Clavier zurückgeklappt und ließ nun eine der ſchwermüthigen Notturnoklagen des von ihm vielgeliebten und -ſtudirten Chopin in den ſinkenden Tag hinausklingen. Der Paſtor, durch das meiſterhafte Spiel aus ſeiner Studirſtube hervorgelockt, hatte ſich leiſe hinter ſeinen Stuhl geſtellt und verharrte ſo in aufmerkſamem Lauſchen bis ans Ende; dann aber legte er ſchweigend die Haydnſche G-dur-Sonate mit dem Allegretto innocente aufs Pulpet, die er ſchon bei ſeinem Eintritt in der Hand gehalten hatte. Rudolf blickte auf und um, und da er den Paſtor erkannte, nickte er gehorſam, ſchüttelte wie zur Ermunterung noch ein paar Mal ſeine geſchickten Hände, und bald erklangen die heiteren Fiorituren des unſterblichen Meiſters und füllten das Zimmer wie mit Vogelſang und Sommerſpiel der Lüfte. „Bravo, junger Freund!“ rief der Pfarrer, der wie alle Anderen, die Frau Forſtjunkerin nicht ausgeſchloſſen, mit entzücktem Angeſicht gelauſcht hatte; „das hat rothe Wangen; wir haben kaum gemerkt, wie Sie uns durch die Dämmerung hindurch geſpielt haben! Nun aber Licht! die Schneiderſtunde iſt zu Ende!“

Die zehnjährige Käthe lief hinaus; Anna aber, als wollte ſie ſich zu ihm emporſtrecken, hatte ſich dicht an die Schulter des kräftigen Vaters geſtellt und blickte mit aufmerkendem Lächeln zu ihm auf; es war recht ſichtbar, daß die Beiden eines Blutes waren.

Ein freundlicher Verkehr, dem es bald an einer verſchwiegenen Innigkeit nicht fehlte, hatte zwiſchen Rudolf und dem blonden Mädchen ſchon vom erſten Tage an be-

gonnen, wo noch das blaſſe Antlitz des Geneſenden die Schonung der Geſunden anzuſprechen ſchien; durch die ſcheue Jungfräulichkeit des Mädchens war wie aus der Knospe etwas von jener Mütterlichkeit hervorgebrochen, in deren Obhut auch der Mann am ſicherſten von Leid und Wunden ausruht. Wenn aus der überwundenen Nacht noch ein Schatten ihn bedrängen wollte, wenn vor der nächſten Zukunft eine Scheu ihn anfiel, dann ſuchte er unwillkürlich ihre Nähe, und wo er ſie immer antreffen mochte, im Garten oder in der Küche, die Welt erſchien ihm heller, wenn er auch nur das Regen ihrer fleißigen Hände ſehen konnte. Oft aber, wenn ſie eben beiſammen waren, hatten ſchon die ahnenden Augen des Mädchens ihn geſtreift, und bald mit ſtillen, bald mit neckenden Worten ließ ſie ihm keine Ruhe, bis er im friſchen Tageslichte vor ihr ſtand.

Frau von Schlitz hatte anfangs beobachtet; dann hatte ſie die jungen Leute ſich ſelber überlaſſen. Gewiß, wenn irgend eine, ſo war dies die Frau, wie ſie der Doctor ihrem Sohn verordnet hatte!

Übrigens war Rudolf nicht der einzige junge Mann, welcher ſich eines Verkehres mit dem Mädchen zu erfreuen hatte: ein entfernter Vetter, ein hübſcher Mann mit treuherzigen braunen Augen, der hier im Hauſe „Bernhard“ genannt wurde und ſich mit Anna duzte, kam an den Sonntagnachmittagen von ſeinem nicht allzu fernen Hof herübergeritten. Die beiden jungen Männer hatten ſich bald als Schulkameraden aus den unteren Claſſen des Gymnaſiums erkannt, und Rudolf fand, je kräftiger er wurde, an Bernhards friſchem Weſen immer mehr Gefallen. Deſto geringeres Glück machte dieſer bei Rudolfs Mutter, die ihn ſichtlich, freilich ohne ihn dadurch zu beirren, von oben herab behandelte; denn nur ihrem Auge war es nicht entgangen, daß auch der junge Hofbeſitzer der blonden Pfarrerstochter eine ebenſo ſtille als gefliſſentliche Verehrung widmete.

Eines Nachmittags war Bernhard zu Wagen und ſelbander angelangt; ſeine Schweſter Julie, die ihm den Haushalt führte, ſaß an ſeiner Seite. „Das freut mich!“ rief der Paſtor, als er das friſche Mädchen gleich darauf der Frau von Schlitz entgegenführte; „dieſes Prachtkind mußten Sie noch kennen lernen!“

Aber die Dame blickte mit ziemlich kühlen Augen auf das „Prachtkind“, deren Antlitz nur zu ſehr die Züge ihres Bruders zeigte; und die ſtürmiſche Begrüßung der von Anna herbeigeholten Kinder kam zur rechten Zeit.

Eine Stunde ſpäter, da ſie mit der Paſtorin am Fenſter ſaß, ſah Frau von Schlitz die beiden jungen Paare, Bernhard mit Anna und hinter dieſen Rudolf mit der braunen Julie, auf einem Feldwege dem nahen Walde zuſchreiten. Die Pfarrfrau, die ſich heute ihre Freiſchützphantaſien gönnte, hatte den noch einmal rückſchauenden Mädchen lebhaft zugenickt. „Nicht wahr, Fernande,“ wandte ſie ſich jetzt an ihre Jugendfreundin, „ich ſage immer: ‚Ännchen und Agathe‘. Nun hat das Ännchen gar einen Max zur Seite, um ihm die Grillen wegzuplaudern!“

Die Angeredete nickte nur, ohne die Augen von der Gruppe draußen abzuwenden, welche jetzt durch eine Biegung des Weges ihrem Blick entzogen wurde; ſie wußte ſelbſt nicht, war es Zorn oder ein Gefühl der Demüthigung, das ſie bedrängte; aber — gewiß, die Schweſter war heute nicht ohne Abſicht von dem Bruder mitgenommen worden!

— — Es kam doch anders, als ihr Scharfſinn, vielleicht auch, als Bernhard ſelber es gedacht hatte. Zum erſten Male ſah Rudolf ſich in Annas Gegenwart zu einer Anderen gezwungen, und wiederum, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe, hatte ſich zu ihr ein junger Mann geſellt, der nicht er ſelber war. Schweigend folgte er dem anderen Paare an der Seite ſeiner hübſchen redſeligen Partnerin; ſeine Augen hingen an der ſchlanken Geſtalt der Voran-

ſchreitenden, an der anmuthigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbſthauche die goldblonden Härchen wehten, während ihr Antlitz ſich in freundlicher Wechſelrede dem jungen Landmann zuwandte. Eine brennende Sehnſucht ergriff ihn; ja, er konnte ſich nicht verhehlen, ein Groll war in ihm aufgeſtiegen, er wußte nicht, ob nur gegen Bernhard, oder ob auch gegen ſie, die Schöne, Ungetreue, ſelber.

„Was denken Sie doch einmal, Herr von Schlitz?“ ſagte plötzlich das muntere Mädchen, das an ſeiner Seite ſchritt: „Sollte nicht auch ein Bröcklein für mich dazwiſchen ſein?“

Er ſah ſie flüchtig an. „Vielleicht,“ erwiderte er langſam, „daß man Ihnen, Fräulein Julie, keine Brocken bieten dürfe.“

Sie lachte; ſie hatte es längſt heraus, daß ſie ihm nicht die Rechte ſei, und das Geſpräch wandte ſich in zierlich ſpitzen Reden weiter, die bald lebhaft hin und wieder flogen. Als aber Anna jetzt den Kopf zurückwandte, da traf ſie ein ſo leidenſchaftlicher Blick aus Rudolfs Augen, daß ein helles Roth ihr über Stirn und Wangen ſchoß. Verwirrt, das Haar ſich langſam von der Stirne ſtreichend, blickte ſie ihn an. „Ihnen iſt doch wohl, Herr Rudolf?“ frug ſie ſtockend; die offenen Lippen ſchienen kaum zu wiſſen, was ſie ſprachen. Auch war die Frage, wenn nicht ohne Grund, doch jedenfalls zu früh geſtellt; denn erſt jetzt, wie von innerer Erſchütterung, erblaßte das Geſicht des jungen Mannes.

Als aber ſtatt ſeiner die muntere Freundin der Vorangehenden zurief: „Wen meinſt du, Anna? Doch nicht Herrn von Schlitz? Dem iſt ſehr wohl; er mag nur ſeine Schätze nicht verſchwenden!“ da hatte Rudolf es gewagt, ſich nur noch tiefer in die blauen Augen zu verſenken. „Sehr wohl!“ ſagte dann auch er, die beiden Worte leis betonend; und das jungfräuliche Antlitz, das wie gebannt ihm ſtill gehalten

hatte, lächelte und wandte ſich zurück, und Rudolf ſah noch einmal die tiefe Purpurgluth es überſtrömen.

In träumeriſcher Hingebung lauſchte er jetzt dem reinen Klang ihrer Stimme, wenn ſie auf Bernhards Fragen über die ſoeben erreichte Holzung dieſem jede Auskunft zu ertheilen wußte.

Freilich wurde dieſer Stimmung bald ein Dämpfer aufgeſetzt; denn ſeine Hoffnung, auf dem Rückwege nun an Annas Seite zu gehen, wurde nicht erfüllt; gefliſſentlich, wie ihm nicht entgehen konnte, hatte ſie ſich zu Bernhards Schweſter geſellt; ja, die beiden Mädchen enteilten ihnen bald völlig, wie ſie angaben, um den geſtrengen Herren die Abendmahlzeit anzurichten.

Einſilbig folgten dieſe; Beide ſchienen ganz den eigenen Gedanken nachzuhängen; um der Mahlzeit willen hätten die Mädchen nicht zu eilen brauchen.

— — Nach dem Abendeſſen waren die auswärtigen Gäſte fortgefahren, und auch Rudolf und ſeine Mutter, von Anna und dem Pfarrer vor die Hausthür geleitet, nahmen Abſchied und ſchritten durch die kühle Herbſtnacht ihrer Wohnung zu. Schon hatten ſie den kleinen Vorgarten des Küſterhauſes betreten, als es der Mutter einfiel, daß ſie eine nothwendige Beſtellung an die Frau Paſtorin vergeſſen habe; aber vielleicht war es ja noch nicht zu ſpät, und Rudolf machte ſich auf den Rückweg, um womöglich das Verſäumte nachzuholen.

Unter den Strohdächern der Bauernhäuſer, welche an der Dorfſtraße lagen, war ſchon Alles dunkel, manche verſchwanden ganz in dem Schatten ihrer alten Bäume; nichts regte ſich als oben in der Höhe das ſtumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels, und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirſches. So hatte Rudolf es in den Nächten nach ſeinem Amtsantritte in ſeiner einſam belegenen Förſterwohnung auch gehört; nun war

er lange fern geweſen; aber bald, ſchon in den nächſten Tagen, mußte er dahin zurück. Da es abermals vom Wald herüberſcholl, ſchritt er raſcher, als ob er dem entgehen wolle, in das Dorf hinab.

Als er den Hof des Pfarrhauſes betrat, ſah er, daß auch dort ſchon alle Fenſter dunkel waren; nur Anna ſtand noch auf der Schwelle vor der Hausthür, auf derſelben Stelle, von welcher ſie vorhin den Fortgehenden nachgeblickt hatte. Er konnte ſie bei dem hellen Sternenſchimmer leicht erkennen; auch daß ihre Augen geſenkt waren, und daß ihr blondes Haupt ſich wie zur Stütze an den Pfoſten des Thürgerüſtes lehnte.

Beklommen blieb er ſtehen, das Glück war wie ein Schrecken über ihn gekommen: nur ſie und er, wie in der Einſamkeit des erſten Menſchenpaares.

Doch auch als er dann tief aufathmend näher trat, blieb die Geſtalt des Mädchens unbeweglich. „Fräulein Anna!“ ſagte er bittend und legte ſeine Hand auf ihre Hände, die gefaltet über ihren Schoß herabhingen.

Sie duldete es, als habe ſie ihn hier erwartet, als ob ſein Kommen ſich von ſelbſt verſtehe; aber nur ein Zittern fühlte er durch ihre Glieder rinnen; ihre Augen, nach deren Blick er dürſtete, erhob ſie nicht.

„Ich bin es; Rudolf!“ ſagte er wieder. „Oder wollten Sie mir zürnen, Anna?“

Da hob ſie das Haupt, es leiſe ſchüttelnd, von dem harten Pfoſten und blickte mit unſäglichem Vertrauen zu ihm auf.

Und wie es dann geſchehen, ob noch ein Laut von ihren Lippen oder nur der Nachthauch in den Gartenbäumen, nur das ſtumme Sternenfunkeln über ihnen ſeiner jungen Liebesſcheu zu Hülfe kam, das haben ſie ſpäter ſelbſt nicht ſcheiden können; aber der Augenblick war da, wo er das Weib und ſie den Mann in ihren Armen hielt.

Und als auch der vorüber, da ſprachen auch ſie jenes ſchöne thörichte Wort, womit die Jugend den Sturz des Lebens aufzuhalten meint. „Ewig!“ hauchte Eins dem Anderen zu; dann gingen ſie mit glänzenden Augen aus einander, Anna zu dem verkrüppelten Bruder in die Kammer, Rudolf unter dem blitzenden Sternenhimmel in die Nacht hinaus, als wollte er empfinden, wie er mit ſeinem Glücke frei in alle Ferne ſchweifen könne.

Als er endlich in das Küſterhaus zurückgekommen war, das wie die meiſten Bauernhäuſer hier auch während der Nacht unverſchloſſen blieb, vernahm er ſchon beim Eintritt in die Kammer die Stimme ſeiner Mutter aus dem anſtoßenden Zimmer: „Ich habe nicht ſchlafen können, Rudolf; wo biſt du denn ſo lang geweſen?“

Und da ſtand die nothwendige Beſtellung wieder vor ihm; er hatte ganz darum vergeſſen.

„Iſt denn wenigſtens Alles in Ordnung?“ rief die Mutter wieder. „Es mußte nothwendig vor morgen früh beſtellt ſein.“

„In Ordnung, Mutter?“ und wie ein Jubel lachte es aus ihm heraus. „Ja, Mutter, ſchlaf nur, es iſt Alles jetzt in Ordnung!“

— — Am anderen Morgen freilich, wo der Sohn mit ſeinem übervollen Herzen die Mutter am Frühſtückstiſch erwartet hatte, blieb dieſer der Zuſammenhang nicht mehr verborgen. Der Zweck des ſo entſchloſſen ausgeführten Beſuches war ſomit erreicht, aber es ſchien faſt, als habe er dadurch an ſeinem Werthe eingebüßt; Frau von Schlitz ſaß da, als ob ſie einen inneren Widerſtreit zu ſchlichten habe. „Nun, Rudolf,“ ſagte ſie endlich, da der Sohn wie bittend ihre beiden Hände faßte, „du hätteſt freilich andere Anſprüche machen dürfen; aber wir Frauen ſind dankbarer als ihr Männer, und ſo wollen wir denn hoffen, das Mädchen werde ſich dir um ſo mehr verpflichtet fühlen.“

Was Rudolf außer der mütterlichen Zustimmung aus diesen Worten hörte, konnte kaum nach seinem Sinne sein; aber er war zu glücklich, um dawider jetzt zu streiten. Und so gingen sie denn, als der Vormittag weiter heraufgerückt war, mit einander nach dem Pfarrhause; der Sohn mit beklommenem Athemholen, wie wer die Pforte seines Glückes noch erst öffnen geht, Frau von Schlitz mit einem Lächeln der Befriedigung das frohe Staunen der guten Pastorsleute vorgenießend.

Auch wurde bei Annas Mutter ihre Erwartung nicht so ganz getäuscht; aber immerhin war bei dieser doch wesentlich das romantische Forsthaus aus dem Freischütz, das vor dem entzückten Mutterauge stand: konnte es denn eine schönere Agathe als ihre blonde Anna geben? — Der Pastor selbst war abwesend, er hatte auf einem der entlegensten Dörfer seines Kirchspiels eine Taufe zu vollziehen. Als er Abends, da schon die Kinder in den Betten waren, heimkam, wurde auch bei ihm die Werbung angebracht; aber Rudolfs Mutter mußte es erleben, daß auf die bescheidenen Worte ihres Sohnes nur ein ernstes Schweigen des sonst so heiteren Mannes folgte. Vielleicht mochte es sich diesem wieder vor die Seele stellen, daß dem jugendlichen Bewerber, wie er es wohl scherzend schon für sich bezeichnet hatte, von der langen Weibererziehung noch etwas zwischen seinen braunen Locken klebe; vielleicht, daß er seine „königliche Tochter", wie er sie in seinem Herzen nannte, einer sichereren Hand als dieser hätte anvertrauen mögen; am Ende mochte es gar Bernhard sein, den er dabei im Sinne hatte.

Auch Frau von Schlitz kam der Gedanke, und sie spürte schon den Antrieb, mit einigem Geräusche aufzustehen und ihrerseits die Unterhandlung kurzweg abzubrechen. Zum Glück begann der Pfarrer jetzt zu sprechen: es lag nicht in seiner Absicht, Hindernisse gegen Rudolfs Antrag aufzusuchen; er hatte sich nur sammeln müssen und that jetzt

ruhig eine und die andere Frage, welche nicht wohl unbeachtet bleiben konnten. Dann wurde Anna hereingerufen, und der Vater legte ſein Kind an die Bruſt des ihm vor wenig Wochen noch völlig fremden Mannes; Frau von Schlitz aber ging an dieſem Abend mit einem Unbehagen ſchlafen, über deſſen verſchiedene Urſachen ſie vor ſich ſelber jede Rechenſchaft vermied.

* * *

Am Morgen, der dann folgte, erſchien Rudolf nicht zum Frühſtück; als die Mutter in ſeine Kammer ging, fand ſie das Bett leer und augenſcheinlich ſeit lange ſchon verlaſſen; erſt nach einer weiteren Stunde trat er zu ihr in das Zimmer. Es war ihr nicht entgangen, daß ſeine Bewegungen haſtig, daß ein unſtätes Feuer in ſeinen Augen war; aber ſie bezwang ſich: „Du kommſt wohl von einem weiten Spaziergange?“ frug ſie ſcheinbar ruhig.

„Ja, ja; ich bin recht weit umhergelaufen.“

„Aber dir iſt nicht wohl! Du haſt dich überanſtrengt.“

„Du irrſt, Mutter, ich bin kräftig, wie je zuvor.“

„So ſprich, was iſt dir denn? Und laß mich nicht in ſolcher Angſt!“

Rudolf war auf- und abgegangen; jetzt hielt er inne: „Mutter,“ ſagte er düſter, „ich habe geſtern übereilt gehandelt.“

Er wollte weiter ſprechen, aber die Mutter unterbrach ihn: „Du, Rudolf, übereilt? Das war nie deine Art! Und, geſtern, ſagſt du? Geſtern?“

Er nickte ſchweigend; ſie aber ergriff leidenſchaftlich beide Hände ihres Sohnes: „Bereuſt du, Rudolf? Hat nur die Gegenwart des anderen Bewerbers dich ſo weit hingeriſſen? — Wer weiß, du hätteſt vielleicht nur ein paar Tage noch zu warten brauchen; und auch jetzt noch — —“

„Mutter!“ rief er heftig, und dann: „ich weiß von keinem anderen Bewerber.“

Frau von Schlitz besann sich. „Nun wohl,“ entgegnete sie trocken, wie durch den ungewohnten Ton gekränkt, „was willst du denn von deiner Mutter?“

„Sag mir nur Eines,“ begann er zögernd; „weiß man hier von meiner Krankheit, von meinem Aufenthalte in der Anstalt? Hat Anna davon gewußt?“

Frau von Schlitz athmete tief auf: „Sei ruhig, mein Sohn; auch für sie, wie für alle Welt, war es — und es war ja auch in Wirklichkeit nichts Anderes — nur eine Reise zur Erholung von schwerem Nervenübel.“

Aber die Augen des Sohnes blieben düster: „Ich dachte es,“ sagte er; „und nun liegt es zwischen mir und meinem Glück. Gott weiß es, in ihrer Nähe war jene furchtbare Erinnerung spurlos in mir verschwunden, und erst heute Nacht, da ich vor Übermaß des Glücks nicht schlafen konnte, brach es jäh, wie ein Entsetzen, auf mich nieder. Wie soll ich jetzt noch zu ihr sprechen, und wird sie mir glauben können, daß ich nicht absichtlich sie betrogen habe?“

Die Mutter schwieg noch eine Weile, während die Augen des Sohnes angstvoll auf ihrem Antlitz ruhten. „Du hast Recht, Rudolf,“ begann sie dann nach rascher Überlegung; „vielleicht würde deine Braut es dir nicht glauben; oder wenn auch deine Braut, so würden später bei deiner Frau doch Zweifel kommen. Und nicht nur das: wir wissen, daß es eine Krankheit war, die, wie andere, gekommen und gegangen ist; aber Frauenliebe sieht leicht Gespenster, die das theure Haupt bedrohen; sie könnten mit euch gehen in eurer jungen Ehe.“

Rudolf hatte sich plötzlich aufgerichtet, aber er war todtenblaß geworden: „Es ist noch keine Ehe,“ sagte er; „noch kann sie ihre Hand zurücknehmen, die sie so arglos in die meine legte!“

„Zurücknehmen, Rudolf?“ Frau von Schlitz zögerte ein wenig, bevor sie fortfuhr: „Hast du nie von Frauen gehört, die nur einmal lieben können und dann nie wieder? Ich möchte glauben, deine Braut gehört zu diesen.“

Die Worte klangen süß in seinen Ohren, und in seinen Augen leuchtete es wie von einem Strahl des Glückes; dann aber schüttelte er den Kopf, daß das braune Haar ihm wirr um Stirn und Augen flog: „O Mutter; aber es ist dennoch Unrecht!“

Er hatte die Worte so laut hervorgestoßen, daß sie rasch zum Fenster trat, an dem ein Gartensteig vorüberführte. „Kein Unrecht!“ sagte sie, sich wieder zu ihm wendend; „das einzige Rechtthun liegt in deinem Schweigen; und überdies: was hast du zu verschweigen?“

Unentschlossen, in schwerem Sinnen stand er vor der Mutter, während ihre Augen gespannt auf seinem Antlitz ruhten. Als er noch immer schwieg, streckte sie ihm die Hand entgegen: „Ich will dich nicht drängen, Rudolf; Eines nur versprich mir: heute noch zu schweigen und — ohne Vorwissen deiner Mutter nicht daran zu rühren!“

Rudolf hatte noch nicht geantwortet, da pochte ein leichter Finger von außen an die Thür. Anna war halb verschämt hereingetreten und stutzte jetzt ein wenig, da sie so ernsthafte Gesichter vor sich sah; aber schon hatte Rudolfs Mutter das Wort an sie gerichtet: „Du suchst wohl deinen ungetreuen Bräutigam, mein liebes Kind; und Recht hast du, er hätte lieber mit dir als mit der alten Mutter plaudern sollen!“

„Verzeihen Sie, Mama,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd; „aber die Kinder lassen mir nicht Ruh, sie wollen alle ihren neuen Schwager sehen; Käthe ist mitgelaufen und lauert draußen, die anderen stehen zu Hause vor der Thür; sie bettelten so lange, bis wir ihnen allen ihre besten Kleider angezogen hatten. — Du gehst doch mit mir, Ru-

dolf?“ ſetzte ſie mit gedämpfter Stimme dann hinzu, indem ſie den Kopf zu ihrem Liebſten wandte und ihn voll mit ihren lebensfrohen Augen anſah.

Die Mutter lächelte; denn wie vor einem Morgenhauche ſah ſie die Wolke von des Sohnes Stirn verſchwinden. „Nun, Rudolf?“ ſagte ſie und ſtreckte jetzt noch einmal ihm die Hand entgegen.

Er hatte die leis betonte Frage wohl verſtanden; aber, die Augen auf ſeiner jungen Braut und mit der einen Hand die ihre faſſend, legte er die andere mit feſtem Druck in die der Mutter.

„So geht, ihr Glücklichen!“ ſagte dieſe.

Sie gingen, und Frau von Schlitz lehnte ſich wie ermüdet auf ihren Stuhl zurück. „Hübſch iſt ſie; zum mindeſten hier, ſo zwiſchen Wald und Wieſen!“ Halb lächelnd hatte ſie es vor ſich hin gemurmelt; dann ſtand ſie auf, um ihre Morgentoilette zu vollenden.

* *
*

Der Nachmittag des letzten Sonntags war herangekommen; auch Mutter und Sohn ſollten ſich am anderen Tage trennen: erſtere, um ſich in der Reſidenz in ihren niedrigen Zimmern einzuwintern, Rudolf, um nach langer Friſt in ſein leeres Förſterhaus zurückzukehren, das er bis zum Frühjahr noch allein bewohnen ſollte; am folgenden Tage hatte er dann ſich bei der Excellenz zu melden, welche der Jagd wegen noch die letzten Herbſtwochen auf dem Lande blieb.

Schweigend hatte er ſeinen Koffer gepackt, während die Mutter noch zwiſchen Päckchen und Schachteln umherhantirte. „Geh nur zu deiner Braut!“ ſagte ſie zu dem ihr müßig Zuſchauenden; „es ſieht hier öde aus; was übrig iſt, beſorge ich ſchon allein!“

Rudolf küßte die Hand ſeiner Mutter und ging. Als

er die Dorfſtraße eine Strecke weit hinabgeſchritten war, ſah er aus der Fahrpforte des Pfarrhauſes einen Reiter ſich entgegenkommen, der, wie es ſchien, bei ſeinem Anblick das Pferd in raſcheren Gang ſetzte und dann im Galopp an ihm vorüberritt. „Bernhard!“ rief er; aber der Reiter hatte nur mit ſeinem Hut gegrüßt und war jetzt ſchon weit von ihm entfernt. Eine Weile blickte Rudolf ihm nach: „So laß ihn reiten!“ dachte er und ging langſam weiter. Als er an den Garten des Paſtorats gekommen war, ſah er ein helles Kleid zwiſchen den Bosquetpartieen ſchimmern, von welchen ein Steig zu einem Pförtchen nach der Dorfſtraße hinausführte. Anna pflegte ſonſt um dieſe Stunde ſich drinnen mit den kleinen Geſchwiſtern zu beſchäftigen; aber als er in den Garten getreten und den Steig hinabgegangen war, kam ſie bei einer Biegung desſelben ihm entgegen. „Du, Rudolf!“ rief ſie. „Ich hatte dich nicht kommen hören.“

Es war nicht der ſonſt ſo frohe Klang in ihrer Stimme; auch ſah ſie ihn nicht an, da ſie jetzt ihre Hand wie leblos in die ſeine legte.

Rudolf ſtutzte; die halben Worte ſeiner Mutter ſtanden plötzlich vor ihm. „Was iſt dir, Anna?“ ſagte er. „War Bernhard hier? Ich ſah ihn fortreiten; er muß doch eben erſt gekommen ſein!“

„Ja,“ entgegnete ſie, ohne aufzublicken; „Bernhard wollte nicht bleiben.“

„Aber du haſt ja rothe Augen, Anna!“ Und ein kaum merkliches Zittern klang aus ſeiner Stimme.

„Ja, Rudolf,“ ſagte ſie und ſah ihm voll ins Antlitz; „Bernhard hat mit mir geſprochen.“

„War das ſo traurig, was er mit dir zu ſprechen hatte?“

Sie nickte: „Er bat — er wollte bei den Eltern um mich werben; er wußte ja noch nichts von unſerer Verlobung.“

Rudolf war blaß geworden. „Nun, Anna?“ frug er ſtockend.

„Ja, was denn weiter, Rudolf? Das konnte ich doch nicht erlauben.“

„Und darum weinteſt du?“

Er hatte dieſe Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß das Mädchen erſchrocken um ſich blickte; dann ſagte ſie ruhig: „Ja, darum weinte ich; begreifſt du das nicht, Rudolf?“

Er ſah ſie mit weit offenen Augen an: „Und darum haſſe ich ihn!“ rief er in ausbrechender Heftigkeit; „und Jeden, der ſeine Hand nach deiner auszuſtrecken wagt!“

Nur einen Augenblick ſtand ſie betroffen; gleich darauf hatte ſie ihr Schnupftuch hervorgezogen und wiſchte ſich recht derb damit die Augen: „Schilt mich, Rudolf,“ ſagte ſie treuherzig, und ihre ganze ſüße Stimme klang in dieſen Worten; „aber glaub nur, ich bin das nicht gewohnt, es hat mich ſonſt noch Niemand haben wollen; er hätte doch auch ſehen müſſen, daß ich dir gehöre!“

Da riß er ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt: „Verzeih mir, habe Geduld! Auch ich muß erſt lernen, ſo übermenſchlich reich zu ſein!“

Sie neigte nur das Haupt und ließ ſich ſtill umfangen; dann gingen ſie mit einander in das Haus und waren zwiſchen Eltern und Geſchwiſtern, bis auch dieſer letzte Tag verging.

* * *

Während des Winters, der nun angebrochen war, wurde im Pfarrhauſe von unermüdlichen Händen an der Ausſteuer der jungen Frau Förſterin gearbeitet; die Mutter hätte gern wenigſtens eins der neuen Sommerkleider mit grünem Band beſetzt; aber Anna proteſtirte lachend und heftete das Band um ihren Sommerhut. Bisweilen kam auch der Pfarrer mit ſeiner Pfeife aus der Studirſtube herüber, ſtand und

nickte lächelnd ſeiner Anna zu, welche ſelbſt die Schweſter Käthe in deren Freiſtunden bei dieſer heiteren Arbeit anzuſtellen wußte.

Weihnachten brachte den Beſuch des Bräutigams und große Störung dieſes fleißigen Treibens. Dann, nach der neuen Trennung, wurden den Brautleuten die Tage immer länger, zumal als noch einmal die Welt in Schnee begraben wurde und Anna von ihrer Arbeit, wie Rudolf aus dem Fenſter ſeiner entlegenen Förſterei, vergebens nach dem Briefboten ausſah.

Endlich, unter den erſten Sonnenſtrahlen des Aprils, der diesmal ſeinem Namen als „Eröffner“ Ehre machte, legte der väterliche Prieſter die Hände des jungen Paares in einander. Auch Bernhard als ein zwar ernſter, aber wohlmeinender Gaſt war deſſen Zeuge; er hatte einer verlorenen Hoffnung wegen nicht auch die Menſchen ſelbſt verlieren wollen. Noch vor dem Abſchied hatten auf ſeine Bitte Beide es ihm zugeſagt, im Verlaufe des Sommers auf ſeinem, auch von ihrem neuen Wohnort nicht gar fernen Hofe einzukehren.

Dann unter dem Dache des inzwiſchen ſauber hergerichteten Forſthauſes kam der Beginn des jungen Ehelebens. Zwar hatten Beide ihre volle Arbeit: Anna zu allem Anderen mit einem aufgeſchoſſenen Dorfkinde, das ſie zum regelrechten Mägdedienſt erziehen mußte, Rudolf die immer wiederkehrende Vertretung des kränkelnden Oberförſters; aber die Arbeit ſelbſt war jetzt ein Miteinanderleben. Oft auch — denn die Kunſt der Wirthſchaft war ihr angeboren, ſo daß ſie immer noch ein Maß von Zeit für ihren Liebſten übrig hatte — begleitete Anna dieſen auf ſeinen Berufswegen durch den Wald, ſei es zu den Föhren, wo an den mächtigen Stämmen jetzt die Axt erklang, oder in einen der Buchenſchläge, wo die gefürchtete Nonnenraupe mit Verwüſtung drohte.

Inmitten dieſer herrſchaftlichen Wälder, auf den alten Karten zu über vierzig Tonnen Landes angezeichnet, lag ein Bezirk, in dem die königlichſten aller Bäume ſtehen ſollten; aber, man wußte nicht, ob aus Liebhaberei oder in Folge nachläſſiger Bewirthſchaftung der Vorbeſitzer, ſeit wohl hundert Jahren hatte ihn keine Axt berührt, ja, wie es hieß, kaum eines Menſchen Fuß betreten.

Der Graf freilich, in Begleitung Rudolfs und eines begeiſterten Landſchaftsmalers, war einmal mit Meſſer und Säbel eine Strecke weit in ſeinen „Urwald“ vorgedrungen, und ein paar der wildeſten Partieen, welche der Maler auf die Leinewand gebracht hatte, zierten jetzt in der Reſidenz ſein Arbeitszimmer.

Aber auch Anna, als Rudolf ihr davon erzählte, war im Übermuth des Glückes und der Jugend ein Gelüſten nach dem Abenteuer angekommen: zwar hatte jener anfänglich neckend abgewehrt, dann aber eines Sonntagmorgens, in Freuden über ſein ſchönes reiſiges Weib, ihr ſelber kunſtgerecht das Kleid gegürtet; und ſo waren ſie, auch im Übrigen wohl gerüſtet, zum Beſuch des Urwaldes ausgezogen. Manchmal im wildeſten Geſtrüppe hatte ſie athmend an ſeiner Bruſt geruht; aber auf ſeine Frage, ob es denn nun genug ſei, immer lächelnd noch den Kopf geſchüttelt, bis er dann aufs Neue vor und über ihr das Zweiggewirr durchbrochen und ſie ſich endlich zu einer Lichtung durchgekämpft hatten, wo ein bemooſter Granitblock zum Ruhen einzuladen ſchien. Gegenüber, hinter einem ſchmalen Sumpfe, der vom Röhricht ganz durchwachſen war, ſtieg wiederum, anſcheinend undurchdringlich, das Gewirr des Waldes auf.

Aber nur Rudolf hatte ſich geſetzt; Anna kniete zwiſchen einem Flor von Maililien, welche einen Theil der Lichtung überdeckten, und pflückte eifrig einen Strauß zuſammen. Als ſich ihre Hand allmählich füllte, wandte ſie den Kopf:

„So hilf doch, Rudolf! Ich für deine, du für meine Stube!“

Er ſchien es nicht zu hören: „Sieh nur,“ ſagte er, indem er mit ausgeſtrecktem Finger gegenüber nach dem Dickicht zeigte; „wer ſich nicht wollte finden laſſen, müßte dort ſchwer zu ſuchen ſein!“

Anna war aufgeſprungen und ſah ihn faſt erſchrocken an; aber ſchon hatte ſie die Blumen fortgeworfen, und in übermüthiger Zärtlichkeit mit beiden Händen ihn umhalſend, rief ſie heiter: „Verſuch es nur, ich will dich dennoch finden!“

Ohne Blumen, in der Fülle ihres Glückes waren ſie dann heimgegangen.

— — Bald danach war Annas Vater im Forſthauſe eingekehrt und mit Jubel von dem jungen Paar empfangen worden. Nur auf wenige Tage hatte ſein Amt ihn freigelaſſen, aber er verſtand es, die Stunden auszunutzen. Auch im Schloſſe war man zum Abendthee geweſen; der Graf und der Pfarrer ſchienen ſich gegenſeitig zu gefallen. Während Rudolf die Frauen am Clavier um ſich verſammelte, ſtanden jene im Geſpräch in einer Fenſterniſche: „Ohne Zweifel,“ ſagte der Graf, „ich halte ihn für recht befähigt, nur etwas zaghaft noch; aber man muß der Jugend etwas zutrauen, und ſo hab ich's denn auch mit ihm im Sinne.“ Der Paſtor nickte: „Excellenz wollen nachträglich die Männererziehung noch dazu thun!“ — „Ich denke, wir verſtehen uns, Herr Paſtor!“ Und ſie lauſchten nun auch dem meiſterhaften Spiel des jungen Förſters.

Am anderen Abend ſaß der Paſtor wieder im Familienzimmer ſeines Pfarrhauſes, und wenn die gute Frau Paſtorin in ſeiner Erzählung auch vergebens auf den romantiſchen Zauber des Jägerlebens wartete, ſo ließ er ſelber ſich doch behaglich von der jetzt Älteſten, ſeiner Käthe, den brennenden Fidibus für ſeine Pfeife bringen.

— — Es war im Juli an einem Sonntagnachmittage, als die jungen Eheleute in der warmen Sommerluft vor ihrem Hauſe ſaßen, wohlgeborgen unter der alten, weithin ſchattenden Eiche, deren Laub jetzt im ſatteſten Grün erglänzte. Die Kaffeeſtunde ging zu Ende, und Anna erhob ſich und nahm das Geſchirr von dem ſelbſtgezimmerten Säulentiſche, um es ins Haus zurückzutragen. Nur ſollte ihr das nicht ohne Hinderniß gelingen; als ſie an Rudolfs Sitz vorbei wollte, umſchloß er ſie mit beiden Armen, und ſo ſtand ſie gefangen und wagte mit ihrer zerbrechlichen Bürde ſich nicht zu rühren. Lächelnd blickte ſie zu ihm nieder; das Schweigen des Glückes lag auf beider Antlitz.

Über der Hausthür auf dem alten Geweih des Sechzehnenders, das ſich bis in die grünen Zweige hinaufſtreckte, zwitſcherte eine Schwalbe und flog dann über ihren Köpfen wieder in den Sonnenſchein hinaus; nur von der ſeitwärts am Waldesrande ſich entlang ziehenden Wieſe tönte nach wie vor das Summen der Millionen ſchwebenden Gezieſers; mitunter erhob es ſich wie übermüthig, als wollten ſie den Menſchen ihre kurze Sommerherrſchaft fühlen laſſen; dann ſank es wieder wie zu leiſem Harfenton.

Unwillkürlich hatten Beide hingehorcht. „So hör ich's gern," ſagte Anna; „nur ſollen ſie mir nicht ins Zimmer kommen."

Rudolf bejahte nachdenklich: „Aber ſie kommen ungefragt; horch nur, es klingt ganz zornig, und ſie dürſten auch nach unſerem Blute."

„Laß ſie," verſetzte heiter die junge Frau; „das Tröpfchen wollen wir ihnen gönnen."

Über Rudolfs Augen flog es wie ein Schatten, und er ſchloß die Arme feſter um die ſchlanken Hüften ſeiner Frau. „Meinſt du?" ſagte er gedehnt. „Es giebt eine ſchwarze Fliege, dieſe Sommergluth brütet ſie aus, und ſie kommt mit all den anderen zu uns, in dein Haus, in deine Kam-

mer; unhörbar iſt ſie da, du fühlſt es nicht, wenn ſchon der häßliche Rüſſel ſich an deine Schläfe ſetzt. Schon Mancher hat ſie um ſich gaukeln ſehen und ihrer nicht geachtet, denn die Wenigſten erkennen ſie; aber wenn er von einem jähen Stiche auffuhr und ſich, mehr lachend noch als unwillig, ein Tröpflein Blutes von der Stirn wiſchte, dann war er bereits ein dem Tode verfallener Mann."

Anna hatte mit verhaltenem Athem zugehört; nun fuhr ſie mit der freien Hand ihm über Stirn und Haare: „Du könnteſt Einem bange machen, Rudolf; aber ich will dieſe ſchwarze Fliege fortjagen, denn ſie kommt aus deinem Hirn und ſoll mir nicht dahin zurück; ich habe nie von dieſem Spuk gehört."

Er ließ ſie gewähren; nur ſeine Augen ſuchten in zärtlicher Angſt die ihren feſtzuhalten. „Aller Spuk iſt ſelten," ſagte er leiſe: „aber die ſchwarzen Fliegen ſind doch wirklich da!"

„Nein!" rief ſie, indem ſie ſich zu ihm neigte und, das Brett mit Kannen und Taſſen emporhebend, es anmuthig fertig brachte, ihm den Mund zum Kuß zu reichen; „nein, Rudolf, nun ſind ſie alle fort! — Und nun laß mich!" ſetzte ſie hinzu, da eben die Magd die neueſte Zeitung auf den Tiſch legte, welche, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, des Oberförſters Knecht ihr ins Küchenfenſter hineingereicht hatte. „Nun ſtudir deine Zeitung und ſieh zu, ob auch etwas für deine Frau darin iſt!"

Er hatte ſie freigelaſſen und ſah ihr nach, da ſie in das Haus ging; dann nahm er die Zeitung und begann zu leſen. Aber er las nur obenhin und ließ oft die Hand, welche das Blatt hielt, ſinken; erſt als er auch die letzten Spalten überflog, wurde ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, jedenfalls ſchienen ſeine Augen über eine Notiz von wenig Zeilen nicht hinaus zu kommen. Es mochte nichts Heiteres ſein, denn ſchwere Stirnfalten drückten ſeine Augenlider, während

er noch immer darauf hinſtarrte; oder hatte Frau Anna doch die ſchwarzen Fliegen nicht verjagen können? Plötzlich erhob er ſich und legte die Zeitung auf den Tiſch, indem er zugleich nach ſeinem Hute langte, den er über ſich an einem Zweige aufgehangen hatte.

Aus dem offenen Hausflur rief die Stimme ſeiner Frau: „Was willſt du, Rudolf? Gehſt du fort?“

„Nur zum Andrees!“ rief er zurück; „er ſoll den Köder in den Fuchseiſen noch erneuern!“

„So wart doch wenigſtens, bis die ärgſte Gluth vorüber iſt!“

Aber er winkte nur noch mit der Hand und war bald auf dem Wege, der an des Forſtwärters Haus vorbei zum Walde führte, hinter dem Gebüſch verſchwunden.

Was Rudolf in der Zeitung geleſen hatte, lautete wörtlich wie folgt:

„Am letzten Dienſtage, ſo wird von glaubhafter Seite uns berichtet, ſaß der erſt kürzlich verheirathete Hufſchmied Br... zu Wallendorf nach Feierabend mit ſeiner Frau im Wohnzimmer. Das Geſpräch zwiſchen den Eheleuten war eine Weile ſtumm geweſen, als der Mann wieder anhub: ‚Heute ſind es gerade dreizehn Jahre, daß ich von einem tollen Hund gebiſſen wurde! Man ſagte mir damals, ich ſolle mich nicht verheirathen; aber es hat mir bis jetzt noch nichts darum geſchadet.‘ Die Frau, welche erſt in dieſem Augenblick von jenem Vorgang hörte, erſchrak heftig; noch mehr aber, als ſie jetzt in das plötzlich verzerrte Antlitz ihres Mannes blickte. Und kaum waren einige Minuten verfloſſen, als die Nachbarn auf ihr Geſchrei herbeieilten und den Unglücklichen, bei dem ſchon alle Zeichen von Tollwuth ausgebrochen waren, an Händen und Füßen feſſeln mußten.“

Das war es, was Rudolf geleſen und was ſo ganz von ihm Beſitz genommen hatte, daß es allem Übrigen ſein Ohr verſchloß. Und jetzt auf dem einſamen Wege kamen ihm die

Worte, die einzelnen Sätze in ihrer Reihenfolge immer wieder; er ſuchte Anderes zu denken: an ſeine Mutter, an Anna, ſogar an des Herrn Grafen Excellenz; aber es half nichts, es waren immer nur die ſchwarzen Buchſtaben in ihrem kleinen Zeitungsdruck, die unabweisbar an ihm vorüberzogen.

In der Hütte des Waldwärters traf er dieſen nicht daheim; er ging wieder hinaus, ohne auch nur der anweſenden Frau den einfachen Auftrag mitzutheilen. Erſt nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht den Rückweg nach ſeinem Hauſe eingeſchlagen hatte, ſondern mitten im Walde auf einem Wege ſchritt, der zwiſchen hohen, finſteren Tannen ausgehauen war. Endlich begann er ſeiner Gedanken Herr zu werden: was wollte jene furchtbare Geſchichte denn von ihm? Ihn hatte niemals, weder ein toller noch ein anderer Hund gebiſſen, und im Übrigen — wer konnte aller Menſchen Leid mitfühlen wollen? Wog es nicht vielleicht noch ſchwerer als der Menſchheit Sünden, die doch nur Gottes Sohn auf ſich genommen hatte?

Grübelnd blieb er ſtehen; aber es war ja auch kein Mitleid, das er fühlte, er hatte ſich ja ſelber nur belügen wollen! Nein, nein, kein toller Hund; aber — jenes Andere, was er nicht zu denken wagte, was er hinter ſich in Nacht begraben wähnte! Wenn es wiederkäme — nach zehn, nach zwanzig Jahren? Oder — wer könnte wiſſen — vielleicht ſchon jetzt, noch eh der Herbſt die Blätter von den Wäldern fegte!

Er fuhr mit beiden Händen vor ſich hin, als wolle er ein Schreckbild von ſich ſtoßen; aber er ſah es doch, er hörte den Schrei ſeines Weibes, er ſah die Nachbarn — — nein, ſie hatten ja keine Nachbarn! Niemand konnte kommen! — Plötzlich, als müſſe er nun ſelber ihr zu Hülfe eilen, wandte er ſich zur Heimkehr; raſch und raſcher, daß es bald einem Laufen gleich war, eilte er zurück. Aber die Gedanken liefen immer mit: jener Hufſchmied, war er auch ſo feig geweſen? Hatte auch er von ſelbſtſüchtiger Mutter-

liebe ſich den Mund verſchließen laſſen, eh er das junge Weib in ſeine Kammer brachte?

Ein Donner rollte über den Wald hin und verhallte dröhnend. Die Gluth des Tages hatte ſich gelöſt: zu beiden Seiten rauſchte es durch die Tannen, und kühlend fielen die erſten großen Tropfen auf die heiße Erde. Auch Rudolf athmete auf in dem belebenden Dufte, der ſich jetzt erhob, auch ihm floß es wie erquickliche Kühle durch die Adern: was war es denn geweſen, das ihn ſo erſchreckt hatte? Hier ging er ja geſund und kräftig wie nur jemals! Und daheim? Verlockend, wie noch nie, ſtand ſeines Weibes ſchlanke jugendliche Geſtalt vor ſeinen Sinnen. Immer raſcher ſchritt er durch den gewaltig niederrauſchenden Regen, bis er das Gebell ſeiner beiden braunen Hunde hörte, die mit ausgelaſſenen Sprüngen ihm entgegentobten, und bis er endlich dann mit leuchtendem Angeſicht vor ſeinem blonden Weibe ſtand.

Freilich, von Kuß und Umarmung des triefenden Geliebten wollte ſie für jetzt nichts wiſſen; lachend, mit vorgeſtreckten Händen, drängte ſie ihn in die Kammer: „Hier, Rudolf, iſt der Schlüſſel zu deinem Kleiderſchrank! Wenn du hübſch trocken biſt, darfſt du zu mir kommen und dir deine Schelte holen!“

Und ihre Augen lachten wie die lieblichſte Verheißung.

* * *

Aber der glückliche Schluß dieſes Tages hatte ſeinen übrigen Inhalt nicht beſeitigen können. Es war in Rudolf etwas wach gerufen, das während ſeiner kurzen Ehezeit bisher geſchlafen hatte; ein Zufall hatte die Decke jetzt gelüpft, und er ſah es in der Tiefe liegen und allmählich höher ſteigen, bis es endlich unverrückt mit den feindlichen Augen zu ihm emporſtarrte. Immer öfter zog es ſeinen Blick

dahin, ſo daß er dauernd auf nichts Anderes mehr ſehen konnte und zu Arbeiten, die er vormals bequem bewältigt hatte, nicht ſelten die Nacht zu Hülfe nehmen mußte.

Eine Geſchäftsreiſe nach der Reſidenz im Auftrage des Grafen brachte Abwechſelung und eine Einkehr bei der Mutter. Sie hatte bei ſeinem Empfange ihn lange ſtumm betrachtet und ihn dann in das zweite Zimmer geführt, das Rudolf früher wohl ſcherzend ihren Ahnenſaal zu nennen pflegte. „Du ſiehſt übel aus, mein Sohn!“ war das erſte Wort, das ſie ihm ſagte, als ſie ſich gegenüber ſaßen.

Er ſuchte ihr das auszureden und wollte es auf die Nachtfahrt ſchieben; aber ſie unterbrach ihn: „Seit deines Vaters Augen ſo früh ſich geſchloſſen, waren die meinen nur auf dich gerichtet; du vermagſt mich nicht zu täuſchen.“ Und als er ſchwieg, ergriff ſie ſeine beiden Hände: „Du biſt unglücklich, mein Sohn; nur deiner Mutter kannſt du das nicht verbergen!“

Er ſah wie gedankenlos eine Weile zu ihr hinüber. „Ja, Mutter,“ ſagte er dann; „ich glaube faſt, daß ich es bin.“

„Weshalb, Rudolf, weshalb biſt du es?“

Auf dem Tiſche lag eine Zeitung; Rudolf hob ſie auf, es war dieſelbe, die der Oberförſter und er zuſammen hielten. „Haſt du das geleſen neulich?“ ſagte er zögernd; „das — mit dem Hufſchmied?“

„Ja, Rudolf, ich hab es geleſen. Was ſoll das? Der Unglückliche!“

„Die Unglückliche!“ erwiderte er, ſtark das erſte Wort betonend. „Und haſt du auch geleſen, nach dreizehn Jahren iſt es ausgebrochen?“

„Was ſoll das? Was willſt du, Rudolf?“ frug ſie wieder.

Er war aufgeſtanden. „Mutter,“ ſagte er leiſe; „bin ich nicht auch von einem ſolchen Hund gebiſſen worden?

Und ſie, die Unglückliche, iſt ewig, was wir hier ewig nennen, an mir feſtgeſchmiedet! Wir waren übel berathen, Mutter, als wir die ſchöne Unſchuld für meinen Dienſt betrogen."

Sie blickte ihn faſt zornig an: „Das iſt es, Rudolf? Ich verſtand dich nicht."

„Ja, Mutter; was konnte es anders ſein?"

Ein ſchmerzliches Aufleuchten ging durch die dunklen Augen der Frau, und einige Secunden lang bedeckte ſie ſie mit ihrer weißen Hand. „Wenn ich für dich geſündigt habe," ſagte ſie bitter, „ſo habe ich mit Recht den Dank dafür verloren; laß mich's denn auch allein verantworten!"

Er nahm ihre nur ſchwach widerſtrebende Hand und küßte ſie: „Ich bin nicht undankbar, Mutter; aber ich weiß auch, daß ich meine Schuld allein zu tragen habe."

Frau von Schlitz antwortete nicht ſogleich; hinter ihrer breiten Stirn, die unter einer ſchwarzen Florhaube noch blaſſer als das Antlitz ihres Sohnes ſchien, hielten die Gedanken raſchen Überſchlag. „Beſinne dich," begann ſie dann anſcheinend ruhig; „du haſt den Brief deines derzeitigen Arztes ſelbſt geleſen, er enthielt nichts, was zu verbergen war; von jener Seite droht deinem oder, wie ich jetzt ja ſagen muß, eurem Leben nicht Gefahr. Dich drückt nur das Geheimniß, das Verſprechen, das du mir gegeben haſt; ich gebe es dir zurück, es war unnöthige, übertriebene Sorge, da ich es von dir verlangte."

Aber Rudolf blickte wie erſtaunt auf ſie herab: „Reden? Jetzt noch reden, Mutter? Und das räthſt du mir? Und Anna? Anna? Dreizehn Jahre lang, und immer die armen Augen nach dem Schreckgeſpenſt? — — Nein, nein!" rief er heftig, „jetzt muß ich mit mir ſelber fertig werden!"

„Und wenn du es nicht wirſt, Rudolf?" Wie von Angſt gepreßt wurden dieſe Worte ausgeſtoßen.

„Dann," ſagte er langſam, „wird ſie frei von mir; es

giebt nur einen Weg, den ich ohne ſie noch gehen kann. O Mutter, hat denn mein Vater dich nicht auch geliebt?“

Sie hatte ſich aufgerichtet, eine Frau von nicht mehr jugendlicher, aber noch immer ernſter Schönheit: „Ja, mein Sohn,“ rief ſie und ſchlang leidenſchaftlich beide Arme um ſeinen Nacken, „wohl haben wir uns geliebt, ich und dein Vater; aber dich lieb ich mehr, als Mann und Weib ſich lieben können; was kümmern mich alle anderen Menſchen außer dir!“

Stumm, erſchüttert hielt der Sohn die Mutter an ſeiner Bruſt; an dem Zucken ihres Leibes fühlte er, wie die ſtarke Frau ſich ſelbſt zur Ruhe kämpfte. Aber unter den zärtlichen Worten, die ſein Herz ihn ſprechen ließ, verkannte er gleichwohl nicht, daß dieſe Leidenſchaft, wo ſie ihn bedroht wähne, in jedem Augenblick bereit ſei, ſich feindſelig gegen alle Welt, ja gegen des eigenen Sohnes Weib zu kehren. Mit dem Scharfſinn ſeiner jugendlichen Liebe las er in der Seele der erregten Frau; und ehe Beide von einander ſchieden, hatte die Mutter, wenn auch widerſtrebend, ihm nun ihrerſeits geloben müſſen, an der Vergangenheit ohne ſein Zuthun nicht zu rühren.

Nur darin traf ihr Wunſch mit einem bereits von ihm gefaßten Entſchluß überein: er wollte ſich Beruhigung oder — wie er ſtill bei ſich hinzufügte — doch Entſcheidung über ſeinen Zuſtand bei dem Arzte holen, unter deſſen Fürſorge er jene Monate des vergangenen Jahres zugebracht hatte; wenn er noch einmal eine Nachtfahrt daran ſetzte, ſo war ihm, bei der unerwartet raſchen Erledigung des Geſchäftes, die Zeit noch zur Verfügung.

— — Und etwa zehn Stunden ſpäter ſaß er dem Genannten, einem kräftigen Manne in mittleren Jahren, gegenüber; die heiteren, etwas ſchelmiſchen Augen des Arztes ruhten auf dem Antlitz ſeines früheren Patienten, während dieſer, der dem vertrauengebenden Weſen desſelben ſeine da-

malige raſche Geneſung zu verdanken glaubte, ihm dies in warmen Worten ausſprach.

„Aber was treiben Sie denn, Herr von Schlitz,“ unterbrach ihn jener, „Sie ſollten wohler ausſehen! Sie ſind von uns als völlig — wohl verſtanden, als völlig geheilt entlaſſen worden.“

Die Frage, um deren willen Rudolf ſeine Reiſe hierher verlängert hatte, war ſomit ſchon zum größten Theil und auf das Unverfänglichſte beantwortet; nun galt es nur noch ſeinerſeits eine unverhaltene Auskunft über ſpäteres Erlebniß; und nach kurzem Widerſtreben überwand er ſich: ſein Geheimniß war hier keines, nun bekannte er auch ſeine Schuld.

Ein leichtes Stirnrunzeln überflog das Angeſicht des älteren Mannes. „Nein, nein,“ ſagte er gleich darauf, da Rudolf ſtockte, „ſprechen Sie nur; ich klage Sie nicht an!“

Und der Jüngere fuhr fort und verſchwieg ihm nichts: „Mitunter,“ — ſo ſchloß er ſeine Beichte — „aber nur in kurzen Augenblicken iſt es mir, als ob der dunkle Vorhang aufweht, und dahinter, wie zu meinen Füßen, ſehe ich dann das Leben gleich einer heiteren Landſchaft ausgebreitet; aber ich weiß doch, daß ich nicht hinunter kann.“

Wieder ruhte der ſinnende Blick des Arztes auf des jungen Mannes Antlitz. „Nicht wahr,“ ſagte er dann, „aber es iſt mehr der Antheil nehmende erfahrene Mann, als der Arzt, der dieſe Frage an Sie thut — Sie haben eine geſunde und eine Frau von heiterem Gemüthe?“

Rudolfs Augen leuchteten, und in ſeinen Armen zuckte es, als müſſe er ſich zwingen, ſie nicht nach ſeinem fernen Weibe auszuſtrecken. „Sie ſollten ſie nur ſehen!“ rief er. „Nein, nur ihre Stimme brauchten Sie zu hören!“

Der Arzt lächelte: „Dann,“ ſagte er, „wenn dem ſo iſt,“ und er betonte jedes Wort, als ob er auf ſchwerwiegende Gründe eine Entſcheidung baue, „dann — reden Sie; und

Sie werden nicht allein in jenes heitere Land hinunterſchreiten!“

Rudolf war faſt erſchrocken, als dieſelbe Forderung, die er noch kurz zuvor der Mutter gegenüber ſo ſchroff zurückgewieſen hatte, ihm nun auch hier entgegenkam. Aber ſie reizte ihn hier nicht zum Widerſpruche; die ruhigen Worte, in denen jetzt der theilnehmende Mann ihm zuſprach, mochten kaum Anderes enthalten, als was er von ſeiner Mutter auch ſchon wiederholt gehört hatte, dennoch war ihm, als ob ſeine Gedanken ſich allmählich von einem Banne löſten, der ſie ſtets um einen Punkt getrieben hatte. Allein hatte er ſeinen Weg in Nacht und Schrecken wandern wollen! Aber — und ſeine Bruſt hob ſich in einem ſtarken Athemzuge — es gab ja kein „Allein“ für ihn, er ſelber hatte ja geſagt, ſie ſeien an einander feſtgeſchmiedet, er konnte nicht in der Finſterniß und ſie im Lichte gehen; er begriff nicht, daß er das nicht längſt begriffen hatte.

Entſchloſſen reichte er dem Arzt die Hand hinüber: „Ich danke Ihnen,“ ſagte er, „ich werde reden.“

„Und Sie werden recht thun.“ — Dann ſchieden ſie.

Heiter, voll froher Zukunftsbilder, fuhr Rudolf ſeiner Heimath zu; bei hellem Mittag, in einer unabläſſig ſchwatzenden Reiſegeſellſchaft, erquickte ihn ein langer Schlaf; als er unweit ſeines Zieles dann erwachte, konnte er kaum erwarten, vor Anna hinzutreten und Schuld und Reue vor ihr auszuſchütten; er ſah ſchon, wie ſie weinen, wie ſie dann aus ihren Thränen ſich erheben und, ihm muthig zulächelnd, ihre kleine feſte Hand in die ſeine legen würde; ja, Anna, die Schöne, Gute, ſie hatte ja auch ein feſtes Herz!

Er hatte nicht bedacht, daß er während ſeiner Ehe zum erſten Mal ſo lange fern geweſen war. Als er von der letzten Bahnſtation den Richtweg durch den Wald dahin ſchritt, da klopfte ſein Herz doch nur nach ſeinem Weibe; und als er, auf die Wieſe hinaustretend, ſie dann im

Abendſchatten auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen ſah, ſie ſelber leuchtend in Jugend und Liebe, die Arme ihm entgegenſtreckend, aber doch wie feſtgebannt, als müſſe ſie hier ihr Glück empfangen, da ſtieg es nur wie ein Gebet aus ſeiner Bruſt, daß auch nicht eines Sandkornes Fall den Zauber dieſer Stunde ſtören möge.

Morgen! Sie waren ja morgen auch beiſammen.

* * *

Und es wurde Morgen, und der helle Tag, der unerbittlich zu Pflicht und Arbeit fordert, ſchien in alle Fenſter des Förſterhauſes. Rudolf hatte in ſeinem an der Rückſeite belegenen Zimmer die in ſeiner Abweſenheit eingegangenen Geſchäftsſachen eingeſehen und trat jetzt in die gemeinſame Wohnſtube, wo Frau Anna den Morgenkaffee für ihn warm gehalten hatte. Nur ein Händedruck wurde gewechſelt; dann nahm er ſchweigend die Taſſe, welche ſie ihm reichte, und Anna, die ihr Frühmahl ſchon beendet hatte, zog ihren Stuhl zu ihm heran und ſtrickte weiter an einem Unterjäckchen, das noch vor der rauhen Jahreszeit zu dem gebrechlichen Brüderlein ins elterliche Pfarrhaus wandern ſollte. Ihrer Augen bedurfte dieſe Arbeit nicht; die ruhten auf ihres Mannes Antlitz: er ſah viel beſſer aus, als da er fortgegangen war; auf ſeiner Stirn und über den Augenlidern, die ſich mitunter hoben und dann ſinnend wieder ſenkten, lag etwas wie eine frohe Zuverſicht; gewiß, während er ſo ſchweigend neben ihr ſein Mahl verzehrte, überdachte er die gute Botſchaft, die er noch am ſelben Vormittag dem Grafen überbringen mußte.

Aber Frau Anna irrte; das Schweigen ihres Mannes galt ihr ſelber: es war das Bekenntniß ſeiner Schuld, wofür ſein Herz die Worte ſuchte, und was von ſeiner Stirn leuchtete, das war der Abglanz jener wolkenloſen Landſchaft, in die er heute noch mit ihr hinabzuſchreiten dachte.

Da, bevor zwiſchen Beiden noch ein Wort geſprochen worden, pochte es an die Stubenthür, und Rudolf fuhr aus ſeinem Sinnen auf. Es war nur der alte Waldwärter Andrees, der ins Zimmer trat, um über dies und jenes zu berichten; aber mit ihm war etwas Anderes unſichtbar hereingekommen, was wir Zufall zu nennen pflegen, was auf den Gaſſen der Wind vor unſere Füße oder durchs offene Fenſter in das Innere unſeres Hauſes weht.

Rudolf hatte die verſchiedenen kleinen Mittheilungen entgegengenommen und hie und da ein zuſtimmendes oder anweiſendes Wort dazu gegeben. „Iſt ſonſt noch etwas, Andrees?“ frug er, als dieſer mit ſeinem Bericht zu Ende ſchien.

— „Sonſt nichts, Herr Förſter; nur daß der Holzſchläger Peters aus der Anſtalt wieder da iſt.“

„Woher? Welcher Peters?“ frug Rudolf haſtig.

„Es war vor des Herrn Förſters Zeit,“ erwiderte Andrees. „Er hatte ſich eingebildet, als einziger Sohn von den Soldaten frei zu kommen und dann drunten mit des reichen Seebauern Tochter Hochzeit zu machen; als aber auf beidem eine Eule geſeſſen hatte, da wurde er wirrig und mußte in die Anſtalt.“

Anna hatte zu ſtricken aufgehört; einen loſen Sticken an die Lippen drückend, horchte ſie aufmerkſam dieſer Erzählung. „Der arme Menſch,“ ſagte ſie mitleidig; „iſt er denn jetzt wieder ganz geſund?“

„Muß doch wohl, Frau Förſtern,“ meinte Andrees; „ſogar 'ne Frau hat er ſich mitgebracht; freilich, keine reiche: es iſt eine Wärterin aus der Anſtalt, die ſich in den jungen Kerl verliebt hatte.“

Ein Ton wie ein Schreckenslaut entfuhr den Lippen der jungen Frau: „Mein Gott, welch ein Wagſtück! Wenn es wiederkäme!“

„Soll wohl ſein können,“ erwiderte Andrees; „aber das

Weibsbild hat ſich dann doch ſelber nur betrogen; ſie muß ja wiſſen, wen ſie ſich gekauft hat.“

Anna ſtarrte ſchweigend vor ſich hin, als ob ihre Phantaſie die ſchreckensvolle Möglichkeit verfolge; ſie achtete kaum darauf, als Rudolf, der während dieſes Geſpräches keinen Laut von ſich gegeben hatte, jetzt mit abgewandtem Antlitz faſt ſchwankend ſich erhob und, das Beben ſeiner Stimme mühſam nur beherrſchend, zu dem Waldwärter ſagte: „Kommen Sie nach meinem Zimmer, Andrees; es ſind noch Poſtſachen für Sie mitzunehmen.“ Als ſie aber dahin gekommen waren, meinte Rudolf, es müſſe bis zum Abend warten, es komme doch noch Einiges dazu.

Wer nach dem Fortgange des Waldwärters hier unbemerkt hätte hineinblicken können, der hätte den jungen Förſter in der Mitte des Zimmers gleich einem düſteren Bilde ſtehen ſehen; mit untergeſchlagenen Armen, das auf die Bruſt geſunkene Haupt von den ſchweren Athemzügen kaum bewegt. Nur einzelne karge Worte: „Schweigen!“ und wieder „Schweigen — um jeden Preis und bis ans Ende!“ wurden dann und wann von ſeinen Lippen laut.

Endlich, als dann die Wanduhr über ſeinem Schreibtiſch mit lautem Schlage aushob, fuhr durch dieſen einzigen Gedanken ihm ein anderer: er ſchüttelte ſich, und nachdem er mit ſchweren Schritten ein paar Mal auf- und abgegangen war, nahm er einige Papiere aus einem Schubfach; es war hohe Zeit, er mußte ja zum Grafen und den glücklichen Bericht erſtatten.

— — Es ging ſchon gegen Mittag, als die junge Frau aus dem Küchenfenſter, hinter welchem ſie beſchäftigt war, ihren Mann auf dem hier vorüberführenden Wege heimkehren ſah und bald danach ihn auf dem Hausflur und nach ſeinem Zimmer gehen hörte. Unwillkürlich ruhten ihre emſigen Hände: Rudolf pflegte ſonſt nach ſolchem Gange, „zur Herzerfriſchung“ wie er ſagte, ſie für eine Weile auf-

zuſuchen, ſich ein paar Worte oder auch nur einen Händedruck von ihr zu holen; und jetzt kam es ihr plötzlich, daß er auch vorhin ſo jäh und ohne beides von ihr fortgegangen ſei. Noch einige Minuten ſtand ſie horchend, ob nicht die eben geſchloſſene Thür ſich wieder öffnen möge; dann legte ſie die Geſchirre, die ſie in der Hand hielt, fort und ging nach Rudolfs Zimmer.

Es ſchien völlig ſtill da drinnen; als ſie die Thür öffnete, fand ſie ihn mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Schreibtiſch ſitzen. Sie ſetzte ſich an ſeine Seite und nahm ſeine Hand, die er ihr ſchweigend überließ; erſt als ſie den Druck derſelben in der ihren fühlte, ſprach ſie leiſe: „Was war's denn, Rudolf? Warum gingſt du mir vorüber? Brauchſt du heute keine Herzerfriſchung, oder mißtrauſt du ſchon meiner armen Allmacht?“

Dem Drängen dieſer liebevollen Stimme widerſtand er nicht; ihm war ja auch nichts Übles widerfahren; im Gegentheil, ſein Bericht hatte den Grafen in die wohlwollendſte Laune verſetzt; er hatte von dem nothwendigen Abgange des altersſchwachen Oberförſters geſprochen: ſchon jetzt werde Rudolf die Geſchäfte und, ſobald die Penſionsverhältniſſe des Abgehenden geordnet wären, auch deſſen höhere Stelle endgültig übernehmen müſſen.

Ein Laut freudiger Überraſchung entfuhr bei dieſer Mittheilung dem Munde der jungen Frau. „Wie ſchön!“ rief ſie, ſtolz zu ihrem Mann emporblickend; „und dies Vertrauen, das du dir ſo bald erworben haſt!“

Rudolf drückte den blonden Kopf ſeines Weibes gegen ſeine Bruſt, nur damit die glücklichen Augen nicht in ſeinem Antlitz forſchten; denn — wie ſollte er nun das Weitere ſagen? Schon ſeine bisherigen Pflichten lagen ſeit dieſer Morgenſtunde wie eine Angſt ihm auf dem Herzen; bei dem Vorſchlage des Grafen hatte es wie ein unüberſteiglicher Berg ſich vor ihm aufgethürmt; und ſtatt eines freudigen

Dankes hatte er nur zu einem Verſuch beſcheidenen Abwehrens ſich ermannen können. Aber dieſer Verſuch war vergeblich geweſen; der Graf hatte nur gelächelt: „Mein junger Freund, nicht nur l'appétit vient en mangeant; es geht auch in anderen Dingen ſo; ich ſelber habe nicht gewußt, was ich zu leiſten vermochte, bis ich gezwungen wurde es zu wiſſen.“ Auf ſeine verwirrte Erwiderung: „Excellenz ehren mich zu ſehr mit einem ſolchen Vergleiche,“ war ihm dann nur geantwortet: „Nun, nun, Herr Förſter, ein Jeder in ſeinem Kreiſe! Ich werde Sie denn doch vor ſolche Probe ſtellen müſſen.“

Während dieſer Vorgang ſich ihm peinlich in der Erinnerung wiederholte, hatte Anna ſich aus ſeinen Armen losgewunden. „Du!“ rief ſie, „wie lange willſt du mich gefangen halten!“ Dann ſtand ſie aufgerichtet vor ihm: „Aber du biſt nicht froh, Rudolf; noch immer nicht! Und ich dachte ſchon an einen Jubelbrief nach Hauſe.“

Eine demüthigende Scham überkam ihn, aber zugleich ein Drang, vor dieſen klaren Augen zu beſtehen. „Schreibe nur deinen Brief,“ ſagte er aufſtehend; „es wird zwar aller meiner Kraft bedürfen; aber — ja, Anna, Dank, daß du gekommen biſt.“

* *
*

Kurz darauf waren aus der Oberförſterei ein großer Actenſchrank und ganze Karren von Actenbündeln angelangt und in Rudolfs Zimmer untergebracht; auch eine Kammer für einen Schreibgehülfen hatte Anna einrichten müſſen. Rudolf ſelber ſaß jetzt meiſtens in die Nacht hinein bei ſeiner Arbeit; ſelbſt am Sonntage, zum Kirchgang, riß er ſich erſt im letzten Augenblicke los; ja, wenn Anna während des Gottesdienſtes zu ihm aufblickte, glaubte ſie eher arbeitende Gedanken als Andacht auf ſeinem Geſicht zu leſen. Im Hauſe über Tag ſah ſie ihn faſt nur bei den Mahlzeiten,

die er möglichſt raſch beendete, und ſo ſehr er oftmals einer Herzerfriſchung zu bedürfen ſchien, er kam immer ſeltener, ſie bei ihr zu ſuchen.

So mußte ſich die junge Frau denn wohl geſtehen: was ihres Mannes Stirn umwölkte, war etwas Anderes, als was der wechſelnde Tag zuſammentreibt und wieder aus einander weht. Aber aus welchen ihr unbekannten Abgründen war das aufgeſtiegen? War es noch rückgebliebener Schatten jener Krankheit, die er bei dem Beſuche im Elternhauſe kaum erſt überſtanden hatte, oder war dies ſein eigenſtes Weſen, das ſich jetzt ihr offenbarte? Zwar, die Laſt der Arbeit dauerte fort; aber an der ausreichenden Kraft des geliebten Mannes auch nur entfernt zu zweifeln, konnte ihr nicht einfallen; that das doch auch der Graf, der ſcharfblickende Menſchenkenner, nicht.

Sie konnte ſich keine Antwort geben; Rudolf ſelbſt aber, wenn ſie offen ihn befragte, ſchob Alles auf die überkommene doppelte, ja dreifache Arbeit und vertröſtete ſie auf die Zeit, wenn erſt die von dem kranken Vorgänger angehäuften Reſte abgearbeitet ſein würden. Ließ ſie ungläubig dennoch nicht mit Bitten nach, dann ſah ſie Qual und Zärtlichkeit ſo bitterlich auf ſeinem Antlitz kämpfen, daß ſie jäh verſtummen mußte. So ſchwieg ſie denn auch ferner und ſuchte nur, wo ſie es immer konnte, ihm zu bringen, was er nicht mehr von ihr zu holen kam. Das Nachtarbeiten war allmählich zur Regel geworden; aber Frau Anna ließ ihn nicht allein; auch für ſie gab es ja, wenn ſie wollte, Arbeit genug: „Bei unſeren neuen Amtsgeſchäften“ — ſo hatte ſie der Mutter nach Haus geſchrieben — „haben wir hier einen langen Tag; ſchickt mir nur alle eure Winterwolle, denn alle kleinen Beine werde ich beſtricken können.“

Immer mehr fühlte Rudolf ſich in einem dunklen Kreis gefangen. Auf einem Reviergange ließ er ſich von dem alten Andrees den als Ehemann aus der Anſtalt zurück-

gekehrten jungen Holzſchläger zeigen: es war ein geſund ausſchauender robuſter Burſche; nur in ſeinen Augen war noch etwas, wie ein ſtumpfes Überhinſehen. Rudolf beobachtete ihn lange, wie er unter den Anderen die Axt mit ſeinen ſtarken Armen ſchwang; dann ging er fort, ohne ein Wort an ihn zu richten. Aber ſchon am folgenden Tage ſtand er, er wußte ſelbſt nicht wie, an demſelben Platze unter den Holzſchlägern; der Menſch hatte eine unheimliche Anziehungskraft für ihn gewonnen.

Plötzlich wandte er ſich ab; es trieb ihn mit Gewalt nach Hauſe, er mußte und wenn auch nur einen Blick in die klaren Augen ſeines Weibes thun. Aber er brauchte nicht ſo weit zu gehen; als er in den Fahrweg einbog, der durch den Wald führte, kam ſie ihm entgegen. „Anna!“ rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Ja, da bin ich, Rudolf; ſo auf gut Glück bin ich dir nachgelaufen.“ Und langſam erhob ſie ihre Augen zu den ſeinen; es war, als ob ſie recht tief in ihnen leſen wollte.

„Was haſt du, Liebſte?“ frug er.

„Dich!“ erwiderte ſie zärtlich.

„Sonſt nichts?“

„Doch; noch einen Einfall!“ und ſie nickte lächelnd zu ihm auf.

„Laß hören!“ ſagte er zerſtreut; er war in ihren liebevollen Augen ganz verloren.

„Ja, weißt du, Rudolf — aber du darfſt mich nicht ſo anſehen, ſonſt hörſt du doch nicht — ich war im Schuppen, wo das Cabriolet ſteht; es iſt ja morgen Sonntag; wollen wir nicht zu Bernhard fahren? Auf unſerer Hochzeit haben wir es ihm ſo feſt verſprochen! Du mußt einmal hinaus, und auch ich möchte gern die kleine Julie wiederſehen; ich glaube,“ fügte ſie lächelnd bei, „ſie hat dich damals mir wohl nur ſo kaum gegönnt.“

Rudolf blickte noch immer auf ſeine Frau, aber ſeine

Augen ſchienen ohne Sehkraft. Zu Bernhard — jetzt zu Bernhard! Warum überfiel es ihn plötzlich, als habe er kein Recht auf dieſes Weib, das doch ſein eigen war, deren jugendlichen Leib er jetzt, in dieſem Augenblick, in ſeinen Armen hielt? Die Worte ſeiner Mutter klangen ihm wieder vor den Ohren: wenn Bernhard auch nur um eine Stunde ihm zuvorgekommen wäre!

„Rudolf, lieber Mann!“ ſagte Anna leiſe. Aber er ſchloß nur ſeine Arme feſter um ſie; ſeine Gedanken ließen ihn nicht los. Was würde werden, wenn ihn ein Unfall, wenn der Tod ihn fortnähme? — er richtete ſich ſtraff empor, als müſſe er das Bild, das ſeine Augen ſahen, überwachſen; aber es wurde nicht anders, und er ſagte es ſich dennoch: über ſeinem Grabe würde Jener um ſie werben, und Anna — würde Anna widerſtehen?

Eine nie empfundene Leidenſchaft für ſein ſchönes Weib ergriff ihn; es drängte ihn, ſich vor ſie hinzuwerfen, es ihr zu entreißen, daß ſeine Gedanken ein Frevel an ihrer Liebe ſeien, daß das niemals, nie geſchehen könne. Aber es war etwas, das ſeinen Mund verſchloß; etwas, das er verſchuldet hatte, das nicht wieder gut zu machen war.

Demüthig löſte er die Arme von ihrem jungen Leibe; ſie aber zog ſein Haupt zu ſich herab und küßte ihn. „Laſſen wir es!“ ſagte ſie freundlich, „es wird noch mehr der ſchönen Tage geben, eh der Winter kommt.“

Er ergriff eine ihrer Hände, drückte ſie heftig und ließ ſie wieder: „Ja, Anna; ſpäter — ſpäter einmal; ich habe morgen auch den ganzen Tag beſetzt.“

Sie hing ſich an ſeinen Arm, und während ſie aus dem Walde und an deſſen Rand entlang nach Hauſe gingen, ſuchte ſie den beklommenen Athem ihrer Bruſt zu meiſtern und über die kleinen Dinge ihres Tagewerks mit ihm zu plaudern.

* *
*

Das Jahr rückte weiter: der erſte Blätterfall begann ſchon hie und da den Wald zu lichten; Schwärme von Vögeln, deren Stimmen man nur im Herbſt zu hören pflegt, zogen hoch unter den Wolken dahin oder fielen rauſchend in die Büſche und flogen weiter, wenn ſie an den rothen oder ſchwarzen Beeren ſich geſättigt hatten; auch an der Eiche, die das Dach des Förſterhauſes beſchattete, begannen ſich die Blätter bunt zu färben.

Auf dem herrſchaftlichen Schloſſe hatte inzwiſchen der Graf noch eine neue Arbeit für ſeinen jungen Förſter ausgeſonnen: die große Wildniß ſollte endlich wieder in ordnungsmäßige Cultur genommen, ein daranſtoßender Sumpf trocken gelegt und dann bepflanzt werden; oberflächliche Vermeſſungen, ſo gut es hier und bei der treibenden Eile des Grafen geſchehen konnte, waren bereits vorgenommen worden; nun galt es, Karten zu entwerfen und Koſten- und wer weiß was ſonſt für Anſchläge auszuarbeiten und in kürzeſter Friſt dem ſtets ungeduldigen Gebieter vorzulegen. Aber Rudolf konnte ſeinen Gedanken nicht mehr wehren, immer ihren eigenen dunklen Wegen zuzuſtreben, und ſo rückte trotz ſeines Fleißes Alles doch nur mühſam weiter. Schon ein paar Mal war es darüber zwiſchen ihm und dem Grafen zur Erörterung gekommen, und in ſeinem Hirn begann ein Brüten, wie er alle dem entrinnen möge. Sein geliebtes Clavier ſtand trotz Annas Bitten ſeit Monden unberührt; die Kunſt, welche auch in ihren düſterſten Abgründen nach dem Lichte ringt, durfte nichts von dem erfahren, was in ihm wie unter ſchwerem Stein begraben lag.

— — An einem Fußſteig, welcher in der Richtung vom Schloſſe her durch den Wald führte, lag oder ſtand vielmehr zwiſchen zwei Erdaufwürfen eingeklemmt ein roher, aber mächtiger Granitblock; wie angenommen wurde, ein Grenzſtein aus einem nicht allzu fernen Jahrhundert; denn nach der Seite des Steiges hin waren auf der bemooſten

Oberfläche einige von den kürzeren Runenzeilen ſichtbar, welche in heutiger Sprache heißen ſollten: „Bis hierher; niemals weiter.“

An dieſem Orte, gegen die Rückſeite des Steines gelehnt, ſaß eines Vormittags der junge Förſter. Er hatte die von Anna ihm mitgegebenen Brotſchnitte aus ſeiner Jagdtaſche genommen; aber er aß nur einen kleinen Theil davon, das Übrige brach er in kleine Brocken und ſtreute es um ſich her; die Vögel würden es ſchon finden.

Vor ihm breitete ſich eine junge Birkenſchonung aus; auf einer abgeſtorbenen Eiche, die ihm gegenüber hoch daraus hervorragte, ſaß ein alter Kolkrabe, der hüpfend und flügelſpreizend an dem Halbtheil eines jungen Haſen zehrte. Ohne Antheil, wie ohne Anreiz, ſah Rudolf dieſem Treiben zu; der Räuber hatte nichts von ihm zu fürchten. Plötzlich wandte er den Kopf; der Laut von Stimmen, die wie im Geſpräche mit einander wechſelten, war an ſein Ohr gedrungen; und jetzt, in der Richtung vom Schloſſe her, näherten ſich auch Schritte auf dem Fußſteige, welcher durch den älteren Beſtand des Waldes hier vorbeiführte. Rudolf hatte bereits die Stimme des Grafen erkannt; die andere mochte deſſen Schwiegervater, dem alten General, gehören, der vor einigen Tagen zum Beſuch gekommen war. Er wollte aufſtehen und ſich unbemerkt entfernen; aber ein Wort, das er deutlich genug vernahm, bannte ihn noch an ſeine Stelle. „Dein junger Förſter,“ ſagte die ältere Stimme, „ſoll ja ein liebenswürdiger Mann ſein; auch von paſſabler Familie, wie es heißt.“

Eine Antwort des Grafen vernahm Rudolf nicht; ſie mochte nur in einer bezeichnenden Geberde beſtanden haben; denn nach einer Pauſe hörte er den Anderen wieder ſagen: „Du ſcheinſt nicht beizuſtimmen; nun, ich hörte auch nur ſo.“

„O doch,“ kam jetzt des Grafen Stimme; „er ſchien ſich anfangs auch gut anzulaſſen; aber ſeit ein paar Monaten

— weißt du, ich ſehe jetzt, Papa: ein guter Mann, aber ein ſchlechter Muſikant!“

Der alte Herr lachte behaglich: „Und ich dachte, daß gerade die Muſik zu ſeinen Liebenswürdigkeiten zählte!“

„Ja, ja, das iſt nun ſchon, Papa; er ſpielt Chopin und hat Jean Paul geleſen, aber das Alles hilft nur nicht.“

Das Übrige ging dem Lauſchenden verloren, die Herren waren eben hinter den Erdhügel getreten, in deſſen Mitte ſich der Stein befand. Rudolf ſchloß die Augen; er mußte ja gleich ein Weiteres vernehmen, ſobald die Beiden auf dem Steige fortgingen; aber es blieb noch immer ſtill, nur das Klopfen ſeines Herzens wurde immer lauter, faſt, dachte er, könne es ihn verrathen. Dann wieder war ihm doch, als ob er ſprechen höre; weshalb ſetzten denn die Herren ihren Weg nicht fort? Studirten ſie die Runen auf dem Felsblock, oder waren ſie nur in näherer Erörterung ihres Geſprächsſtoffes ſtehen geblieben? Alle peinlichen Augenblicke ſeines kurzen Amtslebens tauchten in ſchroffen Umriſſen vor ihm auf, und ihm war auf einmal, als höre er das Alles von der überlegenen Stimme des Grafen punktweiſe auseinanderſetzen.

Er ſchüttelte ſich, er wußte ja, daß das nur Täuſchung ſei. Aber jetzt kamen die Schritte wirklich auf der anderen Seite des Hügels hervor; der alte Herr ſchien zuletzt geſprochen zu haben, denn der Graf antwortete, und laut genug, daß der junge Förſter jedes Wort verſtehen konnte: „Sie haben Recht, Papa, aber — passons là-dessus! Der Vater hatte auch ſo ſeine Talente, konnte Clavier ſpielen und Walzer componiren, er war mein Schulkamerad, und Sie wiſſen, man ſollte es nicht, aber — enfin, man trägt doch immer wieder der Vergangenheit Rechnung.“

Es trat eine Stille ein, und die Schritte der Herren entfernten ſich, bis ſie allmählich unhörbar wurden.

Der unglückliche Lauſcher nickte düſter vor ſich hin: „Bis

hierher, niemals weiter!“ Der ihm bekannte Inhalt der Runenzeilen kam ihm immer wieder. Sollte der alte Stein auch noch den jetzt Lebenden die Grenze weiſen? — Da fiel ſein Auge auf die abgeſtorbene Eiche, wo noch immer, hüpfend und flügelſpreizend, der Rabe an dem todten Haſen fraß und zupfte. Haſtig, wie in gewaltſamer Befreiung, ſprang er auf und griff nach ſeiner Büchſe. Ein Druck noch, ein Knall, — „Niemals weiter!“ ſchrie er, und der mächtige Vogel ſammt ſeiner Beute ſtürzte polternd durch die dürren Äſte. Dann, ohne ſich nach ſeinem Opfer umzuſehen oder ſeine Büchſe neu zu laden, wandte er ſich ab und ſchritt ſeitwärts tiefer in den Wald hinein. — —

Lange hatte Anna auf ihn warten müſſen; jetzt ſaß er wie abweſend neben ihr am Mittagstiſche, der friſche Knall, womit er den Raben niederſchoß, war längſt verhallt; nur die Reden der beiden Herren vom Schloſſe waren in voller Schärfe noch vor ſeinen Ohren. Das junge Weib beobachtete ihn verſtohlen, und ein paar Mal zuckten ihre Lippen, als ob ſie reden wolle, aber ſie fühlte wohl, ſie durfte heute nur ſchweigend ihm zur Seite bleiben.

Gleich nach Mittag ließ er ſeinen Rappen ſatteln. „Willſt du ſchon wieder fort?“ rief Anna faſt erſchrocken und hing ſich wie eine Laſt an ſeinen Arm.

Ja, er müſſe fort; in der letzten Sturmesnacht, drüben bei den äußerſten Parcellen, ſeien Windbrüche in den Eichenſchlag gefallen.

„So reite morgen!“ bat ſie, „der Schaden wird ja darum nicht größer werden!“

„Morgen? Morgen iſt wieder Anderes da.“

Er blickte ſie nicht an; er ſtand wie ein Gefeſſelter, der ungeduldig auf Befreiung wartet, aber ſie klammerte ſich nur feſter an ihn. „Ich bin wohl thöricht,“ ſagte ſie, „aber mir iſt ſo bange deinetwegen! Rudolf, lieber Mann, bleib bei mir, laß mich nur heute nicht allein!“ Und da er un-

beweglich blieb, legte ſie die Hand an ſeine Wange, daß er die Augen zu ihr wenden mußte. „Du ſiehſt ſo finſter aus, du hörſt mich nicht!“

Wohl hörte er ſie; aber was ſollte ihm die ſchöne Lebensfülle, die aus dieſer Stimme ihm entgegendrängte? Wie eine Todesangſt vertrieb es ihn aus der geliebten Nähe.

Haſtig bückte er ſich und berührte mit ſeinen Lippen flüchtig ihre Wange: „Laß mich jetzt, ich komme ja zu Abend wieder!“

Er ſtand ſchon vor der Hausthür, wo die Magd das Pferd am Zügel hielt, während Anna noch ſeine Hand gefaßt hatte. Plötzlich riß er ſich los, nickte noch einmal nach ihr zurück und ritt davon.

Aber es war bald nur noch der Rappe, welcher ſich die Wege ſuchte; ob ſie zu den Windbrüchen in den Eichen führten, was kümmerte das den Reiter! —

Von der Treppenſtufe vor der Hausthür hatte Anna ihm nachgeblickt, ſo lange ihre Augen ihn erreichen konnten; dann griff ſie über ſich und legte ihre Hand um einen Aſt der Eiche, welche hier ihr dichteſtes Gezweige wölbte. So blieb ſie ſtehen, die Wange gegen den eigenen ſchlanken Arm gepreßt, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ein Schluchzen drängte ſich herauf, das ſie nun nicht zurückhielt. Was ſollte ſie beginnen? — Sie hatte nicht den Muth verloren, ſie wußte, ſie durfte ihn nicht verlieren; nur Nachts, wenn er in ſchwerem Schlummer ſtöhnte, hatte ſie wohl in jähem Schreck ſich über ihn geworfen; ſonſt, ſie meinte doch, hatte ſie tapfer ihre Angſt hinabgeſchluckt. — Was hatte es ihr geholfen?

Über ihr ging ein Lufthauch durch den Baum, und ein Regen gelber Blätter wirbelte zu Boden; da gedachte ſie der Fahrt zu Bernhard, die ſie Rudolf neulich vorgeſchlagen hatte; die letzten ſchönen Tage ſchienen jetzt gekommen. Aber plötzlich, und ſie ſchrak jäh in ſich zuſammen, kreuzte ſchon

ein Anderes ihre grübelnden Gedanken. Sollte es Eiferſucht auf Bernhard ſein? — Unmöglich! — Aber dennoch; Rudolfs ſeltſames Gebahren war dann auf einmal zu erklären!

Noch einige Augenblicke blieb ſie ſinnend ſtehen; eine Hoffnung, ein muthiges Lächeln verklärte ihr junges Antlitz: ſie meinte endlich dem unbekannten Feinde Aug in Aug zu ſchauen. Dazu, in nächſter Zeit, erwarteten ſie den Beſuch von Rudolfs Mutter; war auch die Frau Forſtjunker ihr ſelbſt noch immer eine Fremde, ſie liebte, ſie kannte ihren Sohn ſeit ſeinem erſten Schrei: mit ihr im Bunde wollte Anna den Feind bekämpfen.

Ihre Hand ließ den Aſt, den ſie ſo lange umfaßt gehalten hatte, fahren; dann, ihr blondes Haar zurückſchüttelnd, ging ſie mit kräftigen Schritten in das Haus zurück. — —

Der Nachmittag verging, das Forſthaus und die alte Eiche glühten im Abendſchein; dann kam die Dämmerung; dann hinter dem Walde ſtieg der Mond empor und warf ſeinen bläulichen Schimmer auf den leeren Platz am Hauſe; aber Rudolf war noch nicht zurück.

Wieder, wie am Vormittage, ſaß Anna wartend im Wohnzimmer, nur brannte jetzt die Lampe, und es war noch ſtiller um ſie her. Mitunter ſprang ſie auf, und ihre Arbeit hinwerfend, trat ſie ans Fenſter und drückte das Ohr gegen eine der Glasſcheiben, dann plötzlich lief ſie vor die Hausthür; aber nur die Eulen mit ihrer Brut ſchrieen vom Walde herüber, auch einmal im Stalle hinten hatte der Hahn geträumt und krähte dreimal in die Nacht hinaus. Und wieder ſaß ſie drinnen bei ihrer Arbeit, der eine Fuß nur auf der Spitze ruhend, das Haupt halb abgewandt, wie in die Ferne lauſchend. Da, das war keine Täuſchung, ſcholl es vom Weg herauf; das war der Hufſchlag ihres Rappen, und näher und näher kam es. Sie war nicht aufgeſprungen; langſam und wie vorſichtig, um keinen Laut

von draußen zu verlieren, hatte ſie ſich aufgerichtet. „Rudolf!“ rief ſie, und endlich, im dunklen Hausflur, hielt ſie ihn umfangen. „Gott Dank, daß ich dich wiederhabe!“

Als ſie aber drinnen beim Lampenſchein in das verſtörte Antlitz ihres Mannes ſah, da ging ſie aus dem Zimmer, als ob ſie draußen im Hauſe etwas Eiliges zu beſchaffen habe; dann nach einer Weile kehrte ſie anſcheinend ruhig zurück.

Bei ihrem Eintritt kam Rudolf ihr entgegen; er wollte nach ſeinem Zimmer; es ſeien noch Sachen, die er bis morgen fertigſtellen müſſe.

„Aber du willſt doch erſt zu Abend eſſen?“ Und ſie zog ihn an den ſchon längſt gedeckten Tiſch.

Er nahm auch einige Biſſen. Dann ſtand er auf. „Laß dich nicht ſtören, ich muß machen, daß ich an die Arbeit komme!“

Ein ſchmerzliches Zucken flog um ihren Mund; aber ſie ſuchte ihn nicht aufzuhalten. „Um zehn Uhr komm ich zu dir!“ rief ſie ihm freundlich nach, als er hinausging. —

Die Arbeiten, von denen er geſprochen hatte, waren kein bloßer Vorwand, am folgenden Morgen hatte er ſie dem Grafen perſönlich zu überreichen. Auch ſaß er in ſeinem Zimmer bald darauf am Schreibtiſch; er ſagte ſich, das müſſe noch beſeitigt werden, und ſuchte gewaltſam, und bis das Hirn ihn ſchmerzte, ſeine Gedanken feſtzuhalten und auf einen Punkt zu drängen. Aber die Feder berührte meiſt nur das Papier, um das Geſchriebene gleich wieder fortzuſtreichen; ſo ging es eine Weile, endlich ſah er, daß er ſie zerbrochen hatte. „Schlechte Muſikanten!“ murmelte er vor ſich hin. „Der Graf hatte Recht: es geht nicht mehr, aber — weshalb denn geht es nicht?“

Da ſtand die rußige Geſtalt des Schmiedes vor ihm; ſo dicht, die ſtierenden Augen und das verzerrte Antlitz lagen faſt an dem ſeinen; ein leiſes höhniſches Gelächter

fuhr ihm kitzelnd in die Ohren: „Dreizehn Jahre? — Es kann auch früher kommen!“

Deutlich hatte er das ſprechen hören; er fühlte, wie ſich das Haar auf ſeinem Haupte ſträubte. Aber er hörte noch mehr: es jammerte, es wimmelte um ihn her; er war aufgeſprungen und ſchlug mit beiden Armen um ſich: „Fort!“ ſchrie er, „fort, Geſpenſter!“

Aber er war doch nicht mehr allein in ſeinem Zimmer; die Geſchöpfe ſeines Hirnes waren mit ihm da und wichen nicht. Mit heftigen Schritten ging er auf und ab, haſtig bald links, bald rechts die Blicke werfend; der Schweiß war in großen Perlen ihm auf die Stirn getreten. Plötzlich machte er eine ausweichende Bewegung: „Der Hund!“ ſagte er leiſe. „Noch nicht! Ich warte nicht auf dich.“

Da ſchlug es zehn von der Wanduhr, und vom anderen Ende des Hauſes hörte er die Thür des Wohnzimmers gehen. Das war Anna; ſchon hörte er ihre Schritte auf dem Hausflur. Er blieb ſtehen und blickte um ſich her: die Lampe brannte hell und warf ihren Schein in alle Winkel; es war Alles ganz gewöhnlich.

Als Anna dann gleich darauf ins Zimmer trat, ſaß er wieder an ſeinem Schreibtiſche.

„Biſt du bald fertig?“ frug ſie, die Hand auf ſeine Schulter legend; „ich weiß nicht, aber die Augen ſind mir heute ſo ſchwer.“

Er ſah nicht auf. „Ich denke; vielleicht ein halbes Stündchen noch.“

Und wie in den vorigen Nächten ſetzte ſie ſich ſtill mit ihrer Arbeit neben ihn. Aber immer langſamer regten ſich die ſchlanken Finger, und die halbe Stunde war noch nicht verfloſſen, da rückte ſie ihren Stuhl dicht an den ſeinen, und von Müdigkeit überwältigt, ſank ihr Haupt auf ſeine Schulter.

Behutſam, damit ſie ſicher ruhen könne, legte er den

Arm um ſie; und als die halbgeöffneten Lippen des jungen Weibes ſich bald in gleichmäßigen leiſen Athemzügen ihm entgegenhoben, da neigte er ſich unwillkürlich zu ihr, um ſie zu küſſen. Aber es kam nicht dazu; wie in plötzlicher Erſtarrung richtete er ſich auf und griff mit der freigebliebenen Hand nach der vorhin fortgelegten Feder. Nein, nein, das war vorüber; die Arbeit, die da vor ihm lag, die mußte noch zu Ende!

Er begann auch wirklich bald zu ſchreiben, und der faſt leere Bogen füllte ſich bis auf die Hälfte; dann aber, während er grübelnd darauf hinſtarrte, verloren ſich die Buchſtaben in verworrenes Gekritzel. Allmählich jedoch ſchien wieder eine beſtimmte Vorſtellung Platz zu greifen. Der Umriß eines menſchlichen Schädels trat deutlich genug hervor; aus einem Tintenklex daneben wurde eine ſpinnenartige Ungeſtalt, die immer mehr und längere Arme nach dem Schädel ſtreckte; nur ſtatt des Spinnen- war es ein Hundskopf, der ſich wie gierig aus dem dicken Leib hervordrängte.

Aber mit wie großer Emſigkeit auch Rudolf dieſe ſeltſame Arbeit zu betreiben ſchien, ſie war doch nur der Punkt, von welchem aus ſeine Gedanken ſich ihre finſteren Gänge wühlten. Er hatte eben die Feder fortgeworfen, als Anna nach einem tiefen Athemzuge die Augen aufſchlug. „Du, Rudolf?“ und wie ein erſtauntes Kind blickte ſie um ſich her. „Aber du arbeiteſt nicht mehr, weshalb ſind wir nicht zu Bett gegangen?“

Seine überwachten Augen ſahen ſie an, als habe er keine Antwort auf dieſe einfache Frage.

„Du ſchliefſt,“ ſagte er endlich, „ich mochte dich nicht wecken.“

Sie wollte ſich aufrichten, als ihr Blick auf das Papier fiel, worauf er eben jene ſymboliſche Zeichnung hingeſchrieben hatte. „Was iſt das?“ rief ſie. „Was haſt du da gemacht? Ein Todtenkopf!“

Seine Lippen zitterten, als ob ſie mit noch ungeſprochenen Worten kämpften. „Nein, nein,“ ſagte er; „das nicht, ſo war es nicht gemeint.“

Anna ſah ihn ängſtlich an: „Weshalb nimmſt du deinen Arm fort, Rudolf? Du hältſt mich jetzt ſo ſelten nur in deinem Arm!“

Er riß ſie heftig an ſich, und noch einmal ſank ihr Kopf an ſeine Schulter; wie in Angſt, als ob ſie ihm entſchwinden könnte, umſchloß er ſie mit beiden Armen. So ſaßen ſie lange; nur die Athemzüge des Einen waren dem Anderen hörbar. „Anna!“ kam es zuerſt dann über ſeine Lippen.

„Ja, Rudolf?“

„Was meinſt du, Anna“ — aber es war, als würde er nur mühſam ſeiner Worte Herr — „ich dächte, wir könnten morgen wohl zu Bernhard fahren?“

„Zu Bernhard?“ Sie hatte ſich losgewunden, das Kartenhaus, das ſie ſich mit ſo viel Sorge aufgebaut hatte, drohte einzuſtürzen: Rudolf war nicht eiferſüchtig! Oder — als ob ſie Alles um ſich her vergeſſe, ſtand ſie vor ihm — ſollte es mit dieſer Reiſe eine Liebesprobe gelten?

Wie auf ſich ſelber ſcheltend, ſchüttelte ſie zugleich das Haupt; aber ſie mühte ſich umſonſt, ein Anderes zu ergrübeln; der Ton ſeiner Stimme war nicht geweſen, als ob er ſie zu einer Luſtreiſe hätte auffordern wollen.

Und jetzt hörte ſie dieſelbe Stimme wieder: „Du antworteſt mir nicht, Anna!“

Sie warf ſich vor ihm nieder: „Rudolf, geliebter Mann! Wann und wohin du willſt!“ Ein leuchtender Strom brach aus den blauen Augen, und die jungen Arme ſtreckten ſich ihm entgegen.

Aber nur eine kalte Hand legte ſich auf ihr Haupt, das flehend zu ihm aufſah: „So laß uns verſuchen, ob wir ſchlafen können.“

* *

Am anderen Morgen ſaß Rudolf ſchon wieder früh am Schreibtiſch, ſeine Feder flog, die halbfertigen Arbeiten wurden raſch vollendet, ebenſo raſch mußte der Schreiber ſie copiren. Inzwiſchen ordnete er ſelbſt, was an Schriften und Karten ſich auf Tiſch und Stühlen in den letzten Tagen angehäuft hatte; oftmals warf er einen Blick auf die Wanduhr, um dann wieder in ſtummem düſterem Vorwärtsdrängen ſeine Arbeit fortzuſetzen.

Als es acht geſchlagen hatte, nahm er die von dem Schreiber fertiggeſtellten Schriften und machte ſich auf den Weg zum Schloſſe. Im Zimmer des Grafen, der in anderen Arbeiten ſaß, gab er auf die haſtig hingeworfenen Fragen raſch und knappe Auskunft; es ſchien ihm wenig daran gelegen, ob ſeine Meinung Beifall finde.

Der Graf ſah ſeinem Förſter in das blaſſe Geſicht, und als dieſer nach einem längeren geſchäftlichen Geſpräche fortgegangen war, blickte er noch eine Weile gegen die Thür, bevor er ſich wieder zu der vorhin verlaſſenen Arbeit wandte. —

— — Nachdem das junge Ehepaar zeitig ſein Mittagsmahl eingenommen hatte, wurde der Einſpänner aus dem Schuppen gezogen und der Rappe in die Deichſel geſpannt. Wohl eine Stunde lang fuhren ſie am Rande der gräflichen Waldungen; wieder, wie Tags vorher, ſtand die goldene Septemberſonne am Himmel, und der ſtärkende Duft des herbſtlichen Blätterfalles erfüllte die Luft um ſie her.

Nach einer weiteren Stunde ſahen ſie den Gutshof liegen; als ſie in eine kurze Allee von Silberpappeln einbogen, lag am Ende derſelben, durch einen ſonnenhellen Raum davon getrennt, das Wohnhaus vor ihnen.

„Da iſt ſchon Bernhard!“ ſagte Anna und wies auf eine kräftige Geſtalt, welche neben der Hausthür ſtand und, die Augen mit der Hand beſchattend, dem ankommenden Gefährt entgegenſah.

Rudolf nickte nur, und Anna ſah es nicht, daß ſeine Hände ſich wie in verbiſſenem Schmerz zuſammenballten; nur das Pferd, das er am Zügel hielt, empfand es und bäumte ſich in ſeiner Deichſel.

Als der Wagen vor dem Hauſe anfuhr, war das verſchwunden. „Da ſind wir endlich!“ ſagte er, Bernhard die Hand entgegenſtreckend.

Bernhard ſah ein wenig überraſcht, faſt verlegen aus; aber auch das verlor ſich gleich. „Seid willkommen, du und Anna!“ ſagte er herzlich. „Ich erkannte euch erſt, als ihr hier in den Sonnenſchein hinausfuhrt.“

Nun kam auch Julie aus dem Hauſe, und die Begrüßung wurde lebhafter; und als man erſt drinnen um den blinkenden Kaffeetiſch der jungen Wirthin ſaß, gerieth auch ohne die Männer ſogleich die Unterhaltung, denn das Geſchwiſterpaar war kürzlich in Annas Elternhauſe auf Beſuch geweſen, und dieſe hatte faſt noch mehr zu fragen, als jene zu berichten. Nach beendetem Kaffee drang Rudolf auf einen Spaziergang durch die Gutsflur, die zwar ſeiner Frau, aber ihm noch nicht bekannt ſei. Anna wollte eben ihren Arm in den der Freundin legen, als ſie Rudolf ſagen hörte: „Du, Bernhard, nimmſt dich meiner Frau wohl an; Fräulein Julie wird mit mir ſich plagen müſſen; übrigens“ — und er wandte ſich zu dieſer — „ich verſpreche, heute nicht zu zanken.“

„Sie haben auch heute keine Urſache mehr,“ entgegnete Julie leiſe und warf, plötzlich ernſt geworden, einen liebevollen Blick auf ihren Bruder.

Dem jungen Förſter war weder dieſer Blick, noch deſſen Bedeutung entgangen; aber er nickte düſter vor ſich hin, als ſei ihm das ſo recht, dann folgte er mit Bernhards Schweſter den Vorausgehenden. Nachdem Haus und Garten und pflichtgemäß dann auch noch Keller und Scheune beſichtigt waren, ging man ins Freie, zunächſt über abgeheimſte Wei-

zenfelder, wo nur noch Scharen von Sperlingen oder mitunter ein Häuflein barfüßiger Kinder ihre Nachleſe hielten. Anna mit ihrem zum Zerſpringen vollen Herzen rief eins der kleinen Mädchen zu ſich, und als es, nach einem ermunternden Worte Bernhards, langſam herangekommen war, zog ſie ein blaues Seidentüchlein aus ihrer Taſche und band es, auf den Boden hinknieend, ihm ſorgſam um ſein Hälschen. Sie küßte das Kind und drückte es heftig an ſich: „Behalt das von der fremden Frau!“ ſagte ſie; „doch halt!“ und ſie ſammelte ein Häuflein kleiner Münzen und drückte die Finger des Kinderfäuſtleins darum zuſammen; dann, während der kleine Flachskopf ihnen ſtumm mit großen Augen nachſah, ging die Geſellſchaft weiter.

Sie gingen wiederum gepaart wie damals auf Annas Heimathsflur, nur daß dieſe jetzt wiederholt den Kopf zurückwandte und erſt, wenn ſie einen Blick von Rudolf aufgefangen hatte, das Geſpräch mit Bernhard fortſetzte, das ohnehin nicht recht in Fluß gerathen wollte. Rudolf freilich beobachtete auch heute unabläſſig die Vorangehenden und wog bei ſich den Ton in Bernhards und in ſeines Weibes Stimme; aber es war kein unruhiges Verlangen, nur ein leidvolles Entſagen ſah aus ſeinen dunklen Augen.

„Sie wollten nicht zanken, Herr von Schlitz,“ ſagte neben ihm die Stimme ſeiner Partnerin; „aber Sie ſind völlig ſtumm geworden.“

Er wollte eben ein höfliches Wort erwidern, als ſie aus der Enge eines mit Hagebuchenhecken eingezäunten Weges heraustraten und nun vor einer weiten Moorfläche ſtanden, auf der hie und da eingeſtürzte Torfhaufen zwiſchen blinkenden Waſſertümpeln lagen. „Das haben die Gewitterregen uns verwaſchen,“ ſagte Bernhard; „aber wir müſſen umkehren, der Weg, der hier am Moor entlang führt, iſt nicht für Damenſchuhe eingerichtet.“

Rudolf war ein paar Schritte auf dem bezeichneten

Wege fortgegangen. „Für uns Männer wird's ſchon taugen," ſagte er, ſich zu Bernhard wendend; „die Damen werden uns entſchuldigen; nicht deinen Torf, aber von deinen Jagdgründen möchte ich hier herum noch etwas ſehen."

„Wenn du willſt," meinte Bernhard; „aber es iſt nicht viel damit."

„Nun, ſo reden wir ein Stück mitſammen!"

Anna blickte ihn an: Was wollte Rudolf? Mit Bernhard allein ſein? — Auf ſeinem Angeſicht war nichts zu leſen; nur der beklommene Ton, den ſie in ſeiner Stimme bemerkt zu haben glaubte, ſchien zu dem einfachen Inhalt ſeiner Worte nicht zu paſſen. Aber — es war ja Bernhard; was konnte zwiſchen ihm und Bernhard Übles denn geſchehen! Wie ein Morgenſchein leuchtete das Vertrauen zu ihrem Jugendfreunde auf ihrem ſchönen Antlitz; lächelnd nickte ſie den beiden Männern nach, dann nahm ſie Juliens Arm, um mit ihr den Rückweg anzutreten.

„Das iſt die Rache," ſagte dieſe ſcherzend; „vor einem Jahre waren wir es, die ſie im Stiche ließen."

Aber Rudolf und Bernhard redeten nicht mit einander, und die Jagdgründe wurden weder beſichtigt noch aufgeſucht. Schon lange waren ſie ſchweigend auf dem durch tiefe Wagenſpuren zerriſſenen Wege fortgegangen, Beide die Augen nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit ihren letzten Strahlen das braune Haidekraut vergoldete. Eine Nachtſchwalbe mit ihrem lautloſen Fluge huſchte vor ihnen auf und duckte ſich eine Strecke weiter vor ihnen auf den Weg, bis ſie wiederum auch hier vertrieben wurde. „Weshalb," begann endlich Bernhard, wie nur um überhaupt ein Wort zu ſagen, „ſeid ihr nicht im Sommer zu uns gekommen, als die Haide blühte und das Korn geſchnitten wurde? Deine Frau ſchrieb einmal darüber meiner Schweſter; aber ihr kamt doch nicht."

Rudolf, der neben ihm ging, blieb einen Schritt zurück.

„Du weißt," ſagte er, „es war von beiden Seiten etwas zu verwinden."

Der Andere zuckte, und ſeine Hand zitterte, mit der er ſich den ſtarken Bart zur Seite ſtrich: „Alſo Anna hat es dir mitgetheilt, daß ich ſo beſchämt vor ihr geſtanden?"

„Du meinſt, ſie ſollte ein Geheimniß mit dir theilen!"

„Nicht das, Rudolf," ſagte Bernhard ruhig; „aber was nützte es dir zu wiſſen, daß ich ſo viel ärmer bin als du?"

Rudolfs letzte Worte waren jäh herausgefahren; jetzt trat er wieder an Bernhards Seite: „Du kamſt zu ſpät," ſagte er; „dasſelbe hätte mir geſchehen können; und — wenn es ſo gekommen wäre, ihr wäre dann wohl ein glücklicheres Los gefallen."

Die lang bedachten Worte waren ausgeſprochen; aber ſeine Stimme wankte, und ſeine Augen, mit denen er jetzt ſtehen bleibend den Anderen anſtarrte, waren wie verſteint.

Bernhard ſah ihn faſt entſetzt an: „Menſch," ſchrie er, „wie kannſt du, der Glückliche, ſo etwas zu mir ſprechen?"

Rudolf beantwortete dieſe Frage nicht. „Bernhard," ſagte er leiſe, „du liebſt ſie noch; geſteh es, daß du ſie noch liebſt!" Ein feindſeliges Feuer brannte in ſeinen Augen, aber er drängte es mit Gewalt zurück.

Bernhard hatte nichts davon gemerkt; er ſagte düſter: „Du ſollteſt doch der Letzte ſein, der daran rührte."

„Nein, nein, Bernhard, du irrſt! Sieh nicht auf mein Geſicht; aber glaub es mir: es thut mir wohl, daß du ſie liebſt"; und er ergriff Bernhards beide Hände und drückte ſie heftig; „nun weiß ich, du wirſt ſie nicht verlaſſen."

Der Andere erhob langſam das Haupt: „Was willſt du, Rudolf? Weshalb biſt du heute zu mir gekommen? — Gewiß, wenn Anna jemals meiner bedürfte; wenn deine Hand nicht mehr da wäre, ich würde Anna nicht verlaſſen, nicht — ſo lang ich lebe."

Rudolf hatte beide Hände vors Geſicht gedrückt. „Ich danke dir,“ ſagte er leiſe; „wollen wir jetzt zurückgehen?“

Es geſchah ſo; und die grauen Schleier der Dämmerung breiteten ſich immer dichter über Moor und Feld. Rudolf hatte ſeinen Zweck erreicht: was er bisher nur geglaubt hatte, war ihm jetzt Gewißheit; das Übrige, er ſagte es ſich mit Schaudern, würde ſich von ſelbſt ergeben.

Auch Bernhard war in tiefem Sinnen neben ihm geſchritten. „Aber,“ begann er jetzt, nachdem ſie vom Moore wieder zwiſchen die Felder hinausgelangt waren, „wie ſind wir doch in ein ſolches Geſpräch gerathen? Du lebſt und biſt geſund; — weshalb ſollte Anna anderer Hülfe bedürfen?“

Rudolf hatte dieſe Frage erwartet, ja, er hatte ſich künſtlich darauf vorbereitet; jetzt, da ſie wirklich an ihn herantrat, machte es ihn ſtutzen; ein Gefühl wie bei unredlichem Beginnen überkam ihn, es war ſchon recht, daß die zunehmende Dunkelheit ſein Angeſicht verdeckte. „Ich habe dir wohl ſchon davon geſprochen,“ ſagte er, „daß ich meinen Vater plötzlich durch einen frühen Tod verlor; es war ein Herzleiden; einem und dem anderen unſerer Vorfahren iſt es ebenſo ergangen; allerlei Symptome waren vorausgegangen — ich war noch ein Kind; aber ſpäter hat meine Mutter mir es erzählt, in den letzten Monden hab ich ganz dasſelbe auch bei mir bemerkt; es geht mir nach, ich könnte auch plötzlich ſo hinweggenommen werden.“

Bernhard ergriff ſeine Hand, deren herzlichen Druck er nicht zu erwidern wagte: „Aber weshalb ziehſt du nicht einen Arzt zu Rathe, einen Specialiſten?“

„Ich that es; neulich bei Gelegenheit meiner Geſchäftsreiſe.“

„Und er hat dir keinen Troſt gegeben?“

„Doch, was ſo die Ärzte ſchwatzen; aber ich weiß es beſſer.“

Noch einmal empfand er Bernhards Händedruck, in welchem alle Versicherung eines treuen Herzens lag.

— — Ein paar Stunden später befanden die Försterseleute sich wieder auf der Rückfahrt. Anna saß an ihres Mannes Seite, das Haupt geneigt, wie in Gedanken eingesponnen: Rudolf und Bernhard — ihr war es immer wieder, als sähe sie die Beiden in der sinkenden Dämmerung an dem Moore entlang gehen; sie meinte die erregte Stimme ihres Mannes, die beschwichtigende ihres Jugendfreundes zu vernehmen; nur die Worte selbst — ja, wenn sie nur die Worte hätte hören können! Sie war ja jung, sie fürchtete sich nicht; nur wissen mußte sie, wo sie das Unheil fassen könne. Aber — auch Bernhard mußte ja von Allem wissen; hatte doch auch er, der noch am Nachmittage wie in früherer Zeit mit ihr geplaudert hatte, beim Abendessen kaum ein Wort oder doch nur wie gezwungen zum Gespräche beigetragen! Einen Augenblick war's, als ständen ihr die Gedanken still, dann aber richtete sie sich mit einem tiefen Athemzuge auf; gleich morgen — sie wußte keinen anderen Ausweg — wollte sie an Bernhard schreiben. „Wo sind wir, Rudolf?" frug sie und sah mit klaren Augen um sich.

Rudolf schrak empor, als würde er aus schwerem Traum geweckt, und wieder, wie auf dem Hinwege, fuhr das Pferd in der Deichsel auf. Ein paar Schläge mit der Peitsche, dann wies er schweigend nach den Wäldern, die sich einige Büchsenschüsse weit zu ihrer Rechten gleich einem düsteren Wall entlang zogen. Darüber stand der volle Mond, der in der weichen Herbstnacht ein fast goldenes Licht über die schlafenden Fluren ausgoß. „Wie schön!" sagte Anna. „Ist das da drüben eure Wildniß? Armer Rudolf, die wird dir wohl noch viel zu schaffen machen!"

Er hatte den Kopf zu ihr gewandt; und er sah sie an, als ob er keine Antwort darauf habe. Sie bemerkte es nicht; das Tuch um ihre Schultern war herabgeglitten, und sie

mühte ſich, es wieder feſtzuſtecken. Als ſein Blick auf ihre unverhüllte Hand fiel, deren ſchöne Form das milde Nachtgeſtirn mit ſeinem Licht verklärte, zuckte es um des Mannes Lippen, und ſeine Augen wurden wie vor Schmerz geröthet.

Der Weg zog ſich dichter an die Wälder, und bald rollte der Wagen in ihrem Schatten; das Mondlicht fiel jetzt über ſie hin auf die weiter ſeitwärts liegenden Wieſen; eine weidende Kuh brüllte ein paar Mal von dort herüber. „Zu Hauſe!“ ſagte Anna, ihre Reiſehüllen von ſich ſtreifend, „wir ſind gleich zu Hauſe!“

Als bald darauf der Wagen anhielt, trat von der Haustreppe die Magd in augenſcheinlicher Haſt heran: die Frau Forſtjunkerin ſeien Abends angekommen, aber vor einer Stunde ſchon zur Ruh gegangen; Frau Förſterin möge ſich nur ganz beruhigen, Sie hätten ihr, der Magd, den Speiſekammerſchlüſſel ja gelaſſen, es habe der gnädigen Frau an nichts gefehlt.

Rudolf, der ſchon neben dem Wagen ſtand, war todtenbleich geworden; wäre der Schatten des Hauſes nicht geweſen, ſo hätte Anna es gewahren müſſen. „Jetzt ſchon!“ kam es kaum hörbar über ſeine Lippen; dann hob er das junge Weib herab und ſagte laut: „So muß ich morgen früh heraus!“

„Morgen, Rudolf? Aber du biſt dann zeitig doch zurück?“

Er war ſchon in das Haus getreten, und Anna folgte mit der Magd, den Kopf jetzt voll Gedanken an die Gegenwart der Mutter, deren Beiſtand ſie nicht mehr in Rechnung nahm.

* *
*

Es war noch dunkel, als vor Anbruch des Morgens neben dem Bette der ſchlummernden jungen Frau ſich ein ſchweres überwachtes Haupt aus den Kiſſen hob. Bald

darauf — ein dichter Nebel draußen machte die erſte Dämmerung noch faſt zur Nacht — trat Rudolf leiſen Schrittes in ſein Zimmer; taſtend, mit unſicherer Hand, zündete er die auf dem Tiſche ſtehende Lampe an, bei deren Scheine jetzt ſein blaſſes Antlitz mit den brennenden Augen aus dem Dunkel trat.

Nachdem er die Klappe des am Fenſter ſtehenden kleinen Pultes aufgeſchloſſen und eine Lage Papier herausgenommen hatte, ſetzte er ſich daneben an den Tiſch und begann zu ſchreiben. Eine amtliche Arbeit ſchien es nicht zu ſein, denn er hatte weder Pläne noch Rechnungen dabei zugezogen. Mitunter ſtützte er den Kopf, und ein tiefes Stöhnen übertönte das einförmige Geräuſch der raſtlos fortſchreibenden Feder; dann fuhr er wohl empor und blickte haſtig um ſich und wandte das Ohr nach der Richtung des vorhin verlaſſenen Schlafgemaches; aber nichts rührte ſich in dem ſtillen Hauſe: Anna mußte von der geſtrigen Reiſe ſehr ermüdet ſein, ſogar die Magd ſchien ſich heute zu verſchlafen; und ſchon begann ein graues Morgendämmern vor den unverhangenen Fenſtern.

Endlich ſtand er auf, hob wiederum die Klappe des Pultes und legte das Geſchriebene hinein. Aber es war ihm das nicht gleich gelungen, denn ſeine Hand zitterte jetzt ſo ſtark, daß er ſie an dem eiſernen Überfall des Schloſſes blutig geſtoßen hatte. Ein kurzes Bedenken noch; dann nahm er ſeine beſte Kugelbüchſe aus dem Gewehrſchranke und lud ſie ſorgſam. Er hatte ſie umgehangen und war ſchon aus der Thür getreten, als er noch einmal umkehrte. Auch die Jagdtaſche nahm er noch vom Haken und hing ſie behutſam über ſeine Schulter; vielleicht entſann er ſich, daß vor dem Schlafengehen Annas Hände ihm das Frühſtück für den angekündigten Morgengang bereitet und da hineingeſteckt hatten. Eine Weile noch ſtand er, die Finger um die Lehne eines Stuhles geklammert; dann ging er.

Er ging über die Wieſen an dem Wald entlang; der Nebel ſtand noch dicht über den Feldern und zwiſchen den Bäumen; von den Zweigen fielen ſchwere Tropfen auf ihn herab. Als er in den durch die Holzung führenden Fahrweg eingebogen und eine Strecke darauf fortgegangen war, hörte er Schritte ſich entgegenkommen, und bald auch erkannte er aus dem Nebel einen Mann, welcher, den Kopf voraus und mit den Armen mächtig um ſich fechtend, eifrig vor ſich hinredete, als ob er ein wichtiges Erzählen vor ſich habe.

Rudolf, der einen der Holzſchläger erkannt hatte, wollte raſch vorübergehen; aber der Andere hob jetzt den Kopf: „Ah ſo, der Herr Förſter!“ rief er, die Mütze herunterreißend. „Ich ſoll aufs Schloß zum Herrn Inſpektor; iſt wieder der Teufel los mit dem Klaus Peters; die Anderen kamen aber eben recht, daß wir ihn binden konnten!“

Rudolf blieb ſtehen und ſtarrte den Sprecher an; Klaus Peters war der junge Arbeiter, der als Ehemann aus dem Irrenhaus zurückgekehrt war.

Der Andere aber begann jetzt wieder ſein Fechten mit den Armen: „Immer um die Kathe herum, Herr Förſter,“ rief er, „und das die Holzaxt in der Fauſt; und die Frau rannte vor ihm auf und ſchrie Zetermordio, daß wir's in unſeren Betten hören konnten! Es wird nicht helfen, der Herr Graf mögen nur recht weit den Beutel aufthun, denn zum anderen Mal kommt er wohl nicht zurück, wenn ſie ihn erſt wieder ſicher in der Anſtalt haben.“

Der alte Holzſchläger, während er nach einem Endchen Rolltaback in ſeiner Taſche ſuchte, wartete vergebens auf eine Beifallsäußerung ſeines Vorgeſetzten. „So, ſo?“ ſagte dieſer endlich, ohne daß ſich Anderes als nur die Lippen an ihm zu regen ſchien; „ja, da muß zeitig Rath geſchafft werden.“

Dann wandte er ſich plötzlich und ſchritt auf einem

Seitenwege in den Wald hinein, wo er den Blicken des verwundert Nachſchauenden bald entſchwunden war.

— — Kurz ehe dies im Walde geſchah, hatte im Forſthauſe auch die junge Frau ſich aus dem Schlaf erhoben; erſchrocken, daß ſchon der graue Tag ins Fenſter ſah, warf ſie raſch die Kleider über; ſie hatte ja noch an Bernhard ſchreiben wollen, ehe die Mama das Bett verließe. Als ſie aber mit ihrem Schlüſſelkörbchen auf den Flur hinaustrat, kam Frau von Schlitz ihr in fertigem Morgenanzug ſchon entgegen.

„Mama!“ rief Anna überraſcht; „willkommen bei uns! Aber ſo früh? Sie müſſen ſchlecht geſchlafen haben?“ Frau von Schlitz hatte freilich ſchlecht geſchlafen; es war nicht nur die Mißſtimmung über die Abweſenheit des Ehepaares bei ihrer Ankunft; aber aus den Briefen beider hatte ſie leicht herausgefunden, daß ihre Erwartungen von dieſer Ehe ſich keineswegs erfüllt hatten. Doch äußerte ſie nichts dergleichen, ſondern ſagte nur: „Ich bin keine Langſchläferin, mein Kind!“ Aber Anna wurde faſt verlegen unter dem ſtrengen Blick, von welchem dieſes Wort begleitet wurde. „Und wo iſt denn mein Sohn?“ begann Frau von Schlitz wieder. „Ich ſuchte ihn ſchon vergebens in eurem Wohnzimmer.“

„Ich fürchte, Mama, er wird ſchon ſeinen Reviergang angetreten haben.“

„Heute? Er wußte doch von meiner Ankunft?“

„Gewiß; aber er hat wohl nicht gedacht, daß Mama ſo früh ſchon auf ſein würden.“

„Laß uns nach ſeinem Zimmer gehen, Kleine!“ ſagte Frau von Schlitz und ſchritt ſogleich den dahin führenden Gang hinab. Von Anna gefolgt, öffnete ſie die Thür, aber es war Niemand in dem Zimmer. „Zürnen Sie ihm nicht, Mama,“ bat die junge Frau; „er wird nun deſto früher wieder da ſein!“

Aber die Ältere, die mit raſchen Blicken Alles um ſich her gemuſtert hatte, wies mit ausgeſtrecktem Finger nach dem kleinen Pult am Fenſter: „Dort ſteckt ja noch der Schlüſſelbund; das iſt doch nicht die Ordnung die ich meinen Sohn gelehrt hatte!“

Anna erſchrak; das war auch jetzt nicht Rudolfs Weiſe. „So muß er noch nicht fort ſein!“ ſagte ſie beklommen und trat hinzu, um den Schlüſſel abzuziehen. Aber als ſie mit der Hand die Klappe faßte, gab dieſe ohne Widerſtand dem Drucke nach; der Schlüſſel war nicht einmal umgedreht.

In unbewußtem Antrieb hatte Anna ſie jetzt völlig aufgehoben; doch nur ein paar Secunden lang blickte ſie hinein, dann ſchlug die Klappe zu, und wie ein Schrei brach der Name „Rudolf!“ über ihre Lippen. Sie hatte nur die erſten Worte einer Schrift geleſen, welche obenauf im Pulte lag; jetzt hielt ſie ſie mit ihren beiden Händen. Sie ſtand hoch aufgerichtet; ihre Augen, ſtarr wie Edelſteine, aber leuchtend, als ob ſie ihren letzten Glanz verſprühen ſollten, flogen über die ſichtbar am Morgen erſt geſchriebenen Zeilen.

Es war ein Abſchiedsbrief, den Rudolf hinterlaſſen hatte, ein Bekenntniß, daß er wahnſinnig ſei, daß er es längſt geweſen, daß er ſie betrogen habe; dann in dunklen Andeutungen, daß ein beſſeres Geſchick, das er, der rettungslos Verlorene, mit ſeiner Leidenſchaft geſtört, ſich noch an ihr erfüllen werde. Und dann nichts weiter; nur ein durchſtrichenes Wort noch, nicht einmal der Name.

Mit ſteigender Unruhe hatte Frau von Schlitz dem Vorgange zugeſehen; jetzt hatten ihre Augen auch das Blatt geſtreift und Rudolfs Schrift darauf erkannt. Unwillkürlich ſtreckte ſie die Hand danach: „Was ſchreibt er?“ frug ſie, und ihre Stimme war nur wie ein Flüſtern. „Gieb! Ich muß es ſelber leſen!“

Und Anna fühlte kaum, wie ihr das Blatt entriſſen

wurde. Wie ein Wetterſchlag war es auf ſie herabgefahren; aber auch das Dunkel war einem ſcharfen Licht gewichen. Mit ausgeſtreckten Armen lag ſie auf den Knieen, ihre Lippen ſtammelten gebrochene Worte, aber ſchon war ſie wieder aufgeſprungen; wie ein Hellſehen war es über ſie gekommen: ihm nach; ſie hatte keine Zeit zum Beten!

Da, als ſie fort wollte, fühlte ſie ihre Füße von zitternden Armen aufgehalten; kaum erkannte ſie das Antlitz, das ſtumm, wie einer Sterbenden, zu ihr aufſah. „Mama!“ rief ſie. „Sind Sie es denn, Mama?“

Nur ein Stöhnen kam aus dem zuckenden Munde, während die Arme ſich noch feſter um die Kniee des jungen Weibes klammerten. Anna ſuchte ſich vergebens loszumachen; ſie neigte ſich zu der Liegenden, ſie flehte, ſie ſchrie es faſt zuletzt: „Laſſen Sie mich, Mama; ich muß zu ihm, zu Rudolf! Sie wiſſen's ja, der Tod iſt hinter ihm!“

Die ſtumpfen Augen in dem ſo plötzlich alt gewordenen Geſicht der Mutter flammten auf: „Mein Sohn!“ ſchrie ſie und ſprang empor. „Ja, ja; wir müſſen zu ihm!“

„Nein, Mutter; bleiben Sie, Sie können nicht — ich muß allein!“

Aber die ſtarke Frau hatte ſich an ihren Arm gehangen: „Hab Erbarmen, nimm mich mit zu meinem Sohn! Du haßt mich, Anna, du haſt ein Recht dazu; aber — nimm mich mit; du warſt nicht ſeine Mutter!“

Rathlos blickte Anna auf die Frau, die ihrer Sinne kaum noch mächtig war: „Nein!“ rief ſie; „o nein, kein Haß, Mama; Sie haben ja um ihn gelitten! Aber um ſeinetwillen ich muß allein ...“

Sie ſprach nicht mehr; die Secunde drängte, ſie mußte fort, ſie mußte fliegen, wenn es möglich war; und das junge Weib rang mit der Mutter, die ſie nicht laſſen wollte; auf beiden Seiten die Kraft und die Todesangſt der Liebe.

Doch nur noch ein paar Augenblicke; dann ſprang die Stubenthür zurück, und gleich darauf wurde auch die Hausthür aufgeriſſen. Drinnen im Zimmer lag die Mutter auf den Knieen; draußen über die Wieſen, entlang dem Waldesrande, lief, nein flog, wie mit dem Tode um die Wette, das junge Weib des Förſters.

* * *

Aus einer engen Lichtung in jenem wild verwachſenen Theil des Waldes flatterten zwei Vögel auf, ſchwebten eine Weile darüber und hüpften, ſcheu hinabäugelnd, dann wieder von einem Zweig zum anderen in die Tiefe, von der ſie vorhin aufgeflogen waren. Es waren ein paar Rothkehlchen, denen ſich jetzt noch eine Meiſe zugeſellte. Als ſie bald danach aufs Neue über den Wipfeln ſichtbar wurden, jagten ſie ſich ſchreiend durch die Zweige, denn die Meiſe trug einen Brocken im Schnabel, von welchem die anderen ihren Antheil haben wollten.

Unten in dieſer Waldenge auf einem von Moos und Flechten überſponnenen Granitblock ſaß ein bleicher Mann; neben ihm lehnte eine Kugelbüchſe; an ſeiner Bruſt, aus der halb offenen Joppe, ragte ein Strauß verdorrter Maililien, den er zuvor hart an dem Steine aufgeſammelt hatte. Dem Anſcheine nach mußte man ihn bei ſeinem Frühſtück glauben, denn er hatte ſeine Jagdtaſche, wie zur Tafel dienend, auf den Schoß gelegt; eine angebrochene Schwarzbrotſchnitte hielt er in der Hand. Aber er ſelber hatte nichts davon genoſſen; wie in Andacht, als ob er ein Heiliges berühre, brach er das Brot in kleine Brocken und ſtreute es vor ſich hin in das Kraut. Als die Vögel jetzt zu ihm hinab- und gleich darauf wieder emporflogen, hob er den Kopf und blickte ihnen nach; die Meiſe, welche diesmal

nichts erhaſcht hatte, ſaß noch drüben auf einem Buchenzweig und ſchaute mit bewegtem Köpfchen zu ihm hin; vielleicht erkannte ſie den jungen Förſter, der ſo oft durch ihr Revier geſchritten war.

Kein Lufthauch ging durch die faſt lautloſe Einſamkeit, ſelbſt der Vogel ſchien durch die düſteren Augen des Mannes wie auf ſeinen Zweig gebannt; nur von Zeit zu Zeit löſte kniſternd ſich ein gelbes Blatt und ſank zu Boden. Unhörbar ſtreckte Rudolfs Hand ſich nach der Kugelbüchſe, und ſchon wollte er ſie faſſen, da, ganz aus der Ferne, kaum vernehmbar, drang ein Schall herüber. Und wieder nach kurzer Pauſe kam es, und dann ſtärker, wie vom aufgeſtörten Morgenhauch geſchwellt; die Glocke der fernen Schloßuhr ſandte ihren Ruf durch Wald und Felder. — Auch an Rudolfs Ohr war er gedrungen; ſeine Hand ſtockte; er zählte: ſieben Uhr ſchon! Anna mußte jetzt ſeinen Abſchiedsbrief geleſen haben; ſie wußte Alles. Und plötzlich ſtand ihm Eines, nur dies Eine vor der Seele: das Schweigen, das furchtbare Schweigen war ja nun zu Ende!

Er hatte ſich ſo jäh emporgerichtet, daß ihm gegenüber der Vogel kreiſchend durch die Zweige fuhr. Was gab es nur? was hatte er hier gewollt? — Ihm war, als ſei er träumend einem Abgrund zugetaumelt.

Hoch über ihm, als hätte auch ſie die Glocke wachgerufen, durchbrach jetzt die Sonne den grauen Dunſt; ſie ſtreute Funken auf die feuchten Wipfel und warf auch einen Lichtſtrahl in des Mannes Seele, der hier unten noch im Schatten ſtand; er wußte es plötzlich, er fühlte es hell durch alle Glieder rinnen: der Arzt hatte Recht gehabt; er war geſund, er war es längſt geweſen; es drängte ihn, ſogleich die Probe mit ſich anzuſtellen. Und mit unerbittlicher Genauigkeit rief er ſich den Bericht des Holzſchlägers ins Gedächtniß; er unterſchlug ſich nichts; er ließ den jungen Tollen mit der Axt ſein Weib verfolgen, er zwang ſich, ihr

Geſchrei zu hören; aber es blieb für ihn ein fremdes, das ſein eigenes Leben nicht berührte.

Sein Leben — ja, jetzt konnte er es beginnen! — Die Waldesenge um ihn wich zurück, und jene Sonnenlandſchaft, unter deren Bilde ihm das erſehnte Glück ſo oft erſchienen war, breitete ſich licht und weit zu ſeinen Füßen; der Weg war offen, der zu ihr hinabführte!

Aber das Bild verſchwand; er ſtand noch in demſelben Waldesſchatten. Nein, nein; nicht eine Krankheit, aber eine Schuld war es, die ſeine Kraft gelähmt und ihn vor Schatten hatte zittern laſſen. Und nun — vor allen anderen Wegen mußte er den zurück, den er hierher gegangen war; ein reuiger Verbrecher mußte er auf die Schwelle ſeines Hauſes treten! Ihn ſchauderte, die Füße ſchienen ihm im Boden feſtzuwurzeln.

Da kam ein Rauſchen aus dem wilden Dickicht, und wie ein Leuchten flog es über ſeine finſteren Züge: „Anna!“ ſchrie er; „Anna!“ und ſtreckte beide Arme in die Leere. — Wo war ſie? — Sie ſuchte ihn! Er wußte es, daß ſie ihn ſuchte; er ſah ſie vor ſich in ihrer Todesangſt, die ſchlanken Glieder, wie ſie durch Zweige brachen, die blauen Augen links und rechts hin irre Strahlen werfend. „Ich komme!“ rief er. „Ja, ich komme!“

Ihm war, als ob aus leerer Luft ihm Kräfte wuchſen; vor ſeinem Weibe wollte er in Demuth knieen und dann auf ſeinen Armen ſie durchs Leben tragen! Nur noch die Kugel, die im Rohre ſteckte, dieſe Kugel durfte nicht mit ihm zurück! Er ſah empor; ein mächtiger Falke zog über den Waldeswipfeln ſeine Kreiſe. Doch — kein Blut! Frei durch den weiten Himmel, ein Gruß ins neue Leben, ſollte dieſe Kugel fliegen! Und ſich niederbeugend, faßte er mit raſchem Griff den Schaft der Büchſe.

Aber ihm im Rücken, am Rand der Lichtung, war eben eine zitternde Frauengeſtalt erſchienen. Wie ohnmächtig

hatte ſie dageſtanden; jetzt gellte ihr Schrei ihm in den Ohren, und während junge Arme ſich um ihn warfen, fuhr mit dumpfen Krach die Kugel aus dem Rohr.

Sie ſchien es nicht zu merken; aber ſie bog ſich von ihm ab, ſie ſtemmte ihre Hände gegen ſeine Schultern und ſah ihn mit faſt wilden Augen an.

Da ſchrie er auf: „Du bluteſt! Du biſt getroffen, Anna!“

Ihre Hände wehrten ſchwach den ſeinen, die an ihrem Nacken ſuchten: „Nein, nur die Dornen — — ich fühle nichts — — aber du!“ — es war, als hätten dieſe Worte eine Felſenlaſt zurückgeſtoßen — „du lebſt!“ ſchrie ſie; „du lebſt!“ ſcholl es noch einmal aus der ganzen Fülle ihrer Bruſt; dann brach ſie in ſeinen Armen zuſammen.

* *
*

Drei Tage waren ſeitdem verfloſſen; unter dem Dach des Förſterhauſes lag Anna in den weißen Linnen ihres Bettes. Keine Kugel hatte ſie verletzt; auch nicht die Wunden, die die Dornen ihr geriſſen — der jähe Strahl des ſchon verloren gegebenen Glückes war es geweſen, der ſie hingeworfen hatte. Und auch nicht um dies kräftige Leben ſelber, vielmehr nur um ein zweites, das in ſeinem Schoß dem Licht entgegenkeimte, hatte die Natur ihr ſtilles Ringen zu beſtehen. Aber ſchon blickten die Augen der jungen Mutter froh und ſiegreich um ſich, während ſie im Grund der Seele nur ein Erinnern jenes Morgens feſthielt: nur, wie die Arme ihres Mannes ſie vom Boden hoben, und wie dann, ſchon im Erlöſchen ihrer Sinne, ſich ihr Haupt an ſeiner Bruſt zur Ruhe legte.

In den Nächten, die dann folgten, hatte Rudolf, in ſeltenem Wechſel mit der Mutter, die jetzt ſelbſt der Ruhe be-

durfte, neben ihr gewacht und ihren Schlaf behütet. Der Tag fand ihn im Forſte, an den Sümpfen; dann wieder an ſeinem Arbeitstiſche, oder Bericht erſtattend und ſeine Pläne klar entwickelnd bei dem Grafen; noch niemals hatte er das Vollmaß ſeiner Kräfte ſo empfunden.

Jetzt kniete er in Demuth an dem Bette ſeines Weibes, die ſeine beiden Hände in den ihren hielt; er hatte lange zu ihr geſprochen, und ſie hatte ſchweigend zugehört.

Nun, als auch er ſchwieg, bewegte ſie leis verneinend ihren Kopf: „Geſündigt? Du an mir geſündigt?“ frug ſie, ſeine letzten Worte wiederholend. Und als er ſprechen wollte, entzog ſie ihm die eine ihrer Hände und legte ſie auf ſeinen Mund: „Ich weiß es beſſer, Rudolf: du hatteſt mich zu lieb, du haſt mich nicht verlieren können! Nein, ſage nur nichts Anderes; du haſt noch immer nicht gewußt, daß du mich nicht verlieren *kannſt*!“ Und da er widerſprechen wollte, richtete ſie ſich auf, und ſeinen Mund mit ihren Küſſen ſchließend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und flüſterte wie leidenſchaftliches Geheimniß ihm ins Ohr: „Ich glaube, Rudolf, aber Gott wird es verhüten, — ich könnte noch eine größere Sünde um dich thun!“

Dann, während er, berauſcht und wie von Schuld befreit, dies Geſtändniß ſeines ſchönen Weibes noch in ſeiner Seele wog, hatte dieſe, von leichter Schwäche überkommen, ſich zurückgelegt; nur ihr Antlitz wandte ſich nach dem des Mannes, und eines alten Reims gedenkend und wie in ſeliger Stille ihre Augen in den ſeinen laſſend, ſprach ſie leiſe und doch mit dem lichten Vollklang ihrer Stimme:

„Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet,
Das iſt uns nicht gefehlt.“

Dann wurde es ſtille zwiſchen ihnen; es bedurfte keiner Worte mehr.

— — Als Rudolf bald darauf durch Geſchäfte abgerufen wurde, trat ſtatt ſeiner die Mutter in das Zimmer. Die Falte, welche der Schrecken jenes Morgens ihrem Antlitz eingegraben hatte, war nicht daraus verſchwunden; aber ſie ſchien nur einen früheren Zug der Härte hier verdrängt zu haben, der ſelbſt den Sohn ihr nie völlig hatte nahe kommen laſſen. Mit aufmerkſamen, ja fürſorglichen Blicken betrachtete ſie die junge Frau, die in ruhigem Genügen, mit gefalteten Händen, vor ſich hinſah. Die Entſchloſſenheit derſelben, welche ſelbſt ſich gegen ſie zu wenden keine Scheu getragen hatte, mochte die Achtung der rückſichtsloſen Frau gewonnen, zugleich aber der Umſtand, daß die Starke nun ſelbſt hülflos ihrer Hand bedurfte, den daneben aufgeſtiegenen Groll verſöhnt haben.

Behutſam trat ſie näher: „Du lächelſt, Anna,“ ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihr neigte; „aber du biſt ſehr blaß! Rudolf iſt zu lange bei dir geweſen.“

„Zu lange?“ wiederholte Anna; und als ob ſie nur die eigenen Gedanken weiter ſpinne, fuhr ſie fort: „Nein, nicht mehr dazu war ich ihm noch nöthig — — Sie irrten doch, Mama — er war ſchon ohne mich geneſen! Aber jetzt — — vielleicht — jetzt bin ich doch ſein Glück!“ Ein Lächeln wie Sonnenwärme breitete ſich auf ihrem Antlitz.

Frau von Schlitz nickte ſchweigend: was redete die da vor ſich hin? — Ihr Sohn, ihr Kind, das ſie mit ihrem Blut getränkt hatte! — Wie mit Schlangenbiſſen fiel ein eiferſüchtiges Weh ſie an: „Ich irrte, ſagſt du?“ ſprach ſie ſtrenge, während ihr eine dunkle Gluth bis in die Augen flammte; „du brauchſt mich nicht zu ſchonen, Anna; es war nie meine Art, mich zu belügen! — Aber dafür — dafür“ — — ihre zitternden Lippen rangen vergebens noch nach Worten.

Mit Angſt ſah Anna in das ſtumme Antlitz, in dem

nur noch die Augen Leben hatten. „Mama! O Mama, was iſt dir?“ rief ſie.

Da gewann die harte Frau die Sprache wieder: „Dafür,“ ſagte ſie langſam, indem das Haupt ihr auf die Bruſt herabſank, „haſt du mich arm gemacht.“

Aber ſchon hatte, in plötzlichem Verſtändniß, die unſchuldige Feindin ihre Hand ergriffen, und ſich ſanft darüber neigend, flüſterte ſie: „Du mußt mich *lieben*, Mutter!“

„Muß ich?“ — Ein finſterer Blick war auf die junge Frau gefallen; dann aber lag ſie an der Bruſt der Mutter, überſchüttet von durſtiger, ungeſtümer Liebe: „Ja, ja, mein Kind; ich ſehe keine andere Rettung!“

* * *

Noch hingen die letzten Blätter an den Bäumen, als die ſtill gewordenen Räume des Hauſes durch die friſch erſtandene junge Frau ſich wieder neu belebten: ihr leichter Schritt, ihre frohe Stimme — wenn Rudolf ſie in ſeinem Zimmer hörte, ſo konnte er nicht laſſen, ſeine Thür zu öffnen; ihm war, als ob es dann in Kopf und Kammer heller würde. In feſter Pflichterfüllung gingen Mann und Weib zuſammen: der Winter nahte; aber vor beider Augen lag die Sonnenlandſchaft.

Eines Morgens, als nach Ende des Monats Rudolf die Löhnungsliſten zur Reviſion erhalten hatte, ſah er darin auch den Namen jenes jungen Holzſchlägers, außer der Lücke von ein paar Tagen, bis ans Ende aufgeführt.

„Klaus Peters?“ frug er den alten Andrees, der ihm die Papiere eben von dem Inſpector überbracht hatte. „Ich dächte, der wäre wieder krank geworden?“

Der Waldwärter lachte: „Ein Schreckſchuß, Herr Förſter; der iſt ſo geſund wie Sie und ich! Die Beiden waren in

Zank gerathen, er und das dumme Weib; er ſchlug ſich grad ſchon in der Frühe ſein bischen Winterholz, und wie ſie nun in der Hitze ihm ſeine frühere Tollheit vorgerückt, da hat er freilich die Axt nicht fortgelegt, als er um die Kathe hinter ihr die Jagd gemacht; nun aber gehen ſie ſchon Sonntags wieder Hand in Hand zur Kirche."

Rudolf nickte zuſtimmend: „Schickt mir gelegentlich das Weib, Andrees," ſagte er; „ich muß doch einmal mit ihr reden!" Ihn freute dieſer Ausgang um des jungen Menſchen willen, weiter aber kümmerte auch dies ihn nicht.

Und gleichwohl, als Anna bald danach zu ihm hereintrat, hatte ſich ein nachdenklicher Ernſt auf ſeiner Stirn geſammelt: es lag noch Eines vor ihm.

Als ſie fragend zu ihm aufblickte, zog er ſie ſanft zu ſich heran: „Ich reite heute Nachmittag zu Bernhard," ſagte er; „du weißt ja Alles, meine Anna; ich möchte warm und offen um des treuen Mannes Freundſchaft werben."

* *
*

Ein ſtiller Winter war vergangen; nun wehten am Waldesrande ſchon die Primeldüfte, ſeit ein paar Wochen war auch der Graf ſchon wieder aus der Reſidenz zurück, um der weiteren Durchforſtung ſeiner Wildniß beizuwohnen. An dieſem Morgen aber ſchritt er neben ſeinem Schwiegervater, der Tags vorher zum Genuß der erſten Frühlingsfriſche angelangt war, auf jenem Steige, dem Runenſteine vorüber, in den Wald hinein; beide, wie damals im verfloſſenen Herbſte, in angelegentlichem Zwieſprach.

„Aber, mein Lieber," ſagte der alte Herr; „ſo iſt denn der von Schlitz nun doch dein Oberförſter; wenn mir recht iſt, ſchien dir derzeit die Muſik des jungen Herrn nicht völlig zu gefallen?"

„Ja, ja, derzeit," erwiderte der Jüngere; „aber es wurde anders, ich war auch ſelbſt wohl etwas ungeſtüm; er kann doch mehr, als Chopin ſpielen; du wirſt dich wundern, wie weit wir ſchon mit unſerer Wildniß ſind!"

„So!" meinte der General, und ein leiſes Lächeln zuckte um ſeinen weißen Schnurrbart; „ei der Tauſend, da hat dich alſo dein gerühmter Scharfblick doch einmal im Stich gelaſſen!"

„Spotte nur, Papa; aber es dürfte dir leicht ebenſo ergangen ſein!"

Der Alte lachte: „Mir? Das glaub ich; aber ich bin auch nicht mein Tochtermann! Nun aber, was hat es denn gegeben?"

Der Graf blieb ſtehen: „Du mußt dir ſchon an einem ‚on dit' genügen laſſen! Alſo: das Schießen zählt eben nicht zu den Künſten des Herrn Oberförſters; gleichwohl, ſo wird gemunkelt — es war damals, um die Zeit deiner Abreiſe — ſoll er doch ſein junges Weib getroffen haben."

„Der Tauſend!" ſagte wieder der alte Herr. „Und dann?"

„Dann? Ja, das ſchlägt in dein Fach, Papa! Es giebt ja Leute, die erſt tapfer werden, wenn ſie Blut geſehen haben; jedenfalls — von da ab an datirt die neue Ära. Mir iſt nur bange," ſetzte er hinzu, „der Staat wird mir den Mann nicht allzu lange laſſen."

„Mein Lieber," erwiderte der General, „ich nehme allen Spott zurück und will nur hoffen, daß die junge Frau —"

„Die Frau, o die iſt ſchöner und heiterer als je; am Ende iſt auch dieſer Schuß nur ſo ein Stück moderner Sagenbildung. Übrigens glückliche Menſchen das, Papa! Erſt am vergangenen Montag habe ich mit dem Schwiegervater, dem trefflichen Paſtor von da drüben, ihnen den erſten Jungen aus der Taufe gehoben. Selbſt mit der alten Gnädigen von Schlitz verſtehen ſie zu leben, was meinem

Schulgenoſſen, dem Walzercomponiſten, nicht ſo ganz gelungen ſein ſoll; aber — die beiden Jungen ſind auch beſſere Muſikanten.“

Der alte Herr nickte freundlich lächelnd mit ſeinem weißen Kopfe; dann gingen beide weiter.

— Niemand hatte dies Geſpräch belauſcht, wenn nicht doch der Buchfinke, der gleich danach über der Thür des Forſthauſes in dem jungen Grün der Eiche ſeinen hellen Sang erhob.

Der Schimmelreiter.

Für binnenländiſche Leſer.

Schlick, der graue Thon des Meerbodens, der bei der Ebbe blosgelegt wird.

Marſch, dem Meere abgewonnenes Land, deſſen Boden der feſtgewordene Schlick, der **Klei**, bildet.

Geeſt, das höhere Land im Gegenſatz zur Marſch.

Haf, das Meer.

Fenne, ein durch Gräben eingehegtes Stück Marſchland.

Springfluthen, die erſten nach Voll- und Neumond eintretenden Fluthen.

Werfte, zum Schutze gegen Waſſergefahr aufgeworfener Erdhügel in der Marſch, worauf die Gebäude, auch wohl Dörfer liegen.

Hallig, kleine unbedeichte Inſel.

Profil, das Bild des Deiches bei einem Quer- oder Längenſchnitt.

Doſſirung (oder Böſchung), die Abfall-Linie des Deiches.

Intereſſenten, die wegen Landbeſitz bei den Deichen intereſſirt ſind.

Beſtickung, Belegung und Beſteckung mit Stroh bei friſchen Deichſtrecken.

Vorland, der Theil des Feſtlandes vor den Deichen.

Koog, ein durch Eindeichung dem Meere abgewonnener Landbezirk.

Priehl, Waſſerlauf in den Watten und Außendeichen.

Watten, von der Fluth beſpülte Schlick- und Sandſtrecken an der Nordſee.

Demath, ein Landmaß in der Marſch.

Peſel, ein für außerordentliche Gelegenheiten beſtimmtes Gemach, in den Marſchen gewöhnlich neben der Wohnſtube.

Lahnungen, Zäune von Buſchwerk, die zur beſſeren Anſchlickung vom Strande in die Watten hinausgeſteckt werden.

Was ich zu berichten beabſichtige, iſt mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hauſe meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnſtuhl ſitzend, mich mit dem Leſen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitſchriftenheftes beſchäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entſinnen, ob von den „Leipziger“ oder von „Pappes Hamburger Leſefrüchten“. Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkoſend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie ſelbſt und jene Zeit ſind längſt begraben; vergebens auch habe ich ſeitdem jenen Blättern nachgeforſcht, und ich kann daher um ſo weniger weder die Wahrheit der Thatſachen verbürgen, als, wenn Jemand ſie beſtreiten wollte, dafür aufſtehen; nur ſo viel kann ich verſichern, daß ich ſie ſeit jener Zeit, obwohl ſie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs Neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtniß verloren habe.

* *
*

Es war im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts, an einem Octobernachmittag — ſo begann der damalige Erzähler —, als ich bei ſtarkem Unwetter auf einem nord-

friesischen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichster Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wuthgebrüll an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möven, die sich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineintreiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und schon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufe meines Pferdes erkennen; keine Menschenseele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geschrei der Vögel, wenn sie mich oder meine treue Stute fast mit den langen Flügeln streiften, und das Toben von Wind und Wasser. Ich leugne nicht, ich wünschte mich mitunter in sicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich schon über Gebühr von einem mir besonders lieben Verwandten auf seinem Hofe halten lassen, den er in einer der nördlicheren Harden besaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geschäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Überredungskünste des Vetters und seiner lieben Frau, trotz der schönen selbstgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Äpfel, die noch zu probiren waren, am Nachmittag war ich davongeritten. „Wart nur, bis du ans Meer kommst," hatte er noch aus seiner Hausthür mir nachgerufen; „du kehrst noch wieder um; dein Zimmer wird dir vorbehalten!"

Und wirklich, einen Augenblick, als eine ſchwarze Wolkenſchicht es pechfinſter um mich machte und gleichzeitig die heulenden Böen mich ſammt meiner Stute vom Deich herabzudrängen ſuchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr um und ſetz dich zu deinen Freunden ins warme Neſt.“ Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiſeziel; und ſo trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Geſtalt zu erkennen, und bald, da ſie näher kam, ſah ich es, ſie ſaß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen ſahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufſchlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter, aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken, ſchon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als ſtreifte mich der fliegende Mantel, und die Erſcheinung war, wie das erſte Mal, lautlos an mir vorüber geſtoben. Dann ſah ich ſie fern und ferner vor mir; dann war's, als ſäh ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenſeite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, ſah ich hart am Deich im Kooge unten das Waſſer einer großen Wehle blinken — ſo nennen ſie dort die Brüche, welche von den Sturmfluthen in das Land geriſſen werden, und die dann meiſt als kleine, aber tiefgründige Teiche ſtehen bleiben.

Das Waſſer war, trotz des ſchützenden Deiches, auffallend unbewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich ſah nichts weiter von ihm. Aber ein Anderes ſah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, ſchimmerten eine Menge zerſtreuter Lichtſcheine zu mir herauf; ſie ſchienen aus jenen langgeſtreckten frieſiſchen Häuſern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derſelben Art; an der Südſeite, rechts von der Hausthür, ſah ich alle Fenſter erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menſchen und glaubte trotz des Sturmes ſie zu hören. Mein Pferd war ſchon von ſelbſt auf den Weg am Deich hinabgeſchritten, der mich vor die Thür des Hauſes führte. Ich ſah wohl, daß es ein Wirthshaus war; denn vor den Fenſtern gewahrte ich die ſogenannten „Ricks“, das heißt auf zwei Ständern ruhende Balken mit großen eiſernen Ringen, zum Anbinden des Viehes und der Pferde, die hier Halt machten.

Ich band das meine an einen derſelben und überwies es dann dem Knechte, der mir beim Eintritt in den Flur entgegenkam. „Iſt hier Verſammlung?“ frug ich ihn, da mir jetzt deutlich ein Geräuſch von Menſchenſtimmen und Gläſerklirren aus der Stubenthür entgegendrang.

„Js wull ſo wat,“ entgegnete der Knecht auf Plattdeutſch — und ich erfuhr nachher, daß dieſes neben dem Frieſiſchen hier ſchon ſeit über hundert Jahren im Schwange geweſen ſei — „Diekgraf un Gevollmächtigten un wecke von de annern Intereſſenten! Dat is um't hoge Water!“

Als ich eintrat, ſah ich etwa ein Dutzend Männer an einem Tiſche ſitzen, der unter den Fenſtern entlang lief; eine Punſchbowle ſtand darauf, und ein beſonders ſtattlicher Mann ſchien die Herrſchaft über ſie zu führen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen ſetzen zu dürfen, was bereitwillig geſtattet wurde. „Sie halten hier die Wacht!“

ſagte ich, mich zu jenem Manne wendend; „es iſt bös Wetter draußen; die Deiche werden ihre Noth haben!“

„Gewiß,“ erwiderte er; „wir, hier an der Oſtſeite, aber glauben jetzt außer Gefahr zu ſein; nur drüben an der anderen Seite iſt's nicht ſicher; die Deiche ſind dort meiſt noch mehr nach altem Muſter; unſer Hauptdeich iſt ſchon im vorigen Jahrhundert umgelegt. — Uns iſt vorhin da draußen kalt geworden, und Ihnen,“ ſetzte er hinzu, „wird es ebenſo gegangen ſein; aber wir müſſen hier noch ein paar Stunden aushalten; wir haben ſichere Leute draußen, die uns Bericht erſtatten.“ Und ehe ich meine Beſtellung bei dem Wirthe machen konnte, war ſchon ein dampfendes Glas mir hingeſchoben.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf ſei; wir waren ins Geſpräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine ſeltſame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerkſam, und ich bemerkte plötzlich, daß alles Geſpräch umher verſtummt war. „Der Schimmelreiter!“ rief einer aus der Geſellſchaft, und eine Bewegung des Erſchreckens ging durch die Übrigen.

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Ihr braucht nicht zu erſchrecken,“ ſprach er über den Tiſch hin; „das iſt nicht blos für uns; Anno 17 hat es auch Denen drüben gegolten; mögen ſie auf Alles vorgefaßt ſein!“ 1817.

Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!“ ſprach ich, „was iſt das mit dem Schimmelreiter?“

Abſeits hinter dem Ofen, ein wenig gebückt, ſaß ein kleiner hagerer Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Röcklein; die eine Schulter ſchien ein wenig ausgewachſen. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der Anderen theilgenommen, aber ſeine bei dem ſpärlichen grauen Haupthaar noch immer mit dunklen Wimpern beſäumten Augen zeigten deutlich, daß er nicht zum Schlaf hier ſitze.

Gegen dieſen ſtreckte der Deichgraf ſeine Hand: „Unſer

Schulmeiſter," ſagte er mit erhobener Stimme, „wird von uns hier Ihnen das am beſten erzählen können; freilich nur in ſeiner Weiſe und nicht ſo richtig, wie zu Haus meine alte Wirthſchafterin Antje Vollmers es beſchaffen würde."

„Ihr ſcherzet, Deichgraf!" kam die etwas kränkliche Stimme des Schulmeiſters hinter dem Ofen hervor, „daß Ihr mir Euern dummen Drachen wollt zur Seite ſtellen!"

„Ja, ja, Schulmeiſter!" erwiderte der Andere; „aber bei den Drachen ſollen derlei Geſchichten am beſten in Verwahrung ſein!"

„Freilich!" ſagte der kleine Herr; „wir ſind hierin nicht ganz derſelben Meinung"; und ein überlegenes Lächeln glitt über das feine Geſicht.

„Sie ſehen wohl," raunte der Deichgraf mir ins Ohr; „er iſt immer noch ein wenig hochmüthig; er hat in ſeiner Jugend einmal Theologie ſtudirt und iſt nur einer verfehlten Brautſchaft wegen hier in ſeiner Heimath als Schulmeiſter behangen geblieben."

Dieſer war inzwiſchen aus ſeiner Ofenecke hervorgekommen und hatte ſich neben mir an den langen Tiſch geſetzt. „Erzählt, erzählt nur, Schulmeiſter," riefen ein paar der Jüngeren aus der Geſellſchaft.

„Nun freilich," ſagte der Alte, ſich zu mir wendend, „will ich gern zu Willen ſein; aber es iſt viel Aberglaube dazwiſchen und eine Kunſt, es ohne dieſen zu erzählen."

„Ich muß Euch bitten, den nicht auszulaſſen," erwiderte ich; „traut mir nur zu, daß ich ſchon ſelbſt die Spreu vom Weizen ſondern werde!"

Der Alte ſah mich mit verſtändnißvollem Lächeln an: „Nun alſo!" ſagte er. „In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr, um genauer zu beſtimmen, vor und nach derſelben, gab es hier einen Deichgrafen, der von Deich- und Sielſachen mehr verſtand, als Bauern und Hof-

beſitzer ſonſt zu verſtehen pflegen; aber es reichte doch wohl kaum, denn was die ſtudirten Fachleute darüber niedergeſchrieben, davon hatte er wenig geleſen; ſein Wiſſen hatte er ſich, wenn auch von Kindesbeinen an, nur ſelber ausgeſonnen. Ihr hörtet wohl ſchon, Herr, die Frieſen rechnen gut, und habet auch wohl ſchon über unſeren Hans Mommſen von Fahretoft reden hören, der ein Bauer war und doch Bouſſolen und Seeuhren, Teleſkopen und Orgeln machen konnte. Nun, ein Stück von ſolch einem Manne war auch der Vater des nachherigen Deichgrafen geweſen; freilich wohl nur ein kleines. Er hatte ein paar Fennen, wo er Raps und Bohnen baute, auch eine Kuh graſte, ging unterweilen im Herbſt und Frühjahr auch aufs Landmeſſen und ſaß im Winter, wenn der Nordweſt von draußen kam und an ſeinen Läden rüttelte, zu ritzen und zu prickeln, in ſeiner Stube. Der Junge ſaß meiſt dabei und ſah über ſeine Fibel oder Bibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete, und grub ſich mit der Hand in ſeinen blonden Haaren. Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeſchrieben hatte, gerade ſo ſein müſſe und nicht anders ſein könne, und ſtellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: ‚Das kann ich dir nicht ſagen; genug, es iſt ſo, und du ſelber irrſt dich. Willſt du mehr wiſſen, ſo ſuche morgen aus der Kiſte, die auf unſerem Boden ſteht, ein Buch; einer, der Euklid hieß, hat's geſchrieben; das wird's dir ſagen!‘

— — „Der Junge war Tags darauf zu Boden gelaufen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hauſe; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tiſch legte. Es war ein holländiſcher Euklid, und Holländiſch, wenngleich es doch halb Deutſch war, verſtanden alle Beide nicht. ‚Ja,

ja,‘ ſagte er, ‚das Buch iſt noch von meinem Vater, der verſtand es; iſt denn kein deutſcher da?‘

„Der Junge, der von wenig Worten war, ſah den Vater ruhig an und ſagte nur: ‚Darf ich's behalten? Ein deutſcher iſt nicht da.‘

„Und als der Alte nickte, wies er noch ein zweites, halbzerriſſenes Büchlein vor. ‚Auch das?‘ frug er wieder.

„‚Nimm ſie alle beide!‘ ſagte Tede Haien; ‚ſie werden dir nicht viel nützen.‘

„Aber das zweite Buch war eine kleine holländiſche Grammatik, und da der Winter noch lange nicht vorüber war, ſo hatte es, als endlich die Stachelbeeren in ihrem Garten wieder blühten, dem Jungen ſchon ſo weit geholfen, daß er den Euklid, welcher damals ſtark im Schwange war, faſt überall verſtand.

„Es iſt mir nicht unbekannt, Herr,“ unterbrach ſich der Erzähler, „daß dieſer Umſtand auch von Hans Mommſen erzählt wird; aber vor deſſen Geburt iſt hier bei uns ſchon die Sache von Hauke Haien — ſo hieß der Knabe — berichtet worden. Ihr wiſſet auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, ſo wird ihm Alles aufgeladen, was in Ernſt oder Schimpf ſeine Vorgänger einſt mögen verübt haben.

„Als der Alte ſah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte, und kaum gewahrte, wenn die Bohnen blühten, was doch die Freude von jedem Marſchmann iſt, und weiterhin bedachte, daß die kleine Stelle wohl mit einem Bauer und einem Jungen, aber nicht mit einem Halbgelehrten und einem Knecht beſtehen könne, ingleichen, daß er auch ſelber nicht auf einen grünen Zweig gekommen ſei, ſo ſchickte er ſeinen großen Jungen an den Deich, wo er mit anderen Arbeitern von Oſtern bis Martini Erde karren mußte. ‚Das wird ihn vom Euklid curiren,‘ ſprach er bei ſich ſelber.

„Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er allzeit in der Taſche, und wenn die Arbeiter ihr Frühſtück oder Vesper aßen, ſaß er auf ſeinem umgeſtülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand. Und wenn im Herbſt die Fluthen höher ſtiegen und manch ein Mal die Arbeit eingeſtellt werden mußte, dann ging er nicht mit den Anderen nach Haus, ſondern blieb, die Hände über die Kniee gefaltet, an der abfallenden Seeſeite des Deiches ſitzen und ſah ſtundenlang zu, wie die trüben Nordſeewellen immer höher an die Grasnarbe des Deiches hinaufſchlugen; erſt wenn ihm die Füße überſpült waren und der Schaum ihm ins Geſicht ſpritzte, rückte er ein paar Fuß höher und blieb dann wieder ſitzen. Er hörte weder das Klatſchen des Waſſers noch das Geſchrei der Möven und Strandvögel, die um oder über ihm flogen und ihn faſt mit ihren Flügeln ſtreiften, mit den ſchwarzen Augen in die ſeinen blitzend; er ſah auch nicht, wie vor ihm über die weite, wilde Waſſerwüſte ſich die Nacht ausbreitete; was er allein hier ſah, war der brandende Saum des Waſſers, der, als die Fluth ſtand, mit hartem Schlage immer wieder dieſelbe Stelle traf und vor ſeinen Augen die Grasnarbe des ſteilen Deiches auswuſch.

„Nach langem Hinſtarren nickte er wohl langſam mit dem Kopfe oder zeichnete, ohne aufzuſehen, mit der Hand eine weiche Linie in die Luft, als ob er dem Deiche damit einen ſanfteren Abfall geben wollte. Wurde es ſo dunkel, daß alle Erdendinge vor ſeinen Augen verſchwanden und nur die Fluth ihm in die Ohren donnerte, dann ſtand er auf und trabte halbdurchnäßt nach Hauſe.

„Als er ſo eines Abends zu ſeinem Vater in die Stube trat, der an ſeinen Meßgeräthen putzte, fuhr dieſer auf: ‚Was treibſt du draußen? Du hätteſt ja verſaufen können; die Waſſer beißen heute in den Deich.‘

„Hauke ſah ihn trotzig an.

— „‚Hörſt du mich nicht? Ich ſag, du hättſt verſaufen können.‘

„‚Ja,‘ ſagte Hauke; ‚ich bin doch nicht verſoffen!‘

„‚Nein,‘ erwiderte nach einer Weile der Alte und ſah ihm wie abweſend ins Geſicht, — ‚diesmal noch nicht.‘

„‚Aber,‘ ſagte Hauke wieder, ‚unſere Deiche ſind nichts werth!‘

— „‚Was für was, Junge?‘

„‚Die Deiche, ſag ich!‘

— „‚Was ſind die Deiche?‘

„‚Sie taugen nichts, Vater!‘ erwiderte Hauke.

„Der Alte lachte ihm ins Geſicht. ‚Was denn, Junge? Du biſt wohl das Wunderkind aus Lübeck!‘

„Aber der Junge ließ ſich nicht irren. ‚Die Waſſerſeite iſt zu ſteil,‘ ſagte er; ‚wenn es einmal kommt, wie es mehr als einmal ſchon gekommen iſt, ſo können wir hier auch hinterm Deich erſaufen!‘

„Der Alte holte ſeinen Kautaback aus der Taſche, drehte einen Schrot ab und ſchob ihn hinter die Zähne. ‚Und wie viel Karren haſt du heut geſchoben?‘ frug er ärgerlich; denn er ſah wohl, daß auch die Deicharbeit bei dem Jungen die Denkarbeit nicht hatte vertreiben können.

„‚Weiß nicht, Vater,‘ ſagte dieſer, ‚ſo, was die Anderen machten; vielleicht ein halbes Dutzend mehr; aber — die Deiche müſſen anders werden!‘

„‚Nun,‘ meinte der Alte und ſtieß ein Lachen aus; ‚du kannſt es ja vielleicht zum Deichgraf bringen; dann mach ſie anders!‘

„‚Ja, Vater!‘ erwiderte der Junge.

„Der Alte ſah ihn an und ſchluckte ein paar Mal; dann ging er aus der Thür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten ſollte.

* *
*

„Auch als zu Ende Octobers die Deicharbeit vorbei war, blieb der Gang nordwärts nach dem Hof hinaus für Hauke Haien die beſte Unterhaltung; den Allerheiligentag, um den herum die Äquinoctialſtürme zu toſen pflegen, von dem wir ſagen, daß Friesland ihn wohl beklagen mag, erwartete er wie heut die Kinder das Chriſtfeſt. Stand eine Springfluth bevor, ſo konnte man ſicher ſein, er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche mutterſeelenallein; und wenn die Möven gackerten, wenn die Waſſer gegen den Deich tobten und beim Zurückrollen ganze Fetzen von der Grasdecke mit ins Meer hinabriſſen, dann hätte man Haukes zorniges Lachen hören können. ‚Ihr könnt nichts Rechtes,‘ ſchrie er in den Lärm hinaus, ‚ſowie die Menſchen auch nichts können!‘ Und endlich, oft im Finſteren, trabte er aus der weiten Öde den Deich entlang nach Hauſe, bis ſeine aufgeſchoſſene Geſtalt die niedrige Thür unter ſeines Vaters Rohrdach erreicht hatte und darunter durch in das kleine Zimmer ſchlüpfte.

„Manchmal hatte er eine Fauſt voll Kleierde mitgebracht; dann ſetzte er ſich neben den Alten, der ihn jetzt gewähren ließ, und knetete bei dem Schein der dünnen Unſchlittkerze allerlei Deichmodelle, legte ſie in ein flaches Gefäß mit Waſſer und ſuchte darin die Ausſpülung der Wellen nachzumachen, oder er nahm ſeine Schiefertafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeſeite, wie es nach ſeiner Meinung ſein mußte.

„Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank geſeſſen hatten, fiel ihm nicht ein; auch ſchien es, als ob ihnen an dem Träumer nichts gelegen ſei. Als es wieder Winter geworden und der Froſt hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen, auf den Deich hinaus, bis die unabſehbare eisbedeckte Fläche der Watten vor ihm lag.

„Im Februar bei dauerndem Froſtwetter wurden ange-

triebene Leichen aufgefunden; draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten hatten ſie gelegen. Ein junges Weib, die dabei geweſen war, als man ſie in das Dorf geholt hatte, ſtand redſelig vor dem alten Haien: ‚Glaubt nicht, daß ſie wie Menſchen ausſahen,‘ rief ſie; ‚nein, wie die Seeteufel! So große Köpfe,‘ und ſie hielt die ausgeſpreizten Hände von Weitem gegen einander, ‚gnidderſchwarz und blank, wie friſch gebacken Brot! Und die Krabben hatten ſie angeknabbert; und die Kinder ſchrieen laut, als ſie ſie ſahen!‘

„Dem alten Haien war ſo was juſt nichts Neues: ‚Sie haben wohl ſeit November ſchon in See getrieben!‘ ſagte er gleichmüthig.

„Hauke ſtand ſchweigend daneben; aber ſobald er konnte, ſchlich er ſich auf den Deich hinaus; es war nicht zu ſagen, wollte er noch nach weiteren Todten ſuchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlaſſenen Stellen brüten mußte. Er lief weiter und weiter, bis er einſam in der Öde ſtand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die raſch vorüberſchoſſen; zu ſeiner Linken die leere weite Marſch, zur anderen Seite der unabſehbare Strand mit ſeiner jetzt vom Eiſe ſchimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod.

„Hauke blieb oben auf dem Deiche ſtehen, und ſeine ſcharfen Augen ſchweiften weit umher; aber von Todten war nichts mehr zu ſehen; nur wo die unſichtbaren Wattſtröme ſich darunter drängten, hob und ſenkte die Eisfläche ſich in ſtromartigen Linien.

„Er lief nach Hauſe; aber an einem der nächſten Abende war er wiederum da draußen. Auf jenen Stellen war jetzt das Eis geſpalten; wie Rauchwolken ſtieg es aus den Riſſen, und über das ganze Watt ſpann ſich ein Netz von Dampf und Nebel, das ſich ſeltſam mit der Dämmerung des Abends

miſchte. Hauke ſah mit ſtarren Augen darauf hin; denn in dem Nebel ſchritten dunkle Geſtalten auf und ab, ſie ſchienen ihm ſo groß wie Menſchen. Würdevoll, aber mit ſeltſamen, erſchreckenden Geberden; mit langen Naſen und Hälſen ſah er ſie fern an den rauchenden Spalten auf und ab ſpazieren; plötzlich begannen ſie wie Narren unheimlich auf und ab zu ſpringen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten ſie ſich aus und verloren alle Form.

„‚Was wollen die? Sind es die Geiſter der Ertrunkenen?‘ dachte Hauke. ‚Hoiho!‘ ſchrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten ſich nicht an ſeinen Schrei, ſondern trieben ihr wunderliches Weſen fort.

„Da kamen ihm die furchtbaren norwegiſchen Seegeſpenſter in den Sinn, von denen ein alter Capitän ihm einſt erzählt hatte, die ſtatt des Angeſichts einen ſtumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, ſondern bohrte die Hacken ſeiner Stiefel feſt in den Klei des Deiches und ſah ſtarr dem poſſenhaften Unweſen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor ſeinen Augen fortſpielte. ‚Seid ihr auch hier bei uns?‘ ſprach er mit harter Stimme; ‚ihr ſollt mich nicht vertreiben!‘

„Erſt als die Finſterniß Alles bedeckte, ſchritt er ſteifen, langſamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauſchen und hallendes Geſchrei. Er ſah nicht um; aber er ging auch nicht ſchneller und kam erſt ſpät nach Hauſe; doch niemals ſoll er ſeinem Vater oder einem Anderen davon erzählt haben. Erſt viele Jahre ſpäter hat er ſein blödes Mädchen, womit ſpäter der Herrgott ihn belaſtete, um dieſelbe Tages- und Jahreszeit mit ſich auf den Deich hinausgenommen, und dasſelbe Weſen ſoll ſich derzeit draußen auf den Watten gezeigt haben; aber er hat ihr geſagt, ſie ſolle ſich nicht fürchten, das ſeien nur die Fiſchreiher und die Krähen, die im Nebel ſo groß und fürchterlich erſchienen; die holten ſich die Fiſche aus den offenen Spalten.

„Weiß Gott, Herr!“ unterbrach ſich der Schulmeiſter; „es giebt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Chriſtenherz verwirren können; aber der Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf.“

Da ich nichts erwiderte, wollte er fortfahren; aber unter den übrigen Gäſten, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabacksqualm das niedrige Zimmer füllend, entſtand eine plötzliche Bewegung; erſt Einzelne, dann faſt Alle wandten ſich dem Fenſter zu. Draußen — man ſah es durch die unverhangenen Fenſter — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durch einander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf ſeinem Schimmel vorbeiſauſen geſehen.

„Wart Er ein wenig, Schulmeiſter!“ ſagte der Deichgraf leiſe.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!“ erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geſchmäht, und hab auch deſſen keine Urſach“; und er ſah mit ſeinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf.

„Ja, ja,“ meinte der Andere; „laß Er ſein Glas nur wieder füllen.“ Und nachdem das geſchehen war und die Zuhörer, meiſt mit etwas verdutzten Geſichtern, ſich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in ſeiner Geſchichte fort:

„So für ſich, und am liebſten nur mit Wind und Waſſer und mit den Bildern der Einſamkeit verkehrend, wuchs Hauke zu einem langen, hageren Burſchen auf. Er war ſchon über ein Jahr lang eingeſegnet, da wurde es auf einmal anders mit ihm, und das kam von dem alten weißen Angorakater, welchen der alten Trin Jans einſt ihr ſpäter verunglückter Sohn von ſeiner ſpaniſchen Seereiſe mitgebracht hatte. Trin wohnte ein gut Stück hinaus auf dem Deiche in einer kleinen Kathe, und wenn die Alte in ihrem Hauſe herumarbeitete, ſo pflegte dieſe Unform von einem Kater vor der Hausthür zu ſitzen und in den Sommertag und nach den vorüber-

fliegenden Kiebitzen hinauszublinzeln. Ging Hauke vorbei, ſo mauzte der Kater ihn an, und Hauke nickte ihm zu; die Beiden wußten, was ſie mit einander hatten.

„Nun aber war's einmal im Frühjahr, und Hauke lag nach ſeiner Gewohnheit oft draußen am Deich, ſchon weiter unten dem Waſſer zu, zwiſchen Strandnelken und dem duftenden Seewermuth, und ließ ſich von der ſchon kräftigen Sonne beſcheinen. Er hatte ſich Tags zuvor droben auf der Geeſt die Taſchen voll von Kieſeln geſammelt, und als in der Ebbezeit die Watten blosgelegt waren und die kleinen grauen Strandläufer ſchreiend darüber hinhuſchten, holte er jählings einen Stein hervor und warf ihn nach den Vögeln. Er hatte das von Kindesbeinen an geübt, und meiſtens blieb einer auf dem Schlicke liegen; aber ebenſo oft war er dort auch nicht zu holen; Hauke hatte ſchon daran gedacht, den Kater mitzunehmen und als apportirenden Jagdhund zu dreſſiren. Aber es gab auch hier und dort feſte Stellen oder Sandlager; ſolchenfalls lief er hinaus und holte ſich ſeine Beute ſelbſt. Saß der Kater bei ſeiner Rückkehr noch vor der Hausthür, dann ſchrie das Thier vor nicht zu bergender Raubgier ſo lange, bis Hauke ihm einen der erbeuteten Vögel zuwarf.

„Als er heute, ſeine Jacke auf der Schulter, heimging, trug er nur einen ihm noch unbekannten, aber wie mit bunter Seide und Metall gefiederten Vogel mit nach Hauſe, und der Kater mauzte wie gewöhnlich, als er ihn kommen ſah. Aber Hauke wollte ſeine Beute — es mag ein Eisvogel geweſen ſein — diesmal nicht hergeben und kehrte ſich nicht an die Gier des Thieres. ‚Umſchicht!‘ rief er ihm zu, ‚heute mir, morgen dir; das hier iſt kein Katerfreſſen!‘ Aber der Kater kam vorſichtigen Schrittes herangeſchlichen; Hauke ſtand und ſah ihn an, der Vogel hing an ſeiner Hand, und der Kater blieb mit erhobener Tatze ſtehen. Doch der Burſche ſchien ſeinen Katzenfreund noch nicht ſo ganz zu

kennen; denn während er ihm ſeinen Rücken zugewandt hatte und eben fürbaß wollte, fühlte er mit einem Ruck die Jagdbeute ſich entriſſen, und zugleich ſchlug eine ſcharfe Kralle ihm ins Fleiſch. Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubthieres, flog dem jungen Menſchen ins Blut; er griff wie raſend um ſich und hatte den Räuber ſchon am Genicke gepackt. Mit der Fauſt hielt er das mächtige Thier empor und würgte es, daß die Augen ihm aus den rauhen Haaren vorquollen, nicht achtend, daß die ſtarken Hintertatzen ihm den Arm zerfleiſchten. ‚Hoiho!‘ ſchrie er und packte ihn noch feſter; ‚wollen ſehen, wer's von uns beiden am längſten aushält!‘

„Plötzlich fielen die Hinterbeine der großen Katze ſchlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf ſie gegen die Kathe der Alten. Da ſie ſich nicht rührte, wandte er ſich und ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort.

„Aber der Angorakater war das Kleinod ſeiner Herrin; er war ihr Geſelle und das Einzige, was ihr Sohn, der Matroſe, ihr nachgelaſſen hatte, nachdem er hier an der Küſte ſeinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm ſeiner Mutter beim Porrenfangen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weiter gethan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus ſeinen Wunden auffing, als ſchon von der Kathe her ihm ein Geheul und Zetern in die Ohren gellte. Da wandte er ſich und ſah davor das alte Weib am Boden liegen; das greiſe Haar flog ihr im Winde um das rothe Kopftuch: ‚Todt!‘ rief ſie, ‚todt!‘ und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: ‚Du ſollſt verflucht ſein! Du haſt ihn todtgeſchlagen, du nichtsnutziger Strandläufer; du warſt nicht werth, ihm ſeinen Schwanz zu bürſten!‘ Sie warf ſich über das Thier und wiſchte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Naſe und Schnauze rann; dann hob ſie aufs Neue an zu zetern.

„‚Biſt du bald fertig?‘ rief Hauke ihr zu, ‚dann laß dir ſagen: ich will dir einen Kater ſchaffen, der mit Maus- und Rattenblut zufrieden iſt!‘

„Darauf ging er, ſcheinbar auf nichts mehr achtend, fürbaß. Aber die todte Katze mußte ihm doch im Kopfe Wirrſal machen, denn er ging, als er zu den Häuſern gekommen war, dem ſeines Vaters und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Süden auf dem Deich der Stadt zu.

„Inmittelſt wanderte auch Trin Jans auf demſelben in der gleichen Richtung; ſie trug in einem alten blaucarrirten Kiſſenüberzug eine Laſt in ihren Armen, die ſie ſorgſam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greiſes Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. ‚Was ſchleppt Sie da, Trina?‘ frug ein Bauer, der ihr entgegenkam. ‚Mehr als dein Haus und Hof,‘ erwiderte die Alte; dann ging ſie eifrig weiter. Als ſie dem unten liegenden Hauſe des alten Haien nahe kam, ging ſie den Akt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die ſchräg an der Seite des Deiches hinab- oder hinaufführen, zu den Häuſern hinunter.

„Der alte Tede Haien ſtand eben vor der Thür und ſah ins Wetter: ‚Na, Trin!‘ ſagte er, als ſie puſtend vor ihm ſtand und ihren Krückſtock in die Erde bohrte, ‚was bringt Sie Neues in Ihrem Sack?‘

„‚Erſt laß mich in die Stube, Tede Haien! dann ſoll Er's ſehen!‘ und ihre Augen ſahen ihn mit ſeltſamem Funkeln an.

„‚So komm Sie!‘ ſagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

„Und als Beide eingetreten waren, fuhr ſie fort: ‚Bring Er den alten Tabackskaſten und das Schreibzeug von dem Tiſch — — Was hat Er denn immer zu ſchreiben? — — So; und nun wiſch Er ihn ſauber ab!‘

„Und der Alte, der faſt neugierig wurde, that Alles,

was ſie ſagte; dann nahm ſie den blauen Überzug bei beiden Zipfeln und ſchüttete daraus den großen Katerleichnam auf den Tiſch. ‚Da hat Er ihn!‘ rief ſie; ‚Sein Hauke hat ihn todtgeſchlagen.‘ Hierauf aber begann ſie ein bitterliches Weinen; ſie ſtreichelte das dicke Fell des todten Thieres, legte ihm die Tatzen zuſammen, neigte ihre lange Naſe über deſſen Kopf und raunte ihm unverſtändliche Zärtlichkeiten in die Ohren.

„Tede Haien ſah dem zu. ‚So,‘ ſagte er; ‚Hauke hat ihn todtgeſchlagen?‘ Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen ſollte.

„Die Alte nickte ihn grimmig an: ‚Ja, ja; ſo Gott, das hat er gethan!‘ und ſie wiſchte ſich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Waſſer aus den Augen. ‚Kein Kind, kein Lebigs mehr!‘ klagte ſie. ‚Und Er weiß es ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren Abends im Bett die Beine, und ſtatt zu ſchlafen, hören wir den Nordweſt an unſeren Fenſterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mir im Schlick verſank.‘

„Tede Haien nickte, und die Alte ſtreichelte das Fell ihres todten Katers: ‚Der aber,‘ begann ſie wieder, ‚wenn ich Winters am Spinnrad ſaß, dann ſaß er bei mir und ſpann auch und ſah mich an mit ſeinen grünen Augen! Und kroch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett — es dauerte nicht lang, ſo ſprang er zu mir und legte ſich auf meine frierenden Beine, und wir ſchliefen ſo warm mitſammen, als hätte ich noch meinen jungen Schatz im Bett!‘ Die Alte, als ſuche ſie bei dieſer Erinnerung nach Zuſtimmung, ſah den neben ihr am Tiſche ſtehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

„Tede Haien aber ſagte bedächtig: ‚Ich weiß Ihr einen Rath, Trin Jans,‘ und er ging nach ſeiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade — ‚Sie ſagte,

daß Hauke Ihr das Thier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier ist ein Kronthaler von Christian dem Vierten; damit kauf Sie sich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten Beine! Und wenn unsere Katze nächstens Junge wirft, so mag Sie sich das größte davon aussuchen; das zusammen thut wohl einen altersschwachen Angorakater! Und nun nehm Sie das Vieh und bring Sie es meinethalb an den Racker in der Stadt, und halt Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tisch gelegen hat!'

„Während dieser Rede hatte das Weib schon nach dem Thaler gegriffen und ihn in einer kleinen Tasche geborgen, die sie unter ihren Röcken trug; dann stopfte sie den Kater wieder in das Bettbühr, wischte mit ihrer Schürze die Blutflecken von dem Tisch und stakte zur Thür hinaus. ‚Vergeß Er mir nur den jungen Kater nicht!' rief sie noch zurück.

— — „Eine Weile später, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf- und abschritt, trat Hauke herein und warf seinen bunten Vogel auf den Tisch; als er aber auf der weiß gescheuerten Platte den noch kennbaren Blutfleck sah, frug er, wie beiläufig: ‚Was ist denn das?'

„Der Vater blieb stehen: ‚Das ist Blut, was du hast fließen machen!'

„Dem Jungen schoß es doch heiß ins Gesicht: ‚Ist denn Trin Jans mit ihrem Kater hier gewesen?'

„Der Alte nickte: ‚Weshalb hast du ihr den todtgeschlagen?'

„Hauke entblößte seinen blutigen Arm. ‚Deshalb,' sagte er; ‚er hatte mir den Vogel fortgerissen!'

„Der Alte sagte nichts hierauf; er begann eine Zeit lang wieder auf- und abzugehen; dann blieb er vor dem Jungen stehen und sah eine Weile wie abwesend auf ihn hin. ‚Das mit dem Kater hab ich rein gemacht,' sagte er dann; ‚aber, siehst du, Hauke, die Kathe ist hier zu klein; zwei Herren

können darauf nicht ſitzen — es iſt nun Zeit, du mußt dir einen Dienſt beſorgen!‘

„‚Ja, Vater,‘ entgegnete Hauke; ‚hab dergleichen auch gedacht.‘

„‚Warum?‘ frug der Alte.

— „‚Ja, man wird grimmig in ſich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslaſſen kann.‘

„‚So?‘ ſagte der Alte, ‚und darum haſt du den Angorer todtgeſchlagen? Das könnte leicht noch ſchlimmer werden!‘

— „‚Er mag wohl Recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt ich ſchon verrichten!‘

„Der Alte begann wieder auf- und abzugehen und ſpritzte dabei die ſchwarze Tabacksjauche von ſich: ‚Der Deichgraf iſt ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er iſt nur Deichgraf, weil ſein Vater und Großvater es geweſen ſind, und wegen ſeiner neunundzwanzig Fennen. Wenn Martini herankommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgethan werden müſſen, dann füttert er den Schulmeiſter mit Gansbraten und Meth und Weizenkringeln und ſitzt dabei und nickt, wenn der mit ſeiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und ſagt: Ja, ja, Schulmeiſter, Gott vergönn's Ihm! Was kann Er rechnen? Wenn aber einmal der Schulmeiſter nicht kann oder auch nicht will, dann muß er ſelber dran und ſitzt und ſchreibt und ſtreicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm roth und heiß, und die Augen quellen wie Glaskugeln, als wollte das bischen Verſtand da hinaus.‘

„Der Junge ſtand gerade auf vor dem Vater und wunderte ſich, was der reden könne; ſo hatte er's noch nicht von ihm gehört. ‚Ja, Gott tröſt!‘ ſagte er, ‚dumm iſt er wohl; aber ſeine Tochter Elke, die kann rechnen!‘

„Der Alte ſah ihn ſcharf an. ‚Ahoi, Hauke,‘ rief er; ‚was weißt du von Elke Volkerts?‘

— „‚Nichts, Vater; der Schulmeiſter hat's mir nur erzählt.‘

„Der Alte antwortete nicht darauf; er ſchob nur bedächtig ſeinen Tabacksknoten aus einer Backe hinter die andere.

„‚Und du denkſt,‘ ſagte er dann, ‚du wirſt dort auch mitrechnen können.‘

„‚O ja, Vater, das möcht ſchon gehen,‘ erwiderte der Sohn, und ein ernſtes Zucken lief um ſeinen Mund.

„Der Alte ſchüttelte den Kopf. ‚Nein, aber meinethalb; verſuch einmal dein Glück!‘

„‚Dank auch, Vater!‘ ſagte Hauke und ſtieg zu ſeiner Schlafſtatt auf dem Boden; hier ſetzte er ſich auf die Bettkante und ſann, weshalb ihn denn ſein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte ſie freilich, das ranke achtzehnjährige Mädchen mit dem bräunlichen ſchmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trotzigen Augen und der ſchmalen Naſe in einander liefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr geſprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er ſie doch beſſer darauf anſehen, was es mit dem Mädchen auf ſich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein Anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch Abend. Und ſo zog er ſeine Sonntagsjacke und ſeine beſten Stiefel an und machte ſich guten Muthes auf den Weg.

— „Das langgeſtreckte Haus des Deichgrafen war durch ſeine hohe Werfte, beſonders durch den höchſten Baum des Dorfes, eine gewaltige Eſche, ſchon von Weitem ſichtbar; der Großvater des jetzigen, der erſte Deichgraf des Geſchlechtes, hatte in ſeiner Jugend eine ſolche oſten der Hausthür hier geſetzt; aber die beiden erſten Anpflanzungen waren vergangen, und ſo hatte er an ſeinem Hochzeitsmorgen dieſen dritten Baum gepflanzt, welcher noch jetzt mit ſeiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unabläſſigen Winde wie von alten Zeiten rauſchte.

„Als nach einer Weile der lang aufgeſchoſſene Hauke die hohe Werfte hinaufſtieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, ſah er droben die Tochter des Hauswirths neben der niedrigen Hausthür ſtehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing ſchlaff herab, die andere Hand ſchien im Rücken nach dem Eiſenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Thür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, ſein Pferd daran befeſtigen könne. Die Dirne ſchien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem ſtillen Abend die Sonne eben in das Waſſer hinabſank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

„Hauke ſtieg etwas langſamer an der Werfte hinan und dachte bei ſich: ‚So iſt ſie nicht ſo döſig!‘ dann war er oben. ‚Guten Abend auch!‘ ſagte er zu ihr tretend; ‚wonach guckſt du denn mit deinen großen Augen, Jungfer Elke?‘

„‚Nach dem,‘ erwiderte ſie, ‚was hier alle Abend vor ſich geht, aber hier nicht alle Abend juſt zu ſehen iſt.‘ Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer ſchlug. ‚Was willſt du, Hauke Haien?‘ frug ſie.

„‚Was dir hoffentlich nicht zuwider iſt,‘ ſagte er. ‚Dein Vater hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei euch in Dienſt.‘

„Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: ‚Du biſt noch ſo was ſchlanterig, Hauke!‘ ſagte ſie; ‚aber uns dienen zwei feſte Augen beſſer als zwei feſte Arme!‘ Sie ſah ihn dabei faſt düſter an, aber Hauke hielt ihr tapfer Stand. ‚So komm,‘ fuhr ſie fort; ‚der Wirth iſt in der Stube, laß uns hineingehen!‘

* *
*

„Am anderen Tage trat Tede Haien mit ſeinem Sohne in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glaſirten Kacheln bekleidet, auf denen hier ein

Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das kauend vor einem Bauernhause lag, den Beschauer vergnügen konnte; unterbrochen war diese dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbett mit jetzt zugeschobenen Thüren und einen Wandschrank, der durch seine beiden Glasthüren allerlei Porzellan- und Silbergeschirr erblicken ließ; neben der Thür zum anstoßenden Pesel war hinter einer Glasscheibe eine holländische Schlaguhr in die Wand gelassen.

„Der starke, etwas schlagflüssige Hauswirth saß am Ende des blankgescheuerten Tisches im Lehnstuhl auf seinem bunten Wollenpolster. Er hatte seine Hände über dem Bauch gefaltet und starrte aus seinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Messer ruhten vor ihm auf dem Teller.

„‚Guten Tag, Deichgraf!‘ sagte Haien, und der Angeredete drehte langsam Kopf und Augen zu ihm hin.

„‚Ihr seid es, Tede?‘ entgegnete er, und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, ‚setzt Euch; es ist ein gut Stück von Euch zu mir herüber!‘

„‚Ich komme, Deichgraf,‘ sagte Tede Haien, indem er sich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem Anderen im Winkel gegenübersetzte. ‚Ihr habt Verdruß mit Eurem Kleinknecht gehabt und seid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an dessen Stelle zu setzen!‘

„Der Deichgraf nickte: ‚Ja, ja, Tede; aber — was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marschleute haben, Gott tröst uns, was dagegen einzunehmen!‘ und er nahm das vor ihm liegende Messer und klopfte wie liebkosend auf das Gerippe der armen Ente. ‚Das war mein Leibvogel,‘ setzte er behaglich lachend hinzu; ‚sie fraß mir aus der Hand!‘

„‚Ich dachte,‘ sagte der alte Haien, das Letzte überhörend, ‚der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht.‘

„‚Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Mopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag

voll getrunken auf dem Heuboden, und das Viehzeug ſchrie die ganze Nacht vor Durſt, daß ich bis Mittag nachſchlafen mußte; dabei kann die Wirthſchaft nicht beſtehen!‘

„‚Nein, Deichgraf; aber dafür iſt keine Gefahr bei meinem Jungen.‘

„Hauke ſtand, die Hände in den Seitentaſchen, am Thürpfoſten, hatte den Kopf im Nacken und ſtudirte an den Fenſterrähmen ihm gegenüber.

„Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: ‚Nein, nein, Tede‘; und er nickte nun auch dem Alten zu; ‚Euer Hauke wird mir die Nachtruh nicht verſtören; der Schulmeiſter hat's mir ſchon vordem geſagt, der ſitzt lieber vor der Rechentafel als vor einem Glas mit Branntwein.‘

„Hauke hörte nicht auf dieſen Zuſpruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reſte der Speiſen von dem Tiſch, ihn mit ihren dunklen Augen flüchtig ſtreifend. Da fielen ſeine Blicke auch auf ſie. ‚Bei Gott und Jeſus,‘ ſprach er bei ſich ſelber, ‚ſie ſieht auch ſo nicht döſig aus!‘

„Das Mädchen war hinausgegangen. ‚Ihr wiſſet, Tede,‘ begann der Deichgraf wieder, ‚unſer Herrgott hat mir einen Sohn verſagt!‘

„‚Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken,‘ entgegnete der Andere, ‚denn im dritten Gliede ſoll der Familienverſtand ja verſchleißen; Euer Großvater, das wiſſen wir noch Alle, war Einer, der das Land geſchützt hat!‘

„Der Deichgraf, nach einigem Beſinnen, ſah ſchier verdutzt aus: ‚Wie meint Ihr das, Tede Haien?‘ ſagte er und ſetzte ſich in ſeinem Lehnſtuhl auf; ‚ich bin ja doch im dritten Gliede!‘

„‚Ja ſo! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur ſo die Rede!‘ Und der hagere Tede Haien ſah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

„Der aber ſprach unbekümmert: ‚Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Thorheit nicht aufſchwatzen laſſen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich ſelber dreimal um und um! Ich wollt nur ſagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenſtift ſo Manches profitiren können, was ihm nicht ſchaden wird!‘

„‚Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig Recht!‘ ſagte der alte Haien und begann dann noch einige Vergünſtigungen bei dem Miethcontract ſich auszubedingen, die Abends vorher von ſeinem Sohne nicht bedacht waren. So ſollte dieſer außer ſeinen leinenen Hemden im Herbſt auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe ſeines Lohnes genießen; ſo wollte er ſelbſt ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu Allem willig; Hauke Haien ſchien ihm eben der rechte Kleinknecht.

— — „‚Nun, Gott tröſt dich, Junge,‘ ſagte der Alte, da ſie eben das Haus verlaſſen hatten, ‚wenn der dir die Welt klar machen ſoll!‘

„Aber Hauke erwiderte ruhig: ‚Laß Er nur, Vater; es wird ſchon Alles werden.‘

* *
*

„Und Hauke hatte ſo Unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer, je länger ſein Aufenthalt in dieſem Hauſe dauerte; vielleicht um ſo mehr, je weniger ihm eine überlegene Einſicht zu Hülfe kam, und je mehr er auf ſeine eigene Kraft angewieſen war, mit der er ſich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im Hauſe, für den er nicht der Rechte zu ſein ſchien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein maulfertiger Geſelle. Ihm war der träge, aber dumme

und ſtämmige Kleinknecht von vorhin beſſer nach ſeinem Sinn geweſen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf den Rücken hatte laden und den er nach Herzensluſt hatte herumſtoßen können. Dem noch ſtilleren, aber ihn geiſtig überragenden Hauke vermochte er in ſolcher Weiſe nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigene Art, ihn anzublicken. Trotzdem verſtand er es, Arbeiten für ihn auszuſuchen, die ſeinem noch nicht gefeſteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht ſagte: ‚Da hätteſt du den dicken Riß nur ſehen ſollen, dem ging es von der Hand!‘ faßte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühſal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke ſelbſt oder durch ihren Vater das meiſtens abzuſtellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menſchen an einander bindet; vielleicht — ſie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben ſehen.

„Der Zwieſpalt zwiſchen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht beſſer, als nach Martini die verſchiedenen Deichrechnungen zur Reviſion eingelaufen waren.

„Es war an einem Maiabend, aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hauſe hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. ‚He, Hauke,‘ ſagte der Hausherr, ‚komm herein; nun magſt du weiſen, ob du rechnen kannſt!‘

„‚Unſ' Weerth,‘ entgegnete dieſer; — denn ſo nennen hier die Leute ihre Herrſchaft — ‚ich ſoll aber erſt das Jungvieh füttern!‘

„‚Elke!‘ rief der Deichgraf; ‚wo biſt du, Elke! — Geh zu Ole und ſag ihm, er ſollte das Jungvieh füttern; Hauke ſoll rechnen!‘

„Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Beſtellung, der eben damit beſchäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeſchirr wieder an ſeinen Platz zu hängen.

„Ole Peters ſchlug mit einer Trenſe gegen den Ständer, neben dem er ſich beſchäftigte, als wolle er ſie kurz und klein haben: ‚Hol der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!‘

„Sie hörte die Worte noch, bevor ſie die Stallthür wieder geſchloſſen hatte.

„‚Nun?‘ frug der Alte, als ſie in die Stube trat.

„‚Ole wollte es ſchon beſorgen,‘ ſagte die Tochter, ein wenig ſich die Lippen beißend, und ſetzte ſich Hauke gegenüber auf einen grobgeſchnitzten Holzſtuhl, wie ſie noch derzeit hier an Winterabenden im Hauſe ſelbſt gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkaſten einen weißen Strumpf mit rothem Vogelmuſter genommen, an dem ſie nun weiterſtrickte; die langbeinigen Creaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten ſollen. Hauke ſaß ihr gegenüber in ſeiner Rechnerei vertieft, der Deichgraf ſelbſt ruhte in ſeinem Lehnſtuhl und blinzelte ſchläfrig nach Haukes Feder; auf dem Tiſch brannten, wie immer im Deichgrafenhauſe, zwei Unſchlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenſtern waren von außen die Läden vorgeſchlagen und von innen zugeſchroben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke ſeinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelſtrümpfen oder nach dem ſchmalen ruhigen Geſicht des Mädchens.

„Da that es aus dem Lehnſtuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwiſchen den beiden jungen Menſchen hin und wieder; dann folgte allmählich ein ruhigeres Athmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was.

„Als ſie aber das Strickzeug in die Höhe zog und die Vögel ſich nun in ihrer ganzen Länge zeigten, flüſterte er über den Tiſch hinüber: ‚Wo haſt du das gelernt, Elke?‘

„‚Was gelernt?‘ frug das Mädchen zurück.

— „‚Das Vogelſtricken?‘ ſagte Hauke.

„‚Das? Von Trin Jans draußen am Deich; ſie kann allerlei; ſie war vor Zeiten einmal bei meinem Großvater hier im Dienſt.‘

„‚Da warſt du aber wohl noch nicht geboren?‘ ſagte Hauke.

„‚Ich denk wohl nicht; aber ſie iſt noch oft ins Haus gekommen.‘

„‚Hat denn die die Vögel gern?‘ frug Hauke; ‚ich meint, ſie hielt es nur mit Katzen!‘

„Elke ſchüttelte den Kopf: ‚Sie zieht ja Enten und verkauft ſie; aber im vorigen Frühjahr, als du den Angorer todtgeſchlagen hatteſt, ſind ihr hinten im Stall die Ratten dazwiſchen gekommen; nun will ſie ſich vorn am Hauſe einen anderen bauen.‘

„‚So,‘ ſagte Hauke und zog einen leiſen Pfiff durch die Zähne, ‚dazu hat ſie von der Geeſt ſich Lehm und Steine hergeſchleppt! Aber dann kommt ſie in den Binnenweg; — hat ſie denn Conceſſion?‘

„‚Weiß ich nicht,‘ meinte Elke. Aber er hatte das letzte Wort ſo laut geſprochen, daß der Deichgraf aus ſeinem Schlummer auffuhr. ‚Was Conceſſion?‘ frug er und ſah faſt wild von Einem zu der Anderen. ‚Was ſoll die Conceſſion?‘

„Als aber Hauke ihm dann die Sache vorgetragen hatte, klopfte er ihm lachend auf die Schulter: ‚Ei was, der Binnenweg iſt breit genug; Gott tröſt den Deichgrafen, ſollt er ſich auch noch um die Entenſtälle kümmern!‘

„Hauke fiel es aufs Herz, daß er die Alte mit ihren jungen Enten den Ratten ſollte preisgegeben haben, und er ließ ſich mit dem Einwand abfinden. ‚Aber, unſ' Weerth,‘ begann er wieder, ‚es thät wohl Dem und Jenem ein kleiner Zwicker gut, und wollet Ihr ihn nicht ſelber greifen, ſo zwicket den Gevollmächtigten, der auf die Deichordnung paſſen ſoll!‘

„‚Wie, was ſagt der Junge?‘ und der Deichgraf ſetzte ſich vollends auf, und Elke ließ ihren künſtlichen Strumpf ſinken und wandte das Ohr hinüber.

„‚Ja, unſ' Weerth,‘ fuhr Hauke fort, ‚Ihr habt doch ſchon die Frühlingsſchau gehalten; aber trotzdem hat Peter Janſen auf ſeinem Stück das Unkraut auch noch heute nicht gebuſcht; im Sommer werden die Stieglitzer da wieder luſtig um die rothen Diſtelblumen ſpielen! Und dicht daneben, ich weiß nicht, wem's gehört, iſt an der Außenſeite eine ganze Wiege in dem Deich; bei ſchön Wetter liegt es immer voll von kleinen Kindern, die ſich darin wälzen; aber — Gott bewahr uns vor Hochwaſſer!‘

„Die Augen des alten Deichgrafen waren immer größer geworden.

„‚Und dann —‘ ſagte Hauke wieder.

„‚Was dann noch, Junge?‘ frug der Deichgraf; ‚biſt du noch nicht fertig?‘ und es klang, als ſei der Rede ſeines Kleinknechts ihm ſchon zu viel geworden.

„‚Ja, dann, unſ' Weerth,‘ ſprach Hauke weiter; ‚Ihr kennt die dicke Vollina, die Tochter vom Gevollmächtigten Harders, die immer ihres Vaters Pferde aus der Fenne holt, — wenn ſie nur eben mit ihren runden Waden auf der alten gelben Stute ſitzt, hü hopp? ſo geht's allemal ſchräg an der Doſſirung den Deich hinan!‘

„Hauke bemerkte erſt jetzt, daß Elke ihre klugen Augen auf ihn gerichtet hatte und leiſe ihren Kopf ſchüttelte.

„Er ſchwieg, aber ein Fauſtſchlag, den der Alte auf den Tiſch that, dröhnte ihm in die Ohren; ‚da ſoll das Wetter dreinſchlagen!‘ rief er, und Hauke erſchrak beinahe über die Bärenſtimme, die plötzlich hier hervorbrach: ‚Zur Brüche! Notir mir das dicke Menſch zur Brüche, Hauke! Die Dirne hat mir im letzten Sommer drei junge Enten weggefangen! Ja, ja, notir nur,‘ wiederholte er, als Hauke zögerte; ‚ich glaub ſogar, es waren vier!‘

„‚Ei, Vater,‘ ſagte Elke, ‚war's nicht die Otter, die die Enten nahm?‘

„‚Eine große Otter!‘ rief der Alte ſchnaufend; ‚werd doch die dicke Vollina und eine Otter aus einander kennen! Nein, nein, vier Enten, Hauke — aber was du im Übrigen ſchwatzeſt, der Herr Oberdeichgraf und ich, nachdem wir zuſammen in meinem Hauſe hier gefrühſtückt hatten, ſind im Frühjahr an deinem Unkraut und an deiner Wiege vorbeigefahren und haben's doch nicht ſehen können. Ihr Beide aber,‘ und er nickte ein paar Mal bedeutſam gegen Hauke und ſeine Tochter, ‚danket Gott, daß ihr nicht Deichgraf ſeid! Zwei Augen hat man nur, und mit hundert ſoll man ſehen. — — Nimm nur die Rechnungen über die Beſtickungsarbeiten, Hauke, und ſieh ſie nach; die Kerls rechnen oft zu liederlich!‘

„Dann lehnte er ſich wieder in ſeinen Stuhl zurück, ruckte den ſchweren Körper ein paar Mal und überließ ſich bald dem ſorgenloſen Schlummer.

* *
*

„Dergleichen wiederholte ſich an manchem Abend. Hauke hatte ſcharfe Augen und unterließ es nicht, wenn ſie beiſammenſaßen, das Eine oder Andere von ſchädlichem Thun oder Unterlaſſen in Deichſachen dem Alten vor die Augen zu rücken, und da dieſer ſie nicht immer ſchließen konnte, ſo kam unverſehens ein lebhafterer Geſchäftsgang in die Verwaltung, und die, welche früher im alten Schlendrian fortgeſündigt hatten und jetzt unerwartet ihre frevlen oder faulen Finger geklopft fühlten, ſahen ſich unwillig und verwundert um, woher die Schläge denn gekommen ſeien. Und Ole, der Großknecht, ſäumte nicht, möglichſt weit die Offenbarung zu verbreiten und dadurch gegen Hauke und ſeinen Vater, der doch die Mitſchuld tragen mußte, in dieſen Krei-

ſen einen Widerwillen zu erregen; die Anderen aber, welche nicht getroffen waren, oder denen es um die Sache ſelbſt zu thun war, lachten und hatten ihre Freude, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe. ‚Schad nur,‘ ſagten ſie, ‚daß der Bengel nicht den gehörigen Klei unter den Füßen hat; das gäbe ſpäter ſonſt einmal wieder einen Deichgrafen, wie vordem ſie dageweſen ſind; aber die paar Demath ſeines Alten, die thäten's denn doch nicht!‘

„Als im nächſten Herbſt der Herr Amtmann und Oberdeichgraf zur Schauung kam, ſah er ſich den alten Tede Volkerts von oben bis unten an, während dieſer ihn zum Frühſtück nöthigte. ‚Wahrhaftig, Deichgraf,‘ ſagte er, ‚ich dacht's mir ſchon, Ihr ſeid in der That um ein Halbſtieg Jahre jünger geworden; Ihr habt mir diesmal mit all Euern Vorſchlägen warm gemacht; wenn wir mit alledem nur heute fertig werden!‘

„‚Wird ſchon, wird ſchon, geſtrenger Herr Oberdeichgraf,‘ erwiderte der Alte ſchmunzelnd; ‚der Gansbraten da wird ſchon die Kräfte ſtärken! Ja, Gott ſei Dank, ich bin noch allezeit friſch und munter!‘ Er ſah ſich in der Stube um, ob auch nicht etwa Hauke um die Wege ſei; dann ſetzte er in würdevoller Ruhe noch hinzu: ‚So hoffe ich zu Gott, noch meines Amtes ein paar Jahre in Segen warten zu können.‘

„‚Und darauf, lieber Deichgraf,‘ erwiderte ſein Vorgeſetzter, ſich erhebend, ‚wollen wir dieſes Glas zuſammen trinken!‘

„Elke, die das Frühſtück beſtellt hatte, ging eben, während die Gläſer an einander klangen, mit leiſem Lachen aus der Stubenthür. Dann holte ſie eine Schüſſel Abfall aus der Küche und ging durch den Stall, um es vor der Außenthür dem Federvieh vorzuwerfen. Im Stall ſtand Hauke Haien und ſteckte den Kühen, die man der argen

Witterung wegen ſchon jetzt hatte heraufnehmen müſſen, mit der Furke Heu in ihre Raufen. Als er aber das Mädchen kommen ſah, ſtieß er die Furke auf den Grund. ‚Nu, Elke!‘ ſagte er.

„Sie blieb ſtehen und nickte ihm zu: ‚Ja, Hauke; aber eben hätteſt du drinnen ſein müſſen!‘

„‚Meinſt du? Warum denn, Elke?‘

„‚Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirth gelobt!‘

— „‚Den Wirth? Was thut das mir?‘

„‚Nein, ich mein, den Deichgrafen hat er gelobt!‘

„Ein dunkles Roth flog über das Geſicht des jungen Menſchen: ‚Ich weiß wohl,‘ ſagte er, ‚wohin du damit ſegeln willſt!‘

„‚Werd nur nicht roth, Hauke; du warſt es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!‘

„Hauke ſah ſie mit halbem Lächeln an. ‚Auch du doch, Elke!‘ ſagte er.

„Aber ſie ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, Hauke; als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; du aber ſiehſt draußen Alles, was der Deichgraf doch wohl ſelber ſehen ſollte; du haſt mich ausgeſtochen!‘

„‚Ich hab das nicht gewollt, dich am mindeſten,‘ ſagte Hauke zaghaft, und er ſtieß den Kopf einer Kuh zur Seite: ‚Komm, Rothbunt, friß mir nicht die Furke auf, du ſollſt ja Alles haben!‘

„‚Denk nur nicht, daß mir's leid thut, Hauke,‘ ſagte nach kurzem Sinnen das Mädchen; ‚das iſt ja Mannesſache!‘

„Da ſtreckte Hauke ihr den Arm entgegen: ‚Elke, gieb mir die Hand darauf!‘

„Ein tiefes Roth ſchoß unter die dunklen Brauen des Mädchens. ‚Warum? Ich lüg ja nicht!‘ rief ſie.

„Hauke wollte antworten; aber ſie war ſchon zum Stall

hinaus, und er ſtand mit ſeiner Furke in der Hand und hörte nur, wie draußen die Enten und Hühner um ſie ſchnatterten und krähten.

* *
*

„Es war im Januar von Haukes drittem Dienſtjahr, als ein Winterfeſt gehalten werden ſollte; ‚Eisboſeln‘ nennen ſie es hier. Ein ſtändiger Froſt hatte beim Ruhen der Küſtenwinde alle Gräben zwiſchen den Fennen mit einer feſten ebenen Kryſtallfläche belegt, ſo daß die zerſchnittenen Landſtücke nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei ausgegoſſenen Holzkugeln bildeten, womit das Ziel erreicht werden ſollte. Tag aus, Tag ein wehte ein leichter Nordoſt: Alles war ſchon in Ordnung; die Geeſtleute in dem zu Oſten über der Marſch belegenen Kirchdorf, die im vorigen Jahre geſiegt hatten, waren zum Wettkampf gefordert und hatten angenommen; von jeder Seite waren neun Werfer aufgeſtellt; auch der Obmann und die Kretler waren gewählt. Zu letzteren, die bei Streitfällen über einen zweifelhaften Wurf mit einander zu verhandeln hatten, wurden allezeit Leute genommen, die ihre Sache ins beſte Licht zu rücken verſtanden, am liebſten Burſchen, die außer geſundem Menſchenverſtand auch noch ein luſtig Mundwerk hatten. Dazu gehörte vor Allen Ole Peters, der Großknecht des Deichgrafen. ‚Werft nur wie die Teufel,‘ ſagte er; ‚das Schwatzen thu ich ſchon umſonſt!‘

„Es war gegen Abend vor dem Feſttag; in der Nebenſtube des Kirchſpielkruges droben auf der Geeſt war eine Anzahl von den Werfern erſchienen, um über die Aufnahme einiger zuletzt noch Angemeldeten zu beſchließen. Hauke Haien war auch unter dieſen; er hatte erſt nicht wollen, obſchon er ſeiner wurfgeübten Arme ſich wohl bewußt war; aber er fürchtete durch Ole Peters, der einen Ehrenpoſten in

dem Spiel bekleidete, zurückgewieſen zu werden; die Niederlage wollte er ſich ſparen. Aber Elke hatte ihm noch in der elften Stunde den Sinn gewandt: ‚Er wird's nicht wagen, Hauke,‘ hatte ſie geſagt; ‚er iſt ein Tagelöhnerſohn; dein Vater hat Kuh und Pferd und iſt dazu der klügſte Mann im Dorf!‘

„‚Aber, wenn er's dennoch fertig bringt?‘

„Sie ſah ihn halb lächelnd aus ihren dunklen Augen an. ‚Dann,‘ ſagte ſie, ‚ſoll er ſich den Mund wiſchen, wenn er Abends mit ſeines Wirths Tochter zu tanzen denkt!‘ — Da hatte Hauke ihr muthig zugenickt.

„Nun ſtanden die jungen Leute, die noch in das Spiel hineinwollten, frierend und fußtrampelnd vor dem Kirchſpielskrug und ſahen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchthurms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Paſtors Tauben, die ſich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo ſie ſich jetzt ihre Körner geſucht hatten, und verſchwanden unter den Schindeln des Thurmes, hinter welchen ſie ihre Neſter hatten; im Weſten über dem Haf ſtand ein glühendes Abendroth.

„‚Wird gut Wetter morgen!‘ ſagte der eine der jungen Burſchen und begann heftig auf und ab zu wandern; ‚aber kalt! kalt!‘ Ein zweiter, als er keine Taube mehr fliegen ſah, ging in das Haus und ſtellte ſich horchend neben die Thür der Stube, aus der jetzt ein lebhaftes Durcheinanderreden herausſcholl; auch des Deichgrafen Kleinknecht war neben ihn getreten. ‚Hör, Hauke,‘ ſagte er zu dieſem; ‚nun ſchreien ſie um dich!‘ und deutlich hörte man von drinnen Ole Peters' knarrende Stimme: ‚Kleinknechte und Jungens gehören nicht dazu!‘

„‚Komm,‘ flüſterte der Andere und ſuchte Hauke am Rockärmel an die Stubenthür zu ziehen, ‚hier kannſt du lernen, wie hoch ſie dich taxiren!‘

„Aber Hauke riß ſich los und ging wieder vor das Haus:

‚Sie haben uns nicht ausgeſperrt, damit wir's hören ſollen!‘ rief er zurück.

„Vor dem Hauſe ſtand der Dritte der Angemeldeten. ‚Ich fürcht, mit mir hat's einen Haken,‘ rief er ihm entgegen; ‚ich hab kaum achtzehn Jahre; wenn ſie nur den Taufſchein nicht verlangen! Dich, Hauke, wird dein Großknecht ſchon herauskreteln!‘

„‚Ja, heraus!‘ brummte Hauke und ſchleuderte mit dem Fuße einen Stein über den Weg; ‚nur nicht hinein!‘

„Der Lärm in der Stube wurde ſtärker; dann allmählich trat eine Stille ein; die draußen hörten wieder den leiſen Nordoſt, der ſich oben an der Kirchthurmſpitze brach. Der Horcher trat wieder zu ihnen. ‚Wen hatten ſie da drinnen?‘ frug der Achtzehnjährige.

„‚Den da!‘ ſagte Jener und wies auf Hauke; ‚Ole Peters wollte ihn zum Jungen machen; aber Alle ſchrieen dagegen. Und ſein Vater hat Vieh und Land, ſagte Jeß Hanſen. Ja, Land, rief Ole Peters, das man auf dreizehn Karren wegfahren kann! — Zuletzt kam Ole Henſen: Still da! ſchrie er; ich will's euch lehren: ſagt nur, wer iſt der erſte Mann im Dorf? Da ſchwiegen ſie erſt und ſchienen ſich zu beſinnen; dann ſagte eine Stimme: Das iſt doch wohl der Deichgraf! Und alle Anderen riefen: Nun ja, unſerthalb der Deichgraf! — Und wer iſt denn der Deichgraf? rief Ole Henſen wieder; aber nun bedenkt euch recht! — — Da begann Einer leis zu lachen, und dann wieder Einer, bis zuletzt nichts in der Stube war als lauter Lachen. Nun, ſo ruft ihn, ſagte Ole Henſen; ihr wollt doch nicht den Deichgrafen von der Thür ſtoßen! Ich glaub, ſie lachen noch; aber Ole Peters' Stimme war nicht mehr zu hören!‘ ſchloß der Burſche ſeinen Bericht.

„Faſt in demſelben Augenblicke wurde drinnen im Hauſe die Stubenthür aufgeriſſen, und: ‚Hauke! Hauke Haien!‘ rief es laut und fröhlich in die kalte Nacht hinaus.

„Da trabte Hauke in das Haus und hörte nicht mehr, wer denn der Deichgraf sei; was in seinem Kopfe brütete, hat indessen Niemand wohl erfahren.

— — „Als er nach einer Weile sich dem Hause seiner Herrschaft nahte, sah er Elke drunten am Heck der Auffahrt stehen; das Mondlicht schimmerte über die unermeßliche weiß bereifte Weidefläche. ‚Stehst du hier, Elke?‘ frug er.

„Sie nickte nur: ‚Was ist geworden?‘ sagte sie; ‚hat er's gewagt?‘

— „‚Was sollt er nicht!‘

„‚Nun, und?‘

— „‚Ja, Elke; ich darf es morgen doch versuchen!‘

„‚Gute Nacht, Hauke!‘ Und sie lief flüchtig die Werfte hinan und verschwand im Hause.

„Langsam folgte er ihr.

* *
*

„Auf der weiten Weidefläche, die sich zu Osten an der Landseite des Deiches entlang zog, sah man am Nachmittag darauf eine dunkle Menschenmasse bald unbeweglich stille stehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel aus derselben über den durch die Tagessonne jetzt von Reif befreiten Boden hingeflogen war, abwärts von den hinter ihr liegenden langen und niedrigen Häusern allmählich weiter rücken; die Parteien der Eisbosler in der Mitte, umgeben von Alt und Jung, was mit ihnen, sei es in jenen Häusern oder in denen droben auf der Geest Wohnung oder Verbleib hatte; die älteren Männer in langen Röcken, bedächtig aus kurzen Pfeifen rauchend, die Weiber in Tüchern und Jacken, auch wohl Kinder an den Händen ziehend oder auf den Armen tragend. Aus den gefrorenen Gräben, welche allmählich überschritten wurden, funkelte durch die scharfen Schilfspitzen der bleiche Schein der Nachmittagssonne; es

fror mächtig, aber das Spiel ging unabläſſig vorwärts, und Aller Augen verfolgten immer wieder die fliegende Kugel, denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Der Kretler der Parteien trug hier einen weißen, bei den Geeſtleuten einen ſchwarzen Stab mit eiſerner Spitze; wo die Kugel ihren Lauf geendet hatte, wurde dieſer, je nachdem, unter ſchweigender Anerkennung oder dem Hohngelächter der Gegenpartei in den gefrorenen Boden eingeſchlagen, und weſſen Kugel zuerſt das Ziel erreichte, der hatte für ſeine Partei das Spiel gewonnen.

„Geſprochen wurde von all den Menſchen wenig; nur wenn ein Capitalwurf geſchah, hörte man wohl einen Ruf der jungen Männer oder Weiber; oder von den Alten einer nahm ſeine Pfeife aus dem Mund und klopfte damit unter ein paar guten Worten den Werfer auf die Schulter: ‚Das war ein Wurf, ſagte Zacharies und warf ſein Weib aus der Luke!‘ oder: ‚So warf dein Vater auch; Gott tröſt ihn in der Ewigkeit!‘ oder was ſie ſonſt für Gutes ſagten.

„Bei ſeinem erſten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke geweſen: als er eben den Arm hinten ausſchwang, um die Kugel fortzuſchleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, die ſie vorhin bedeckt hatte, und dieſe traf mit ihrem vollen Strahl in ſeine Augen; der Wurf wurde zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb im Bummeis ſtecken.

„‚Gilt nicht! Gilt nicht! Hauke, noch einmal,‘ riefen ſeine Partner.

„Aber der Kretler der Geeſtleute ſprang dagegen auf: ‚Muß wohl gelten; geworfen iſt geworfen!‘

„‚Ole! Ole Peters!‘ ſchrie die Marſchjugend. ‚Wo iſt Ole? Wo, zum Teufel, ſteckt er?‘

„Aber er war ſchon da: ‚Schreit nur nicht ſo! Soll Hauke wo geflickt werden! Ich dacht's mir ſchon.‘

— „‚Ei was! Hauke muß noch einmal werfen; nun zeig, daß du das Maul am rechten Fleck haſt!‘

„‚Das hab ich ſchon!‘ rief Ole und trat dem Geeſtkretler gegenüber und redete einen Haufen Gallimathias auf einander. Aber die Spitzen und Schärfen, die ſonſt aus ſeinen Worten blitzten, waren diesmal nicht dabei. Ihm zur Seite ſtand das Mädchen mit den Räthſelbrauen und ſah ſcharf aus zornigen Augen auf ihn hin; aber reden durfte ſie nicht, denn die Frauen hatten keine Stimme in dem Spiel.

„‚Du leierſt Unſinn,‘ rief der andere Kretler, ‚weil dir der Sinn nicht dienen kann! Sonne, Mond und Sterne ſind für uns Alle gleich und allezeit am Himmel; der Wurf war ungeſchickt, und alle ungeſchickten Würfe gelten!‘

„So redeten ſie noch eine Weile gegen einander; aber das Ende war, daß nach Beſcheid des Obmanns Hauke ſeinen Wurf nicht wiederholen durfte.

„‚Vorwärts!‘ riefen die Geeſtleute, und ihr Kretler zog den ſchwarzen Stab aus dem Boden, und der Werfer trat auf ſeinen Nummerruf dort an und ſchleuderte die Kugel vorwärts. Als der Großknecht des Deichgrafen dem Wurfe zuſehen wollte, hatte er an Elke Volkerts vorbei müſſen: ‚Wem zu Liebe ließeſt du heut deinen Verſtand zu Hauſe?‘ raunte ſie ihm zu.

„Da ſah er ſie faſt grimmig an, und aller Spaß war aus ſeinem breiten Geſichte verſchwunden. ‚Dir zu Lieb!‘ ſagte er, ‚denn du haſt deinen auch vergeſſen!‘

„‚Geh nur; ich kenne dich, Ole Peters!‘ erwiderte das Mädchen, ſich hoch aufrichtend; er aber kehrte den Kopf ab und that, als habe er das nicht gehört.

„Und das Spiel und der ſchwarze und der weiße Stab gingen weiter. Als Hauke wieder am Wurf war, flog ſeine Kugel ſchon ſo weit, daß das Ziel, die große weiß gekalkte Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein feſter junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunſt hatte er täglich während ſeiner Knabenzeit getrieben. ‚Oho, Hauke!‘ rief es aus

dem Haufen; ‚das war ja, als habe der Erzengel Michael ſelbſt geworfen!‘ Eine alte Frau mit Kuchen und Branntwein drängte ſich durch den Haufen zu ihm; ſie ſchenkte ein Glas voll und bot es ihm: ‚Komm,‘ ſagte ſie, ‚wir wollen uns vertragen. das heut iſt beſſer, als da du mir die Katze todtſchlugſt!‘ Als er ſie anſah, erkannte er, daß es Trin Jans war. ‚Ich dank dir, Alte,‘ ſagte er; ‚aber ich trink das nicht.‘ Er griff in ſeine Taſche und drückte ihr ein friſchgeprägtes Markſtück in die Hand: ‚Nimm das und trink ſelber das Glas aus, Trin; ſo haben wir uns vertragen!‘

„‚Haſt Recht, Hauke!‘ erwiderte die Alte, indem ſie ſeiner Anweiſung folgte; ‚haſt Recht; das iſt auch beſſer für ein altes Weib wie ich!‘

„‚Wie geht's mit deinen Enten?‘ rief er ihr noch nach, als ſie ſich ſchon mit ihrem Korbe fortmachte; aber ſie ſchüttelte nur den Kopf, ohne ſich umzuwenden, und patſchte mit ihren alten Händen in die Luft. ‚Nichts, nichts, Hauke; da ſind zu viele Ratten in euren Gräben; Gott tröſt mich; man muß ſich anders nähren!‘ Und ſomit drängte ſie ſich in den Menſchenhaufen und bot wieder ihren Schnaps und ihre Honigkuchen an.

„Die Sonne war endlich ſchon hinter den Deich hinabgeſunken; ſtatt ihrer glimmte ein rothvioletter Schimmer empor; mitunter flogen ſchwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend. Auf den Fennen aber rückte der dunkle Menſchentrupp noch immer weiter von den ſchwarzen ſchon fern liegenden Häuſern nach der Tonne zu; ein beſonders tüchtiger Wurf mußte ſie jetzt erreichen können. Die Marſchleute waren an der Reihe; Hauke ſollte werfen.

„Die kreidige Tonne zeichnete ſich weiß in dem breiten Abendſchatten, der jetzt von dem Deiche über die Fläche fiel. ‚Die werdet ihr uns diesmal wohl noch laſſen!‘ rief einer

von den Geeſtleuten, denn es ging ſcharf her; ſie waren um mindeſtens ein halb Stieg Fuß im Vortheil.

„Die hagere Geſtalt des Genannten trat eben aus der Menge; die grauen Augen ſahen aus dem langen Frieſengeſicht vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

„‚Der Vogel iſt dir wohl zu groß,‘ hörte er in dieſem Augenblicke Ole Peters' Knarrſtimme dicht vor ſeinen Ohren; ‚ſollen wir ihn um einen grauen Topf vertauſchen?‘

„Hauke wandte ſich und blickte ihn mit feſten Augen an: ‚Ich werfe für die Marſch!‘ ſagte er. ‚Wohin gehörſt denn du?‘

„‚Ich denke, auch dahin; du wirfſt doch wohl für Elke Volkerts!‘

„‚Beiſeit!‘ ſchrie Hauke und ſtellte ſich wieder in Poſitur. Aber Ole drängte mit dem Kopf noch näher auf ihn zu. Da plötzlich, bevor noch Hauke ſelber etwas dagegen unternehmen konnte, packte den Zudringlichen eine Hand und riß ihn rückwärts, daß der Burſche gegen ſeine lachenden Kameraden taumelte. Es war keine große Hand geweſen, die das gethan hatte; denn als Hauke flüchtig den Kopf wandte, ſah er neben ſich Elke Volkerts ihren Ärmel zurecht zupfen, und die dunklen Brauen ſtanden ihr wie zornig in dem heißen Antlitz.

„Da flog es wie eine Stahlkraft in Haukes Arm; er neigte ſich ein wenig, er wiegte die Kugel ein paar Mal in der Hand; dann holte er aus, und eine Todesſtille war auf beiden Seiten; alle Augen folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sauſen, wie ſie die Luft durchſchnitt; plötzlich, ſchon weit vom Wurfplatz, verdeckten ſie die Flügel einer Silbermöve, die, ihren Schrei ausſtoßend, vom Deich herüberkam; zugleich aber hörte man es in der Ferne an die Tonne klatſchen. ‚Hurrah für Hauke!‘ riefen die Marſchleute, und lärmend ging es durch die Menge: ‚Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!‘

„Der aber, da ihn Alle dicht umdrängten, hatte ſeitwärts nur nach einer Hand gegriffen; auch da ſie wieder riefen: ‚Was ſtehſt du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!‘ nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erſt als er fühlte, daß ſich die kleine Hand feſt an die ſeine ſchloß, ſagte er: ‚Ihr mögt ſchon Recht haben; ich glaube auch, ich hab gewonnen!‘

„Dann ſtrömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge auf den Weg zum Kruge fortgeriſſen, der an des Deichgrafen Werfte nach der Geeſt hinaufbog. Hier aber entſchlüpften Beide dem Gedränge, und während Elke auf ihre Kammer ging, ſtand Hauke hinten vor der Stallthür auf der Werfte und ſah, wie der dunkle Menſchentrupp allmählich nach dort hinaufwanderte, wo im Kirchſpielskrug ein Raum für die Tanzenden bereit ſtand. Das Dunkel breitete ſich allmählich über die weite Gegend; es wurde immer ſtiller um ihn her, nur hinter ihm im Stalle regte ſich das Vieh; oben von der Geeſt her glaubte er ſchon das Pfeifen der Clarinetten aus dem Kruge zu vernehmen. Da hörte er um die Ecke des Hauſes das Rauſchen eines Kleides, und kleine feſte Schritte gingen den Fußſteig hinab, der durch die Fennen nach der Geeſt hinaufführte. Nun ſah er auch im Dämmer die Geſtalt dahinſchreiten und ſah, daß es Elke war; ſie ging auch zum Tanze nach dem Krug. Das Blut ſchoß ihm in den Hals hinauf; ſollte er ihr nicht nachlaufen und mit ihr gehen? Aber Hauke war kein Held den Frauen gegenüber; mit dieſer Frage ſich beſchäftigend, blieb er ſtehen, bis ſie im Dunkel ſeinem Blick entſchwunden war.

„Dann, als die Gefahr, ſie einzuholen, vorüber war, ging auch er denſelben Weg, bis er droben den Krug bei der Kirche erreicht hatte und das Schwatzen und Schreien der vor dem Hauſe und auf dem Flur ſich Drängenden und das Schrillen der Geigen und Clarinetten betäubend ihn

umrauſchte. Unbeachtet drückte er ſich in den ‚Gildeſaal‘; er war nicht groß und ſo voll, daß man kaum einen Schritt weit vor ſich hinſehen konnte. Schweigend ſtellte er ſich an den Thürpfoſten und blickte in das unruhige Gewimmel; die Menſchen kamen ihm wie Narren vor; er hatte auch nicht zu ſorgen, daß Jemand noch an den Kampf des Nachmittages dachte und wer vor einer Stunde erſt das Spiel gewonnen hatte; Jeder ſah nur auf ſeine Dirne und drehte ſich mit ihr im Kreis herum. Seine Augen ſuchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, dem jungen Deichgevollmächtigten; aber ſchon ſah er ſie nicht mehr, nur andere Dirnen aus Marſch und Geeſt, die ihn nicht kümmerten. Dann ſchnappten Violinen und Clarinetten plötzlich ab, und der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch ſchon ein anderer. Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob ſie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Faſt hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgeſtoßen; dann — — ja, was wollte er dann? Aber ſie ſchien bei dieſem Tanze gar nicht mitzuhalten, und endlich ging auch der zu Ende und ein anderer, ein Zweitritt, der eben erſt hier in die Mode gekommen war, folgte. Wie raſend ſetzte die Muſik ein, die jungen Kerle ſtürzten zu den Dirnen, die Lichter an den Wänden flirrten. Hauke reckte ſich faſt den Hals aus, um die Tanzenden zu erkennen; und dort, im dritten Paare, das war Ole Peters; aber wer war die Tänzerin? Ein breiter Marſchburſche ſtand vor ihr und deckte ihr Geſicht! Doch der Tanz raſte weiter, und Ole mit ſeiner Partnerin drehte ſich heraus. ‚Vollina! Vollina Harders!‘ rief Hauke faſt laut und ſeufzte dann gleich wieder erleichtert auf. Aber wo blieb Elke? Hatte ſie keinen Tänzer, oder hatte ſie alle ausgeſchlagen, weil ſie nicht mit Ole hatte tanzen wollen? — Und die Muſik ſetzte wieder ab, und ein neuer Tanz begann; aber wieder ſah er Elke nicht! Doch dort kam

Ole, noch immer die dicke Vollina in den Armen! ‚Nun, nun,‘ ſagte Hauke; ‚da wird Jeß Harders mit ſeinen fünfundzwanzig Demath auch wohl bald aufs Altentheil müſſen! — Aber wo iſt Elke?‘

„Er verließ ſeinen Thürpfoſten und drängte ſich weiter in den Saal hinein; da ſtand er plötzlich vor ihr, die mit einer älteren Freundin in einer Ecke ſaß. ‚Hauke!‘ rief ſie, mit ihrem ſchmalen Antlitz zu ihm aufblickend; ‚biſt du hier? Ich ſah dich doch nicht tanzen!‘

„‚Ich tanzte auch nicht,‘ erwiderte er.

— „‚Weshalb nicht, Hauke?‘ und ſich halb erhebend, ſetzte ſie hinzu: ‚Willſt du mit mir tanzen? Ich hab es Ole Peters nicht gegönnt; der kommt nicht wieder!‘

„Aber Hauke machte keine Anſtalt: ‚Ich danke, Elke,‘ ſagte er; ‚ich verſtehe das nicht gut genug; ſie könnten über dich lachen; und dann ...‘ er ſtockte plötzlich und ſah ſie nur aus ſeinen grauen Augen herzlich an, als ob er's ihnen überlaſſen müſſe, das Übrige zu ſagen.

„‚Was meinſt du, Hauke?‘ frug ſie leiſe.

— „‚Ich mein, Elke, es kann ja doch der Tag nicht ſchöner für mich ausgehen, als er's ſchon gethan hat.‘

„‚Ja,‘ ſagte ſie, ‚du haſt das Spiel gewonnen.‘

„‚Elke!‘ mahnte er kaum hörbar.

„Da ſchlug ihr eine heiße Lohe in das Angeſicht: ‚Geh!‘ ſagte ſie; ‚was willſt du?‘ und ſchlug die Augen nieder.

„Als aber die Freundin jetzt von einem Burſchen zum Tanze fortgezogen wurde, ſagte Hauke lauter: ‚Ich dachte, Elke, ich hätt was Beſſeres gewonnen!‘

„Noch ein paar Augenblicke ſuchten ihre Augen auf dem Boden; dann hob ſie ſie langſam, und ein Blick, mit der ſtillen Kraft ihres Weſens, traf in die ſeinen, der ihn wie Sommerluft durchſtrömte. ‚Thu, wie dir ums Herz iſt, Hauke!‘ ſprach ſie; ‚wir ſollten uns wohl kennen!‘

„Elke tanzte an dieſem Abend nicht mehr, und als Beide

dann nach Hauſe gingen, hatten ſie ſich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der ſchweigenden Marſch; ein leichter Oſtwind wehte und brachte ſtrenge Kälte; die Beiden aber gingen, ohne viel Tücher und Umhang, dahin, als ſei es plötzlich Frühling worden.

* *
*

„Hauke hatte ſich auf ein Ding beſonnen, deſſen paſſende Verwendung zwar in ungewiſſer Zukunft lag, mit dem er ſich aber eine ſtille Feier zu bereiten gedachte. Deshalb ging er am nächſten Sonntag in die Stadt zum alten Goldſchmied Anderſen und beſtellte einen ſtarken Goldring. ‚Streckt den Finger her, damit wir meſſen!‘ ſagte der Alte und faßte ihm nach dem Goldfinger. ‚Nun,‘ meinte er, ‚der iſt nicht gar ſo dick, wie ſie bei euch Leuten ſonſt zu ſein pflegen!‘ Aber Hauke ſagte: ‚Meſſet lieber am kleinen Finger!‘ und hielt ihm den entgegen.

„Der Goldſchmied ſah ihn etwas verdutzt an; aber was kümmerten ihn die Einfälle der jungen Bauernburſchen: ‚Da werden wir ſchon ſo einen unter den Mädchenringen haben!‘ ſagte er, und Hauke ſchoß das Blut durch beide Wangen. Aber der kleine Goldring paßte auf ſeinen kleinen Finger, und er nahm ihn haſtig und bezahlte ihn mit blankem Silber; dann ſteckte er ihn unter lautem Herzklopfen, und als ob er einen feierlichen Act begehe, in die Weſtentaſche. Dort trug er ihn ſeitdem an jedem Tage mit Unruhe und doch mit Stolz, als ſei die Weſtentaſche nur dazu da, um einen Ring darin zu tragen.

„Er trug ihn ſo über Jahr und Tag, ja der Ring mußte ſogar aus dieſer noch in eine neue Weſtentaſche wandern; die Gelegenheit zu ſeiner Befreiung hatte ſich noch immer nicht ergeben wollen. Wohl war's ihm durch den Kopf geflogen, nur geraden Wegs vor ſeinen Wirth hinzu-

treten; ſein Vater war ja doch auch ein Eingeſeſſener! Aber wenn er ruhiger wurde, dann wußte er wohl, der alte Deichgraf würde ſeinen Kleinknecht ausgelacht haben. Und ſo lebten er und des Deichgrafen Tochter neben einander hin; auch ſie in mädchenhaftem Schweigen, und Beide doch, als ob ſie allzeit Hand in Hand gingen.

„Ein Jahr nach jenem Winterfeſttag hatte Ole Peters ſeinen Dienſt gekündigt und mit Vollina Harders Hochzeit gemacht; Hauke hatte Recht gehabt: der Alte war auf Altentheil gegangen, und ſtatt der dicken Tochter ritt nun der muntere Schwiegerſohn die gelbe Stute in die Fenne und, wie es hieß, rückwärts allzeit gegen den Deich hinan. Hauke war Großknecht geworden und ein Jüngerer an ſeine Stelle getreten; wohl hatte der Deichgraf ihn erſt nicht wollen aufrücken laſſen: ‚Kleinknecht iſt beſſer!‘ hatte er gebrummt; ‚ich brauch ihn hier bei meinen Büchern!‘ Aber Elke hatte ihm vorgehalten: ‚Dann geht auch Hauke, Vater!‘ Da war dem Alten bange geworden, und Hauke war zum Großknecht aufgerückt, hatte aber trotz deſſen nach wie vor auch an der Deichgrafſchaft mitgeholfen.

„Nach einem anderen Jahr aber begann er gegen Elke davon zu reden, ſein Vater werde kümmerlich, und die paar Tage, die der Wirth ihn im Sommer in deſſen Wirthſchaft laſſe, thäten's nun nicht mehr; der Alte quäle ſich, er dürfe das nicht länger anſehen. — Es war ein Sommerabend; die Beiden ſtanden im Dämmerſchein unter der großen Eſche vor der Hausthür. Das Mädchen ſah eine Weile ſtumm in die Zweige des Baumes hinauf; dann entgegnete ſie: ‚Ich hab's nicht ſagen wollen, Hauke; ich dachte, du würdeſt ſelber wohl das Rechte treffen.‘

„‚Ich muß dann fort aus eurem Hauſe,‘ ſagte er, ‚und kann nicht wiederkommen.‘

„Sie ſchwiegen eine Weile und ſahen in das Abendroth, das drüben hinterm Deiche in das Meer verſank. ‚Du

mußt es wiſſen,‘ ſagte ſie; ‚ich war heut Morgen noch bei deinem Vater und fand ihn in ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen; die Reißfeder in der Hand, das Reißbrett mit einer halben Zeichnung lag vor ihm auf dem Tiſch; — und da er erwacht war und mühſam ein Viertelſtündchen mit mir geplaudert hatte, und ich nun gehen wollte, da hielt er mich ſo angſtvoll an der Hand zurück, als fürchte er, es ſei zum letzten Mal; aber ...‘

„‚Was aber, Elke?‘ frug Hauke, da ſie fortzufahren zögerte.

„Ein paar Thränen rannen über die Wangen des Mädchens. ‚Ich dachte nur an meinen Vater,‘ ſagte ſie; ‚glaub mir, es wird ihm ſchwer ankommen, dich zu miſſen.‘ Und als ob ſie zu dem Worte ſich ermannen müſſe, fügte ſie hinzu: ‚Mir iſt es oft, als ob auch er auf ſeine Todtenkammer rüſte.‘

„Hauke antwortete nicht; ihm war es plötzlich, als rühre ſich der Ring in ſeiner Taſche; aber noch bevor er ſeinen Unmuth über dieſe unwillkürliche Lebensregung unterdrückt hatte, fuhr Elke fort: ‚Nein, zürn nicht, Hauke! Ich trau, du wirſt auch ſo uns nicht verlaſſen!‘

„Da ergriff er eifrig ihre Hand, und ſie entzog ſie ihm nicht. Noch eine Weile ſtanden die jungen Menſchen in dem ſinkenden Dunkel bei einander, bis ihre Hände aus einander glitten und Jedes ſeine Wege ging. — Ein Windſtoß fuhr empor und rauſchte durch die Eſchenblätter und machte die Läden klappern, die an der Vorderſeite des Hauſes waren; allmählich aber kam die Nacht, und Stille lag über der ungeheuren Ebene.

* * *

„Durch Elkes Zuthun war Hauke von dem alten Deichgrafen ſeines Dienſtes entlaſſen worden, obgleich er ihm rechtzeitig nicht gekündigt hatte, und zwei neue Knechte

waren jetzt im Hause. — Noch ein paar Monate weiter, dann starb Tede Haien; aber bevor er starb, rief er den Sohn an seine Lagerstatt: ‚Setz dich zu mir, mein Kind,‘ sagte der Alte mit matter Stimme, ‚dicht zu mir! Du brauchst dich nicht zu fürchten; wer bei mir ist, das ist nur der dunkle Engel des Herrn, der mich zu rufen kommt.‘

„Und der erschütterte Sohn setzte sich dicht an das dunkle Wandbett: ‚Sprecht, Vater, was Ihr noch zu sagen habt!‘

„‚Ja, mein Sohn, noch etwas,‘ sagte der Alte und streckte seine Hände über das Deckbett. ‚Als du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienst gingst, da lag's in deinem Kopf, das selbst einmal zu werden. Das hatte mich angesteckt, und ich dachte auch allmählich, du seiest der rechte Mann dazu. Aber dein Erbe war für solch ein Amt zu klein — ich habe während deiner Dienstzeit knapp gelebt — ich dacht es zu vermehren.‘

„Hauke faßte heftig seines Vaters Hände, und der Alte suchte sich aufzurichten, daß er ihn sehen könne. ‚Ja, ja, mein Sohn,‘ sagte er, ‚dort in der obersten Schublade der Schatulle liegt das Document. Du weißt, die alte Antje Wohlers hat eine Fenne von fünf und einem halben Demath; aber sie konnte mit dem Miethgelde allein in ihrem krüppelhaften Alter nicht mehr durchfinden; da habe ich allzeit um Martini eine bestimmte Summe, und auch mehr, wenn ich es hatte, dem armen Mensch gegeben; und dafür hat sie die Fenne mir übertragen; es ist Alles gerichtlich fertig. — — Nun liegt auch sie am Tode: die Krankheit unserer Marschen, der Krebs, hat sie befallen; du wirst nicht mehr zu zahlen brauchen!‘

„Eine Weile schloß er die Augen; dann sagte er noch: ‚Es ist nicht viel; doch hast du mehr dann, als du bei mir gewohnt warst. Mög es dir zu deinem Erdenleben dienen!‘

„Unter den Dankesworten des Sohnes schlief der Alte

ein. Er hatte nichts mehr zu beſorgen; und ſchon nach einigen Tagen hatte der dunkle Engel des Herrn ihm ſeine Augen für immer zugedrückt, und Hauke trat ſein väterliches Erbe an.

— — „Am Tage nach dem Begräbniß kam Elke in deſſen Haus. ‚Dank, daß du einguckſt, Elke!‘ rief Hauke ihr als Gruß entgegen.

„Aber ſie erwiderte: ‚Ich guck nicht ein; ich will bei dir ein wenig Ordnung ſchaffen, damit du ordentlich in deinem Hauſe wohnen kannſt! Dein Vater hat vor ſeinen Zahlen und Riſſen nicht viel um ſich geſehen, und auch der Tod ſchafft Wirrſal; ich will's dir wieder ein wenig lebig machen!‘

„Er ſah aus ſeinen grauen Augen voll Vertrauen auf ſie hin: ‚So ſchaff nur Ordnung!‘ ſagte er; ‚ich hab's auch lieber.‘

„Und dann begann ſie aufzuräumen: das Reißbrett, das noch dalag, wurde abgeſtäubt und auf den Boden getragen, Reißfedern und Bleiſtift und Kreide ſorgfältig in einer Schatullenſchublade weggeſchloſſen; dann wurde die junge Dienſtmagd zur Hülfe hereingerufen und mit ihr das Geräthe der ganzen Stube in eine andere und beſſere Stellung gebracht, ſo daß es anſchien, als ſei dieſelbe nun heller und größer geworden. Lächelnd ſagte Elke: ‚Das können nur wir Frauen!‘ und Hauke, trotz ſeiner Trauer um den Vater, hatte mit glücklichen Augen zugeſehen, auch wohl ſelber, wo es nöthig war, geholfen.

„Und als gegen die Dämmerung — es war zu Anfang des Septembers — Alles war, wie ſie es für ihn wollte, faßte ſie ſeine Hand und nickte ihm mit ihren dunklen Augen zu: ‚Nun komm und iß bei uns zu Abend; denn meinem Vater hab ich's verſprechen müſſen, dich mitzubringen; wenn du dann heimgehſt, kannſt du ruhig in dein Haus treten!‘

„Als ſie dann in die geräumige Wohnſtube des Deichgrafen traten, wo bei verſchloſſenen Läden ſchon die beiden

Lichter auf dem Tiſche brannten, wollte dieſer aus ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe, aber mit ſeinem ſchweren Körper zurückſinkend, rief er nur ſeinem früheren Knecht entgegen: ‚Recht, recht, Hauke, daß du deine alten Freunde aufſuchſt! Komm nur näher, immer näher!‘ Und als Hauke an ſeinen Stuhl getreten war, faßte er deſſen Hand mit ſeinen beiden runden Händen: ‚Nun, nun, mein Junge,‘ ſagte er, ‚ſei nur ruhig jetzt, denn ſterben müſſen wir Alle, und dein Vater war keiner von den Schlechtſten! — Aber Elke, nun ſorg, daß du den Braten auf den Tiſch kriegſt; wir müſſen uns ſtärken! Es giebt viel Arbeit für uns, Hauke! Die Herbſtſchau iſt in Anmarſch; Deich- und Sielrechnungen haushoch; der neuliche Deichſchaden am Weſterkoog — ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, aber deiner, Gott Lob, iſt um ein gut Stück jünger; du biſt ein braver Junge, Hauke!‘

„Und nach dieſer langen Rede, womit der Alte ſein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er ſich in ſeinen Stuhl zurückfallen und blinzelte ſehnſüchtig nach der Thür, durch welche Elke eben mit der Bratenſchüſſel hereintrat. Hauke ſtand lächelnd neben ihm. ‚Nun ſetz dich,‘ ſagte der Deichgraf, ‚damit wir nicht unnöthig Zeit verſpillen; kalt ſchmeckt das nicht!‘

„Und Hauke ſetzte ſich; es ſchien ihm Selbſtverſtand, die Arbeit von Elkes Vater mitzuthun. Und als die Herbſtſchau dann gekommen war und ein paar Monde mehr ins Jahr gingen, da hatte er freilich auch den beſten Theil daran gethan.“

* *
*

Der Erzähler hielt inne und blickte um ſich. Ein Mövenſchrei war gegen das Fenſter geſchlagen, und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von ſeinen ſchweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubenthür. „Was iſt?“ rief der Erſtere.

Ein ſtarker Mann, den Südweſter auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr,“ ſagte er, „wir Beide haben es geſehen, Hans Nickels und ich: der Schimmelreiter hat ſich in den Bruch geſtürzt!“

„Wo ſaht Ihr das?“ frug der Deichgraf.

— „Es iſt ja nur die eine Wehle; in Janſens Fenne, wo der Hauke-Haienkoog beginnt.“

„Saht Ihr's nur einmal?“

— „Nur einmal; es war auch nur wie Schatten, aber es braucht drum nicht das erſte Mal geweſen zu ſein.“

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Sie wollen entſchuldigen,“ ſagte er, ſich zu mir wendend, „wir müſſen draußen nachſehen, wo das Unheil hin will!“ Dann ging er mit dem Boten zur Thür hinaus; aber auch die übrige Geſellſchaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen öden Zimmer; durch die unverhangenen Fenſter, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davor ſitzenden Gäſte verdeckt wurden, ſah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunklen Wolken über den Himmel jagte.

Der Alte ſaß noch auf ſeinem Platze, ein überlegenes, faſt mitleidiges Lächeln auf ſeinen Lippen. „Es iſt hier zu leer geworden,“ ſagte er; „darf ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden? Ich wohne hier im Hauſe; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; für uns iſt nichts zu fürchten.“

Ich nahm das dankend an, denn auch mich wollte hier zu fröſteln anfangen, und wir ſtiegen unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Giebelſtube hinauf, die zwar gleichfalls gegen Weſten hinauslag, deren Fenſter aber jetzt mit dunklen Wollteppichen verhangen waren. In einem Bücherregal ſah ich eine kleine Bibliothek, daneben die Porträte zweier alter Profeſſoren; vor einem Tiſche ſtand ein großer Ohrenlehnſtuhl. „Machen Sie ſich's bequem!“ ſagte

mein freundlicher Wirth und warf einige Torf in den noch glimmenden kleinen Ofen, der oben von einem Blechkeſſel gekrönt war. „Nur noch ein Weilchen! Er wird bald ſauſen; dann brau ich uns ein Gläschen Grog, das hält Sie munter!“

„Deſſen bedarf es nicht,“ ſagte ich; „ich werd nicht ſchläfrig, wenn ich Ihren Hauke auf ſeinem Lebensweg begleite!“

— „Meinen Sie?“ und er nickte mit ſeinen klugen Augen zu mir herüber, nachdem ich behaglich in ſeinem Lehnſtuhl untergebracht war. „Nun, wo blieben wir denn? — — Ja, ja; ich weiß ſchon! Alſo:

„Hauke hatte ſein väterliches Erbe angetreten, und da die alte Antje Wohlers auch ihrem Leiden erlegen war, ſo hatte deren Fenne es vermehrt. Aber ſeit dem Tode oder, richtiger, ſeit den letzten Worten ſeines Vaters war in ihm etwas aufgewachſen, deſſen Keim er ſchon ſeit ſeiner Knabenzeit in ſich getragen hatte; er wiederholte es ſich mehr als zu oft, er ſei der rechte Mann, wenn's einen neuen Deichgrafen geben müſſe. Das war es; ſein Vater, der es verſtehen mußte, der ja der klügſte Mann im Dorf geweſen war, hatte ihm dieſes Wort wie eine letzte Gabe ſeinem Erbe beigelegt; die Wohlersſche Fenne, die er ihm auch verdankte, ſollte den erſten Trittſtein zu dieſer Höhe bilden! Denn, freilich, auch mit dieſer — ein Deichgraf mußte noch einen anderen Grundbeſitz aufweiſen können! — — Aber ſein Vater hatte ſich einſame Jahre knapp beholfen, und mit dem, was er ſich entzogen hatte, war er des neuen Beſitzes Herr geworden; das konnte er auch, er konnte noch mehr; denn ſeines Vaters Kraft war ſchon verbraucht geweſen, er aber konnte noch jahrelang die ſchwerſte Arbeit thun! — — Freilich, wenn er es dadurch nach dieſer Seite hin erzwang, durch die Schärfen und Spitzen, die er der Verwaltung ſeines alten Dienſtherrn zugeſetzt hatte, war ihm eben keine

Freundſchaft im Dorf zuwege gebracht worden, und Ole Peters, ſein alter Widerſacher, hatte jüngſthin eine Erbſchaft gethan und begann ein wohlhabender Mann zu werden! Eine Reihe von Geſichtern ging vor ſeinem inneren Blick vorüber, und ſie ſahen ihn alle mit böſen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen dieſe Menſchen: er ſtreckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen, denn ſie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von Allen nur er berufen war. — Und die Gedanken ließen ihn nicht; ſie waren immer wieder da, und ſo wuchſen in ſeinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrſucht und der Haß. Aber dieſe beiden verſchloß er tief in ſeinem Inneren; ſelbſt Elke ahnte nichts davon.

— „Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von den Haiens, und Hauke und Elke waren Beide dort geladene Gäſte; ja, bei dem Hochzeitseſſen traf es ſich durch das Ausbleiben eines näheren Verwandten, daß ſie ihre Plätze neben einander fanden. Nur ein Lächeln, das über Beider Antlitz glitt, verrieth ihre Freude darüber. Aber Elke ſaß heute theilnahmlos in dem Geräuſche des Plauderns und Gläſerklirrens.

„‚Fehlt dir etwas?‘ frug Hauke.

— „‚O, eigentlich nichts; es ſind mir nur zu viele Menſchen hier.‘

„‚Aber du ſiehſt ſo traurig aus!‘

„Sie ſchüttelte den Kopf; dann ſprachen ſie wieder nicht.

„Da ſtieg es über ihr Schweigen wie Eiferſucht in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tiſchtuch ergriff er ihre Hand; aber ſie zuckte nicht, ſie ſchloß ſich wie vertrauensvoll um ſeine. Hatte ein Gefühl der Verlaſſenheit ſie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Geſtalt des Vaters haften mußten? — Hauke dachte nicht daran, ſich ſo zu fragen; aber ihm ſtand der Athem ſtill,

als er jetzt ſeinen Goldring aus der Taſche zog. ‚Läßt du ihn ſitzen?‘ frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der ſchmalen Hand ſchob.

„Gegenüber am Tiſche ſaß die Frau Paſtorin; ſie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte ſich zu ihrem Nachbar: ‚Mein Gott, das Mädchen!‘ rief ſie; ‚ſie wird ja todtenblaß!‘

„Aber das Blut kehrte ſchon zurück in Elkes Antlitz. ‚Kannſt du warten, Hauke?‘ frug ſie leiſe.

„Der kluge Frieſe beſann ſich doch noch ein paar Augenblicke. ‚Auf was?‘ ſagte er dann.

— „‚Du weißt das wohl; ich brauch dir's nicht zu ſagen.‘

„‚Du haſt Recht,‘ ſagte er; ‚ja, Elke, ich kann warten — wenn's nur ein menſchlich Abſehen hat!‘

„‚O Gott, ich fürchte, ein nahes! Sprich nicht ſo, Hauke; du ſprichſt von meines Vaters Tod!‘ Sie legte die andere Hand auf ihre Bruſt: ‚Bis dahin,‘ ſagte ſie, ‚trag ich den Goldring hier; du ſollſt nicht fürchten, daß du bei meiner Lebzeit ihn zurückbekommſt!‘

„Da lächelten ſie Beide, und ihre Hände preßten ſich in einander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wohl laut aufgeſchrieen hätte.

„Die Frau Paſtorin hatte indeſſen unabläſſig nach Elkes Augen hingeſehen, die jetzt unter dem Spitzenſtrich des goldbrokatenen Käppchens wie in dunklem Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Getöſe am Tiſche aber hatte ſie nichts verſtanden; auch an ihren Nachbar wandte ſie ſich nicht wieder, denn keimende Ehen — und um eine ſolche ſchien es ihr ſich denn doch hier zu handeln — ſchon um des daneben keimenden Traupfennigs für ihren Mann, den Paſtor, pflegte ſie nicht zu ſtören.

* *
*

„Elkes Vorahnung war in Erfüllung gegangen; eines Morgens nach Oſtern hatte man den Deichgrafen Tede Volkerts todt in ſeinem Bett gefunden; man ſah's an ſeinem Antlitz, ein ruhiges Ende war darauf geſchrieben. Er hatte auch mehrfach in den letzten Monden Lebensüberdruß geäußert; ſein Leibgericht, der Ofenbraten, ſelbſt ſeine Enten hatten ihm nicht mehr ſchmecken wollen.

„Und nun gab es eine große Leiche im Dorf. Droben auf der Geeſt auf dem Begräbnißplatz um die Kirche war zu Weſten eine mit Schmiedegitter umhegte Grabſtätte; ein breiter blauer Grabſtein ſtand jetzt aufgehoben gegen eine Trauereſche, auf welchem das Bild des Todes mit ſtark gezahnten Kiefern ausgehauen war; darunter in großen Buchſtaben:

Dat is de Dot, de Allens fritt,
Nimmt Kunſt un Wetenſchop di mit;
De kloke Mann is nu vergan,
Gott gäw em ſelik Uperſtan.

„Es war die Begräbnißſtätte des früheren Deichgrafen Volkert Tedſen; nun war eine friſche Grube gegraben, wo hinein deſſen Sohn, der jetzt verſtorbene Deichgraf Tede Volkerts, begraben werden ſollte. Und ſchon kam unten aus der Marſch der Leichenzug heran, eine Menge Wagen aus allen Kirchſpielsdörfern; auf dem vorderſten ſtand der ſchwere Sarg, die beiden blanken Rappen des deichgräflichen Stalles zogen ihn ſchon den ſandigen Anberg zur Geeſt hinauf; Schweife und Mähnen wehten in dem ſcharfen Frühjahrswind. Der Gottesacker um die Kirche war bis an die Wälle mit Menſchen angefüllt; ſelbſt auf dem gemauerten Thore huckten Buben mit kleinen Kindern in den Armen; ſie wollten Alle das Begraben anſehen.

„Im Hauſe drunten in der Marſch hatte Elke in Peſel und Wohngelaß das Leichenmahl gerüſtet; alter Wein wurde

bei den Gedecken hingeſtellt; an den Platz des Oberdeichgrafen — denn auch er war heut nicht ausgeblieben — und an den des Paſtors je eine Flaſche Langkork. Als Alles beſorgt war, ging ſie durch den Stall vor die Hofthür; ſie traf Niemanden auf ihrem Wege; die Knechte waren mit zwei Geſpannen in der Leichenfuhr. Hier blieb ſie ſtehen und ſah, während ihre Trauerkleider im Frühlingswinde flatterten, wie drüben an dem Dorfe jetzt die letzten Wagen zur Kirche hinauffuhren. Nach einer Weile entſtand dort ein Gewühl, dem eine Todtenſtille zu folgen ſchien. Elke faltete die Hände; ſie ſenkten wohl den Sarg jetzt in die Grube: ‚Und zur Erde wieder ſollſt du werden!‘ Unwillkürlich, leiſe, als hätte ſie von dort es hören können, ſprach ſie die Worte nach; dann füllten ihre Augen ſich mit Thränen, ihre über der Bruſt gefalteten Hände ſanken in den Schoß; ‚Vater unſer, der du biſt im Himmel!‘ betete ſie voll Inbrunſt. Und als das Gebet des Herrn zu Ende war, ſtand ſie noch lange unbeweglich, ſie, die jetzige Herrin dieſes großen Marſchhofes; und Gedanken des Todes und des Lebens begannen ſich in ihr zu ſtreiten.

„Ein fernes Rollen weckte ſie. Als ſie die Augen öffnete, ſah ſie ſchon wieder einen Wagen um den anderen in raſcher Fahrt von der Marſch herab und gegen ihren Hof heran kommen. Sie richtete ſich auf, blickte noch einmal ſcharf hinaus und ging dann, wie ſie gekommen war, durch den Stall in die feierlich hergeſtellten Wohnräume zurück. Auch hier war Niemand; nur durch die Mauer hörte ſie das Rumoren der Mägde in der Küche. Die Feſttafel ſtand ſo ſtill und einſam; der Spiegel zwiſchen den Fenſtern war mit weißen Tüchern zugeſteckt und ebenſo die Meſſingknöpfe an dem Beilegerofen; es blinkte nichts mehr in der Stube. Elke ſah die Thüren vor dem Wandbett, in dem ihr Vater ſeinen letzten Schlaf gethan hatte, offen ſtehen und ging hinzu und ſchob ſie feſt zuſammen; wie gedankenlos las ſie

den Sinnſpruch, der zwiſchen Roſen und Nelken mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben ſtand:

Heſt du din Dagwark richtig dan,
Da kommt de Slap von ſülvſt heran.

„Das war noch von dem Großvater! — Einen Blick warf ſie auf den Wandſchrank; er war faſt leer, aber durch die Glasthüren ſah ſie noch den geſchliffenen Pocal darin, der ihrem Vater, wie er gern erzählt hatte, einſt bei einem Ringreiten in ſeiner Jugend als Preis zu Theil geworden war. Sie nahm ihn heraus und ſetzte ihn bei dem Gedeck des Oberdeichgrafen. Dann ging ſie ans Fenſter, denn ſchon hörte ſie die Wagen an der Werfte heraufrollen; einer um den anderen hielt vor dem Hauſe, und munterer, als ſie gekommen waren, ſprangen jetzt die Gäſte von ihren Sitzen auf den Boden. Hände reibend und plaudernd drängte ſich Alles in die Stube; nicht lange, ſo ſetzte man ſich an die feſtliche Tafel, auf der die wohlbereiteten Speiſen dampften, im Peſel der Oberdeichgraf mit dem Paſtor; und Lärm und lautes Schwatzen lief den Tiſch entlang, als ob hier nimmer der Tod ſeine furchtbare Stille ausgebreitet hätte. Stumm, das Auge auf ihre Gäſte, ging Elke mit den Mägden an den Tiſchen herum, daß an dem Leichenmahle nichts verſehen werde. Auch Hauke Haien ſaß im Wohnzimmer neben Ole Peters und anderen kleineren Beſitzern.

„Nachdem das Mahl beendet war, wurden die weißen Thonpfeifen aus der Ecke geholt und angebrannt, und Elke war wiederum geſchäftig, die gefüllten Kaffeetaſſen den Gäſten anzubieten; denn auch der wurde heute nicht geſpart. Im Wohnzimmer an dem Pulte des eben Begrabenen ſtand der Oberdeichgraf im Geſpräche mit dem Paſtor und dem weißhaarigen Deichgevollmächtigten Jewe Manners. ‚Alles gut, ihr Herren,‘ ſagte der Erſte, ‚den alten Deichgrafen haben wir mit Ehren beigeſetzt; aber woher nehmen wir den

neuen? Ich denke, Manners, Ihr werdet Euch dieſer Würde unterziehen müſſen!‘

„Der alte Manners hob lächelnd das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinen weißen Haaren: ‚Herr Oberdeichgraf,‘ ſagte er, ‚das Spiel würde zu kurz werden; als der verſtorbene Tede Volkerts Deichgraf, da wurde ich Gevollmächtigter und bin es nun ſchon vierzig Jahre!‘

„‚Das iſt kein Mangel, Manners; ſo kennt Ihr die Geſchäfte um ſo beſſer und werdet nicht Noth mit ihnen haben!‘

„Aber der Alte ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, nein, Euer Gnaden, laſſet mich, wo ich bin, ſo laufe ich wohl noch ein paar Jahre mit!‘

„Der Paſtor ſtand ihm bei: ‚Weshalb,‘ ſagte er, ‚nicht den ins Amt nehmen, der es thatſächlich in den letzten Jahren doch geführt hat?‘

„Der Oberdeichgraf ſah ihn an: ‚Ich verſtehe nicht, Herr Paſtor!‘

„Aber der Paſtor wies mit dem Finger in den Peſel, wo Hauke in langſam ernſter Weiſe zwei älteren Leuten etwas zu erklären ſchien. ‚Dort ſteht er,‘ ſagte er, ‚die lange Frieſengeſtalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Naſe und den zwei Schädelwölbungen darüber! Er war des Alten Knecht und ſitzt jetzt auf ſeiner eigenen kleinen Stelle; er iſt zwar etwas jung!‘

„‚Er ſcheint ein Dreißiger,‘ ſagte der Oberdeichgraf, den ihm ſo Vorgeſtellten muſternd.

„‚Er iſt kaum vierundzwanzig,‘ bemerkte der Gevollmächtigte Manners; ‚aber der Paſtor hat Recht: was in den letzten Jahren Gutes für Deiche und Siele und dergleichen vom Deichgrafenamt in Vorſchlag kam, das war von ihm; mit dem Alten war's doch zuletzt nichts mehr.‘

„‚So, ſo?‘ machte der Oberdeichgraf; ‚und Ihr meinet, er wäre nun auch der Mann, um in das Amt ſeines alten Herrn einzurücken?‘

„‚Der Mann wäre er ſchon,‘ entgegnete Jewe Manners; ‚aber ihm fehlt das, was man hier »Klei unter den Füßen« nennt; ſein Vater hatte ſo um fünfzehn, er mag gut zwanzig Demath haben; aber damit iſt bis jetzt hier Niemand Deichgraf geworden.‘

„Der Paſtor that ſchon den Mund auf, als wolle er etwas einwenden, da trat Elke Volkerts, die eine Weile ſchon im Zimmer geweſen, plötzlich zu ihnen: ‚Wollen Euer Gnaden mir ein Wort erlauben?‘ ſprach ſie zu dem Oberbeamten; ‚es iſt nur, damit aus einem Irrthum nicht ein Unrecht werde!‘

„‚So ſprecht, Jungfer Elke!‘ entgegnete dieſer; ‚Weisheit von hübſchen Mädchenlippen hört ſich allzeit gut!‘

— „‚Es iſt nicht Weisheit, Euer Gnaden; ich will nur die Wahrheit ſagen.‘

„‚Auch die muß man ja hören können, Jungfer Elke!‘

„Das Mädchen ließ ihre dunklen Augen noch einmal zur Seite gehen, als ob ſie wegen überflüſſiger Ohren ſich verſichern wolle: ‚Euer Gnaden,‘ begann ſie dann, und ihre Bruſt hob ſich in ſtärkerer Bewegung, ‚mein Pathe, Jewe Manners, ſagte Ihnen, daß Hauke Haien nur etwa zwanzig Demath im Beſitz habe; das iſt im Augenblick auch richtig, aber ſobald es ſein muß, wird Hauke noch um ſo viel mehr ſein eigen nennen, als dieſer, meines Vaters, jetzt mein Hof, an Demathzahl beträgt; für einen Deichgrafen wird das zuſammen denn wohl reichen.‘

„Der alte Manners reckte den weißen Kopf gegen ſie, als müſſe er erſt ſehen, wer denn eigentlich da rede: ‚Was iſt das?‘ ſagte er; ‚Kind, was ſprichſt du da?‘

„Aber Elke zog an einem ſchwarzen Bändchen einen blinkenden Goldring aus ihrem Mieder: ‚Ich bin verlobt, Pathe Manners,‘ ſagte ſie; ‚hier iſt der Ring, und Hauke Haien iſt mein Bräutigam.‘

— „‚Und wann — ich darf's wohl fragen, da ich dich

aus der Taufe hob, Elke Volkerts — wann iſt denn das paſſirt?‘

— „‚Das war ſchon vor geraumer Zeit; doch war ich mündig, Pathe Manners,‘ ſagte ſie; ‚mein Vater war ſchon hinfällig worden, und da ich ihn kannte, ſo wollt ich ihn nicht mehr damit beunruhigen; itzt, da er bei Gott iſt, wird er einſehen, daß ſein Kind bei dieſem Manne wohl geborgen iſt. Ich hätte es auch das Trauerjahr hindurch ſchon ausgeſchwiegen; jetzt aber, um Haukes und um des Kooges willen, hab ich reden müſſen.‘ Und zum Oberdeichgrafen gewandt, ſetzte ſie hinzu: ‚Euer Gnaden wollen mir das verzeihen!‘

„Die drei Männer ſahen ſich an; der Paſtor lachte, der alte Gevollmächtigte ließ es bei einem ‚Hmm, hmm!‘ bewenden, während der Oberdeichgraf wie vor einer wichtigen Entſcheidung ſich die Stirn rieb. ‚Ja, liebe Jungfer,‘ ſagte er endlich, ‚aber wie ſteht es denn hier im Kooge mit den ehelichen Güterrechten? Ich muß geſtehen, ich bin augenblicklich nicht recht capitelfeſt in dieſem Wirrſal!‘

„‚Das brauchen Euer Gnaden auch nicht,‘ entgegnete des Deichgrafen Tochter, ‚ich werde vor der Hochzeit meinem Bräutigam die Güter übertragen. Ich habe auch meinen kleinen Stolz,‘ ſetzte ſie lächelnd hinzu; ‚ich will den reichſten Mann im Dorfe heirathen!‘

„‚Nun, Manners,‘ meinte der Paſtor, ‚ich denke, Sie werden auch als Pathe nichts dagegen haben, wenn ich den jungen Deichgrafen mit des alten Tochter zuſammengebe!‘

„Der Alte ſchüttelte leis den Kopf: ‚Unſer Herr Gott gebe ſeinen Segen!‘ ſagte er andächtig.

„Der Oberdeichgraf aber reichte dem Mädchen ſeine Hand: ‚Wahr und weiſe habt Ihr geſprochen, Elke Volkerts; ich danke Euch für ſo kräftige Erläuterungen und hoffe auch in Zukunft, und bei freundlicheren Gelegenheiten als heute, der Gaſt Eures Hauſes zu ſein; aber — daß ein Deichgraf

von ſolch junger Jungfer gemacht wurde, das iſt das Wunderbare an der Sache!‘

„‚Euer Gnaden,‘ erwiderte Elke und ſah den gütigen Oberbeamten noch einmal mit ihren ernſten Augen an, ‚einem rechten Manne wird auch die Frau wohl helfen dürfen!‘ Dann ging ſie in den anſtoßenden Peſel und legte ſchweigend ihre Hand in Hauke Haiens.

* * *

„Es war um mehrere Jahre ſpäter: in dem kleinen Hauſe Tede Haiens wohnte jetzt ein rüſtiger Arbeiter mit Frau und Kind; der junge Deichgraf Hauke Haien ſaß mit ſeinem Weibe Elke Volkerts auf deren väterlicher Hofſtelle. Im Sommer rauſchte die gewaltige Eſche nach wie vor am Hauſe; aber auf der Bank, die jetzt darunter ſtand, ſah man Abends meiſt nur die junge Frau, einſam mit einer häuslichen Arbeit in den Händen; noch immer fehlte ein Kind in dieſer Ehe; der Mann aber hatte Anderes zu thun, als Feierabend vor der Thür zu halten, denn trotz ſeiner früheren Mithülfe lagen aus des Alten Amtsführung eine Menge unerledigter Dinge, an die auch er derzeit zu rühren nicht für gut gefunden hatte; jetzt aber mußte allmählich Alles aus dem Wege; er fegte mit einem ſcharfen Beſen. Dazu kam die Bewirthſchaftung der durch ſeinen eigenen Landbeſitz vergrößerten Stelle, bei der er gleichwohl den Kleinknecht noch zu ſparen ſuchte; ſo ſahen ſich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meiſt nur bei dem von Hauke eilig beſorgten Mittageſſen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgeſetzter Arbeit, doch gleichwohl ein zufriedenes.

„Dann kam ein ſtörendes Wort in Umlauf. — Als von den jüngeren Beſitzern der Marſch- und Geeſtgemeinde eines Sonntags nach der Kirche ein etwas unruhiger Trupp im

Kruge droben am Trunke festgeblieben war, redeten sie beim vierten und fünften Glase zwar nicht über König und Regierung — so hoch wurde damals noch nicht gegriffen —, wohl aber über Communal- und Oberbeamte, vor Allem über Gemeindeabgaben und -Lasten, und je länger sie redeten, desto weniger fand davon Gnade vor ihren Augen, insonders nicht die neuen Deichlasten; alle Siele und Schleusen, die sonst immer gehalten hätten, seien jetzt reparaturbedürftig; am Deiche fänden sich immer neue Stellen, die Hunderte von Karren Erde nöthig hätten; der Teufel möchte die Geschichte holen!

„‚Das kommt von eurem klugen Deichgrafen,‘ rief einer von den Geestleuten, ‚der immer grübeln geht und seine Finger dann in Alles steckt!‘

„‚Ja, Marten,‘ sagte Ole Peters, der dem Sprecher gegenüber saß; ‚Recht hast du, er ist hinterspinnig und sucht beim Oberdeichgraf sich 'nen weißen Fuß zu machen; aber wir haben ihn nun einmal!‘

„‚Warum habt ihr ihn euch aufhucken lassen?‘ sagte der Andere; ‚nun müßt ihr's baar bezahlen.‘

„Ole Peters lachte. ‚Ja, Marten Fedders, das ist nun so bei uns, und davon ist nichts abzukratzen: der alte wurde Deichgraf von seines Vaters, der neue von seines Weibes wegen.‘ Das Gelächter, das jetzt um den Tisch lief, zeigte, welchen Beifall das geprägte Wort gefunden hatte.

„Aber es war an öffentlicher Wirthstafel gesprochen worden, es blieb nicht da, es lief bald um im Geest- wie unten in dem Marschdorf; so kam es auch an Hauke. Und wieder ging vor seinem inneren Auge die Reihe übelwollender Gesichter vorüber, und noch höhnischer, als es gewesen war, hörte er das Gelächter an dem Wirthshaustische. ‚Hunde!‘ schrie er, und seine Augen sahen grimmig zur Seite, als wolle er sie peitschen lassen.

„Da legte Elke ihre Hand auf ſeinen Arm: ‚Laß ſie; die wären Alle gern, was du biſt!‘

— „‚Das iſt es eben!‘ entgegnete er grollend.

„‚Und,‘ fuhr ſie fort, ‚hat denn Ole Peters ſich nicht ſelber eingefreit?‘

„‚Das hat er, Elke; aber was er mit Vollina freite, das reicht nicht zum Deichgrafen!‘

— „‚Sag lieber: er reichte nicht dazu!‘ und Elke drehte ihren Mann, ſo daß er ſich im Spiegel ſehen mußte, denn ſie ſtanden zwiſchen den Fenſtern in ihrem Zimmer. ‚Da ſteht der Deichgraf!‘ ſagte ſie; ‚nun ſieh ihn an; nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!‘

„‚Du haſt nicht Unrecht,‘ entgegnete er ſinnend, ‚und doch ... Nun, Elke; ich muß zur Oſterſchleuſe; die Thüren ſchließen wieder nicht!‘

„Sie drückte ihm die Hand: ‚Komm, ſieh mich erſt einmal an! Was haſt du, deine Augen ſehen ſo ins Weite?‘

„‚Nichts, Elke; du haſt ja Recht.‘

„Er ging; aber nicht lange war er gegangen, ſo war die Schleuſenreparatur vergeſſen. Ein anderer Gedanke, den er halb nur ausgedacht und ſeit Jahren mit ſich umhergetragen hatte, der aber vor den drängenden Amtsgeſchäften ganz zurückgetreten war, bemächtigte ſich ſeiner jetzt aufs Neue und mächtiger als je zuvor, als ſeien plötzlich die Flügel ihm gewachſen.

„Kaum daß er es ſelber wußte, befand er ſich oben auf dem Haſdeich, ſchon eine weite Strecke ſüdwärts nach der Stadt zu; das Dorf, das nach dieſer Seite hinauslag, war ihm zur Linken längſt verſchwunden; noch immer ſchritt er weiter, ſeine Augen unabläſſig nach der Seeſeite auf das breite Vorland gerichtet; wäre Jemand neben ihm gegangen, er hätte es ſehen müſſen, welche eindringliche Geiſtesarbeit hinter dieſen Augen vorging. Endlich blieb er ſtehen: das Vorland ſchwand hier zu einem ſchmalen Streifen an dem

Deich zuſammen. ‚Es muß gehen!‘ ſprach er bei ſich ſelbſt. ‚Sieben Jahr im Amt; ſie ſollen nicht mehr ſagen, daß ich nur Deichgraf bin von meines Weibes wegen!‘

„Noch immer ſtand er, und ſeine Blicke ſchweiften ſcharf und bedächtig nach allen Seiten über das grüne Vorland; dann ging er zurück, bis wo auch hier ein ſchmaler Streifen grünen Weidelands die vor ihm liegende breite Landfläche ablöſte. Hart an dem Deiche aber ſchoß ein ſtarker Meeresſtrom durch dieſe, der faſt das ganze Vorland von dem Feſtlande trennte und zu einer Hallig machte; eine rohe Holzbrücke führte nach dort hinüber, damit man mit Vieh und Heu- oder Getreidewagen hinüber und wieder zurück gelangen könne. Jetzt war es Ebbzeit, und die goldene Septemberſonne glitzerte auf dem etwa hundert Schritte breiten Schlickſtreifen und auf dem tiefen Priehl in ſeiner Mitte, durch den auch jetzt das Meer noch ſeine Waſſer trieb. ‚Das läßt ſich dämmen!‘ ſprach Hauke bei ſich ſelber, nachdem er dieſem Spiele eine Zeit lang zugeſehen; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er ſtand, über den Priehl hinweg, zog er in Gedanken eine Linie längs dem Rande des abgetrennten Landes, nach Süden herum und oſtwärts wiederum zurück über die dortige Fortſetzung des Priehles und an den Deich heran. Die Linie aber, welche er unſichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Conſtruction ſeines Profiles, welches bis jetzt nur noch in ſeinem Kopf vorhanden war.

„‚Das gäbe einen Koog von circa tauſend Demath,‘ ſprach er lächelnd zu ſich ſelber; ‚nicht groß juſt; aber …‘

„Eine andere Calculation überkam ihn: das Vorland gehörte hier der Gemeinde, ihren einzelnen Mitgliedern eine Zahl von Antheilen, je nach der Größe ihres Beſitzes im Gemeindebezirk oder nach ſonſt zu Recht beſtehender Erwerbung; er begann zuſammenzuzählen, wie viel Antheile er von ſeinem, wie viele er von Elkes Vater überkommen, und

was an ſolchen er während ſeiner Ehe ſchon ſelbſt gekauft hatte, theils in dem dunklen Gefühle eines künftigen Vortheils, theils bei Vermehrung ſeiner Schafzucht. Es war ſchon eine anſehnliche Menge; denn auch von Ole Peters hatte er deſſen ſämmtliche Theile angekauft, da es dieſem zum Verdruß geſchlagen war, als bei einer theilweiſen Überſtrömung ihm ſein beſter Schafbock ertrunken war. Aber das war ein ſeltſamer Unfall geweſen, denn ſo weit Haukes Gedächtniß reichte, waren ſelbſt bei hohen Fluthen dort nur die Ränder überſtrömt worden. Welch treffliches Weide- und Kornland mußte es geben und von welchem Werthe, wenn das Alles von ſeinem neuen Deich umgeben war! Wie ein Rauſch ſtieg es ihm ins Gehirn; aber er preßte die Nägel in ſeine Handflächen und zwang ſeine Augen, klar und nüchtern zu ſehen, was dort vor ihm lag: eine große deichloſe Fläche, wer wußte es, welchen Stürmen und Fluthen ſchon in den nächſten Jahren preisgegeben, an deren äußerſtem Rande jetzt ein Trupp von ſchmutzigen Schafen langſam graſend entlang wanderte; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Ärger! Trotz alledem, als er vom Deich hinab und den Fußſteig über die Fennen auf ſeine Werfte zuging, ihm war's, als brächte er einen großen Schatz mit ſich nach Hauſe.

„Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen: ‚Wie war es mit der Schleuſe?' frug ſie.

„Er ſah mit geheimnißvollem Lächeln auf ſie nieder: ‚Wir werden bald eine andere Schleuſe brauchen,' ſagte er; ‚und Sielen und einen neuen Deich!'

„‚Ich verſteh dich nicht,' entgegnete Elke, während ſie in das Zimmer gingen; ‚was willſt du, Hauke?'

„‚Ich will,' ſagte er langſam und hielt dann einen Augenblick inne, ‚ich will, daß das große Vorland, das unſerer Hofſtatt gegenüber beginnt und dann nach Weſten ausgeht, zu einem feſten Kooge eingedeicht werde: die hohen

Fluthen haben faſt ein Menſchenalter uns in Ruh gelaſſen; wenn aber eine von den ſchlimmen wiederkommt und den Anwachs ſtört, ſo kann mit einem Mal die ganze Herrlichkeit zu Ende ſein; nur der alte Schlendrian hat das bis heut ſo laſſen können!‘

„Sie ſah ihn voll Erſtaunen an: ‚So ſchiltſt du dich ja ſelber!‘ ſagte ſie.

— „‚Das thu ich, Elke; aber es war bisher auch ſo viel Anderes zu beſchaffen!‘

„‚Ja, Hauke; gewiß, du haſt genug gethan!‘

„Er hatte ſich in den Lehnſtuhl des alten Deichgrafen geſetzt, und ſeine Hände griffen feſt um beide Lehnen.

„‚Haſt du denn guten Muth dazu?‘ frug ihn ſein Weib.

— „‚Das hab ich, Elke!‘ ſprach er haſtig.

„‚Sei nicht zu haſtig, Hauke; das iſt ein Werk auf Tod und Leben; und faſt Alle werden dir entgegen ſein, man wird dir deine Müh und Sorg nicht danken!‘

„Er nickte: ‚Ich weiß!‘ ſagte er.

„‚Und wenn es nun nicht gelänge!‘ rief ſie wieder; ‚von Kindesbeinen an hab ich gehört, der Priehl ſei nicht zu ſtopfen, und darum dürfe nicht daran gerührt werden.‘

„‚Das war ein Vorwand für die Faulen!‘ ſagte Hauke; ‚weshalb denn ſollte man den Priehl nicht ſtopfen können?‘

— „‚Das hört ich nicht; vielleicht, weil er gerade durchgeht; die Spülung iſt zu ſtark.‘ — Eine Erinnerung überkam ſie, und ein faſt ſchelmiſches Lächeln brach aus ihren ernſten Augen: ‚Als ich Kind war,‘ ſprach ſie, ‚hörte ich einmal die Knechte darüber reden; ſie meinten, wenn ein Damm dort halten ſolle, müſſe was Lebigs da hineingeworfen und mit verdämmt werden; bei einem Deichbau auf der anderen Seite, vor wohl hundert Jahren, ſei ein Zigeunerkind verdämmt worden, das ſie um ſchweres Geld der Mutter abgehandelt hätten; jetzt aber würde wohl keine ihr Kind verkaufen!‘

„Hauke ſchüttelte den Kopf: ‚Da iſt es gut, daß wir keins haben; ſie würden es ſonſt noch ſchier von uns verlangen!‘

„‚Sie ſollten's nicht bekommen!‘ ſagte Elke und ſchlug wie in Angſt die Arme über ihren Leib.

„Und Hauke lächelte; doch ſie frug noch einmal: ‚Und die ungeheuren Koſten? Haſt du das bedacht?‘

— „‚Das hab ich, Elke; was wir dort herausbringen, wird ſie bei Weitem überholen, auch die Erhaltungskoſten des alten Deiches gehen für ein gut Stück in dem neuen unter; wir arbeiten ja ſelbſt und haben über achtzig Geſpanne in der Gemeinde, und an jungen Fäuſten iſt hier auch kein Mangel. Du ſollſt mich wenigſtens nicht umſonſt zum Deichgrafen gemacht haben, Elke; ich will ihnen zeigen, daß ich einer bin!‘

„Sie hatte ſich vor ihm niedergehuckt und ihn ſorgvoll angeblickt; nun erhob ſie ſich mit einem Seufzer: ‚Ich muß weiter zu meinem Tagewerk,‘ ſagte ſie, und ihre Hand ſtrich langſam über ſeine Wange; ‚thu du das deine, Hauke!‘

„‚Amen, Elke!‘ ſprach er mit ernſtem Lächeln; ‚Arbeit iſt für uns Beide da!‘

— — „Und es war Arbeit genug für Beide, die ſchwerſte Laſt aber fiel jetzt auf des Mannes Schulter. An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend, ſaß Hauke mit einem tüchtigen Feldmeſſer zuſammen, vertieft in Rechenaufgaben, Zeichnungen und Riſſe; war er allein, dann ging es ebenſo und endete oft weit nach Mitternacht. Dann ſchlich er in die gemeinſame Schlafkammer — denn die dumpfen Wandbetten im Wohngemach wurden in Haukes Wirthſchaft nicht mehr gebraucht — und ſein Weib, damit er endlich nur zur Ruhe komme, lag wie ſchlafend mit geſchloſſenen Augen, obgleich ſie mit klopfendem Herzen nur auf ihn gewartet hatte; dann küßte er mitunter ihre Stirn und ſprach ein leiſes Liebeswort dabei, und legte ſich ſelbſt

zum Schlafe, der ihm oft nur beim erſten Hahnenkraht zu Willen war. Im Winterſturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleiſtift und Papier in der Hand, und ſtand und zeichnete und notirte, während ein Windſtoß ihm die Mütze vom Kopfe riß und das lange, fahle Haar ihm um ſein heißes Antlitz flog; bald fuhr er, ſolange nur das Eis ihm nicht den Weg verſperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Wattenmeer hinaus und maß dort mit Loth und Stange die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht ſicher war. Elke zitterte oft genug für ihn; aber war er wieder da, ſo hätte er das nur aus ihrem feſten Händedruck oder dem leuchtenden Blitz aus ihren ſonſt ſo ſtillen Augen merken können. ‚Geduld, Elke,‘ ſagte er, da ihm einmal war, als ob ſein Weib ihn nicht laſſen könne; ‚ich muß erſt ſelbſt im Reinen ſein, bevor ich meinen Antrag ſtelle!‘ Da nickte ſie und ließ ihn gehen. Der Ritte in die Stadt zum Oberdeichgrafen wurden auch nicht wenige, und allem dieſen und den Mühen in Haus- und Landwirthſchaft folgten immer wieder die Arbeiten in die Nacht hinein. Sein Verkehr mit anderen Menſchen außer in Arbeit und Geſchäft verſchwand faſt ganz; ſelbſt der mit ſeinem Weibe wurde immer weniger. ‚Es ſind ſchlimme Zeiten, und ſie werden noch lange dauern,‘ ſprach Elke bei ſich ſelber und ging an ihre Arbeit.

„Endlich, Sonne und Frühlingswinde hatten ſchon überall das Eis gebrochen, war auch die letzte Vorarbeit gethan; die Eingabe an den Oberdeichgrafen zu Befürwortung an höherem Orte, enthaltend den Vorſchlag einer Bedeichung des erwähnten Vorlandes, zur Förderung des öffentlichen Beſten, inſonders des Kooges, wie nicht weniger der Herrſchaftlichen Caſſe, da höchſtderſelben in kurzen Jahren die Abgaben von circa tauſend Demath daraus erwachſen würden, — war ſauber abgeſchrieben und nebſt anliegenden Riſſen und Zeichnungen aller Localitäten, jetzt und künftig, der Schleuſen und Siele und was noch ſonſt dazu gehörte, in

ein feſtes Convolut gepackt und mit dem deichgräflichen Amtsſiegel verſehen worden.

„‚Da iſt es, Elke,‘ ſagte der junge Deichgraf, ‚nun gieb ihm deinen Segen!‘

„Elke legte ihre Hand in ſeine: ‚Wir wollen feſt zuſammenhalten,‘ ſagte ſie.

— „‚Das wollen wir.‘

* *
*

„Dann wurde die Eingabe durch einen reitenden Boten in die Stadt geſandt.

„Sie wollen bemerken, lieber Herr,“ unterbrach der Schulmeiſter ſeine Erzählung, mich freundlich mit ſeinen feinen Augen fixirend, „daß ich das bisher Berichtete während meiner faſt vierzigjährigen Wirkſamkeit in dieſem Kooge aus den Überlieferungen verſtändiger Leute oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel ſolcher zuſammengefunden habe; was ich, damit Sie dieſes mit dem endlichen Verlauf in Einklang zu bringen vermögen, Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit und iſt auch jetzt noch das Geſchwätz des ganzen Marſchdorfes, ſobald nur um Allerheiligen die Spinnräder an zu ſchnurren fangen.

„Von der Hofſtelle des Deichgrafen, etwa fünf- bis ſechshundert Schritte weiter nordwärts, ſah man derzeit, wenn man auf dem Deiche ſtand, ein paar tauſend Schritt ins Wattenmeer hinaus und etwas weiter von dem gegenüberliegenden Marſchufer entfernt eine kleine Hallig, die ſie ‚Ieversſand‘, auch ‚Ievershallig‘ nannten. Von den derzeitigen Großvätern war ſie noch zur Schafweide benutzt worden, denn Gras war damals noch darauf gewachſen; aber auch das hatte aufgehört, weil die niedrige Hallig ein paar Mal, und juſt im Hochſommer, unter Seewaſſer gekommen und der Graswuchs dadurch verkümmert und auch

zur Schafweide unnutzbar geworden war. So kam es denn, daß außer von Möven und den anderen Vögeln, die am Strande fliegen, und etwa einmal von einem Fischadler, dort kein Besuch mehr stattfand; und an mondhellen Abenden sah man vom Deiche aus nur die Nebeldünste leichter oder schwerer darüber hinziehen. Ein paar weißgebleichte Knochengerüste ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes, von dem freilich Niemand begriff, wie es dort hingekommen sei, wollte man, wenn der Mond von Osten auf die Hallig schien, dort auch erkennen können.

„Es war zu Ende März, als an dieser Stelle nach Feierabend der Tagelöhner aus dem Tede Haienschen Hause und Iven Johns, der Knecht des jungen Deichgrafen, neben einander standen und unbeweglich nach der im trüben Mondduft kaum erkennbaren Hallig hinüberstarrten; etwas Auffälliges schien sie dort so festzuhalten. Der Tagelöhner steckte die Hände in die Tasche und schüttelte sich: ‚Komm, Iven,‘ sagte er, ‚das ist nichts Gutes; laß uns nach Haus gehen!‘

„Der Andere lachte, wenn auch ein Grauen bei ihm hindurchklang: ‚Ei was, es ist eine lebige Creatur, eine große! Wer, zum Teufel, hat sie nach dem Schlickstück hinaufgejagt! Sieh nur, nun reckt's den Hals zu uns hinüber! Nein, es senkt den Kopf; es frißt! Ich dächt, es wär dort nichts zu fressen! Was es nur sein mag?‘

„‚Was geht das uns an!‘ entgegnete der Andere. ‚Gute Nacht, Iven, wenn du nicht mit willst; ich gehe nach Haus!‘

— „‚Ja, ja; du hast ein Weib, du kommst ins warme Bett! Bei mir ist auch in meiner Kammer lauter Märzenluft!‘

„‚Gut Nacht denn!‘ rief der Tagelöhner zurück, während er auf dem Deich nach Hause trabte. Der Knecht sah sich ein paar Mal nach dem Fortlaufenden um; aber die Begier, Unheimliches zu schauen, hielt ihn noch fest. Da kam eine untersetzte, dunkle Gestalt auf dem Deich vom Dorf her

gegen ihn heran; es war der Dienſtjunge des Deichgrafen. ‚Was willſt du, Carſten?‘ rief ihm der Knecht entgegen.

„‚Ich? — nichts,‘ ſagte der Junge; ‚aber unſer Wirth will dich ſprechen, Iven Johns!‘

„Der Knecht hatte die Augen ſchon wieder nach der Hallig: ‚Gleich; ich komme gleich!‘ ſagte er.

— „‚Wonach guckſt du denn ſo?‘ frug der Junge.

„Der Knecht hob den Arm und wies ſtumm nach der Hallig. ‚Oha!‘ flüſterte der Junge; ‚da geht ein Pferd — ein Schimmel — das muß der Teufel reiten — wie kommt ein Pferd nach Jevershallig?‘

— „‚Weiß nicht, Carſten; wenn's nur ein richtiges Pferd iſt!‘

„‚Ja, ja, Iven; ſieh nur, es frißt ganz wie ein Pferd! Aber wer hat's dahin gebracht; wir haben im Dorf ſo große Böte gar nicht! Vielleicht auch iſt es nur ein Schaf; Peter Ohm ſagt, im Mondſchein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes Dorf. Nein, ſieh! Nun ſpringt es — es muß doch ein Pferd ſein!‘

„Beide ſtanden eine Weile ſchweigend, die Augen nur nach dem gerichtet, was ſie drüben undeutlich vor ſich gehen ſahen. Der Mond ſtand hoch am Himmel und beſchien das weite Wattenmeer, das eben in der ſteigenden Fluth ſeine Waſſer über die glitzernden Schlickflächen zu ſpülen begann. Nur das leiſe Geräuſch des Waſſers, keine Thierſtimme war in der ungeheuren Weite hier zu hören; auch in der Marſch, hinter dem Deiche, war es leer; Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen. Nichts regte ſich; nur was ſie für ein Pferd, einen Schimmel, hielten, ſchien dort auf Jevershallig noch beweglich. ‚Es wird heller,‘ unterbrach der Knecht die Stille; ‚ich ſehe deutlich die weißen Schafgerippe ſchimmern!‘

„‚Ich auch,‘ ſagte der Junge und reckte den Hals; dann aber, als komme es ihm plötzlich, zupfte er den Knecht am

Ärmel: ‚Iven,‘ raunte er, ‚das Pferdgerippe, das ſonſt dabei lag, wo iſt es? Ich kann's nicht ſehen!‘

„‚Ich ſeh es auch nicht! Seltſam!‘ ſagte der Knecht.

— „‚Nicht ſo ſeltſam, Iven! Mitunter, ich weiß nicht, in welchen Nächten, ſollen die Knochen ſich erheben und thun, als ob ſie lebig wären!‘

„‚So?‘ machte der Knecht; ‚das iſt ja Altweiberglaube!‘

„‚Kann ſein, Iven,‘ meinte der Junge.

„‚Aber, ich mein, du ſollſt mich holen; komm, wir müſſen nach Haus! Es bleibt hier immer doch dasſelbe.‘

„Der Junge war nicht fortzubringen, bis der Knecht ihn mit Gewalt herumgedreht und auf den Weg gebracht hatte. ‚Hör, Carſten,‘ ſagte dieſer, als die geſpenſterhafte Hallig ihnen ſchon ein gut Stück im Rücken lag, ‚du giltſt ja für einen Allerweltsbengel; ich glaub, du möchteſt das am liebſten ſelber unterſuchen!‘

„‚Ja,‘ entgegnete Carſten, nachträglich noch ein wenig ſchaudernd, ‚ja, das möcht ich, Iven!‘

— „‚Iſt das dein Ernſt? — dann,‘ ſagte der Knecht, nachdem der Junge ihm nachdrücklich darauf die Hand geboten hatte, ‚löſen wir morgen Abend unſer Boot; du fährſt nach Jeversſand; ich bleib ſo lange auf dem Deiche ſtehen.‘

„‚Ja,‘ erwiderte der Junge, ‚das geht! Ich nehme meine Peitſche mit!‘

„‚Thu das!‘

„Schweigend kamen ſie an das Haus ihrer Herrſchaft, zu dem ſie langſam die hohe Werft hinanſtiegen.

* *
*

„Um dieſelbe Zeit des folgenden Abends ſaß der Knecht auf dem großen Steine vor der Stallthür, als der Junge mit ſeiner Peitſche knallend zu ihm kam. ‚Das pfeift ja wunderlich!‘ ſagte Jener.

„‚Freilich, nimm dich in Acht,‘ entgegnete der Junge; ‚ich hab auch Nägel in die Schnur geflochten.‘

„‚So komm!‘ ſagte der Andere.

„Der Mond ſtand, wie geſtern, am Oſthimmel und ſchien klar aus ſeiner Höhe. Bald waren Beide wieder draußen auf dem Deich und ſahen hinüber nach Jevershallig, die wie ein Nebelfleck im Waſſer ſtand. ‚Da geht es wieder,‘ ſagte der Knecht; ‚nach Mittag war ich hier, da war's nicht da; aber ich ſah deutlich das weiße Pferdgerippe liegen!‘

„Der Junge reckte den Hals: ‚Das iſt jetzt nicht da, Iven,‘ flüſterte er.

„‚Nun, Carſten, wie iſt's?‘ ſagte der Knecht. ‚Juckt's dich noch, hinüberzufahren?‘

„Carſten beſann ſich einen Augenblick; dann klatſchte er mit ſeiner Peitſche in die Luft: ‚Mach nur das Boot los, Iven!‘

„Drüben aber war es, als hebe, was dorten ging, den Hals und recke gegen das Feſtland hin den Kopf. Sie ſahen es nicht mehr; ſie gingen ſchon den Deich hinab und bis zur Stelle, wo das Boot gelegen war. ‚Nun, ſteig nur ein!‘ ſagte der Knecht, nachdem er es losgebunden hatte. ‚Ich bleib, bis du zurück biſt! Zu Oſten mußt du anlegen; da hat man immer landen können!‘ Und der Junge nickte ſchweigend und fuhr mit ſeiner Peitſche in die Mondnacht hinaus; der Knecht wanderte unterm Deich zurück und beſtieg ihn wieder an der Stelle, wo ſie vorhin geſtanden hatten. Bald ſah er, wie drüben bei einer ſchroffen, dunklen Stelle, an die ein breiter Priehl hinanführte, das Boot ſich beilegte und eine unterſetzte Geſtalt daraus ans Land ſprang. — War's nicht, als klatſchte der Junge mit ſeiner Peitſche? Aber es konnte auch das Geräuſch der ſteigenden Fluth ſein. Mehrere hundert Schritte nordwärts ſah er, was ſie für einen Schimmel angeſehen hatten; und jetzt! — ja, die Geſtalt des Jungen kam gerade darauf zugegangen.

Nun hob es den Kopf, als ob es ſtutze; und der Junge — es war deutlich jetzt zu hören — klatſchte mit der Peitſche. Aber — was fiel ihm ein? er kehrte um, er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Das drüben ſchien unabläſſig fortzuweiden, kein Wiehern war von dort zu hören geweſen; wie weiße Waſſerſtreifen ſchien es mitunter über die Erſcheinung hinzuziehen. Der Knecht ſah wie gebannt hinüber.

„Da hörte er das Anlegen des Bootes am diesſeitigen Ufer, und bald ſah er aus der Dämmerung den Jungen gegen ſich am Deich heraufſteigen. ‚Nun, Carſten,‘ frug er, ‚was war es?‘

„Der Junge ſchüttelte den Kopf. ‚Nichts war es!‘ ſagte er. ‚Noch kurz vom Boot aus hatte ich es geſehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Henker, wo ſich das Thier verkrochen hatte; der Mond ſchien doch hell genug; aber als ich an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen Knochen von einem halben Dutzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdgerippe mit ſeinem weißen, langen Schädel und ließ den Mond in ſeine leeren Augenhöhlen ſcheinen!‘

„‚Hmm!‘ meinte der Knecht; ‚haſt auch recht zugeſehen?‘

„‚Ja, Iven, ich ſtand dabei; ein gottvergeſſener Kiewiet, der hinter dem Gerippe ſich zur Nachtruh hingeduckt hatte, flog ſchreiend auf, daß ich erſchrak und ein paar Mal mit der Peitſche hintennach klatſchte.‘

„‚Und das war Alles?‘

„‚Ja, Iven; ich weiß nicht mehr.‘

„‚Es iſt auch genug,‘ ſagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu ſich heran und wies hinüber nach der Hallig. ‚Dort, ſiehſt du etwas, Carſten?‘

— „‚Wahrhaftig, da geht's ja wieder!‘

„‚Wieder?‘ ſagte der Knecht; ‚ich hab die ganze Zeit hinübergeſchaut, aber es iſt gar nicht fortgeweſen; du gingſt ja gerade auf das Unweſen los!‘

„Der Junge ſtarrte ihn an; ein Entſetzen lag plötzlich auf ſeinem ſonſt ſo kecken Angeſicht, das auch dem Knechte nicht entging. ‚Komm!‘ ſagte dieſer, ‚wir wollen nach Haus: von hier aus geht's wie lebig, und drüben liegen nur die Knochen — das iſt mehr, als du und ich begreifen können. Schweig aber ſtill davon, man darf dergleichen nicht verreden!‘

„So wandten ſie ſich, und der Junge trabte neben ihm; ſie ſprachen nicht, und die Marſch lag in lautloſem Schweigen an ihrer Seite.

— — „Nachdem aber der Mond zurückgegangen und die Nächte dunkel geworden waren, geſchah ein Anderes.

„Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit dieſem dort zu thun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit ſich nach Hauſe; aber es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Hausthür getreten, um ihren Eheliebſten zu empfangen: ‚Hilf Himmel!‘ rief ſie, ‚was ſoll uns der alte Schimmel?‘ Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Eſche hielt, hatte ſie geſehen, daß die arme Creatur auch lahme.

„Der junge Deichgraf aber ſprang lachend von ſeinem braunen Wallach: ‚Laß nur, Elke; es koſtet auch nicht viel!‘

„Die kluge Frau erwiderte: ‚Du weißt doch, das Wohlfeilſte iſt auch meiſt das Theuerſte.‘

— „‚Aber nicht immer, Elke; das Thier iſt höchſtens vier Jahr alt; ſieh es dir nur genauer an! Es iſt verhungert und mißhandelt; da ſoll ihm unſer Hafer gut thun; ich werd es ſelbſt verſorgen, damit ſie mir's nicht überfüttern.

„Das Thier ſtand indeſſen mit geſenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um

dasſelbe herum; aber ſie ſchüttelte den Kopf: ‚So eins iſt noch nie in unſerem Stall geweſen!‘

„Als jetzt der Dienſtjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erſchrockenen Augen ſtehen. ‚Nun, Carſten,‘ rief der Deichgraf, ‚was fährt dir in die Knochen? Gefällt dir mein Schimmel nicht?‘

„‚Ja — o ja, unſ' Weerth, warum denn nicht!‘

— „‚So bring die Thiere in den Stall; gieb ihnen kein Futter; ich komme gleich ſelber hin!‘

„Der Junge faßte mit Vorſicht den Halfter des Schimmels und griff dann haſtig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit ſeinem Weibe in das Zimmer; ein Warmbier hatte ſie für ihn bereit, und Brot und Butter waren auch zur Stelle.

„Er war bald geſättigt; dann ſtand er auf und ging mit ſeiner Frau im Zimmer auf und ab. ‚Laß dir erzählen, Elke,‘ ſagte er, während der Abendſchein auf den Kacheln an den Wänden ſpielte, ‚wie ich zu dem Thier gekommen bin: ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen geweſen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dies und jenes anders werden als in meinen Riſſen; aber die Hauptſache, mein Profil, iſt acceptirt, und ſchon in den nächſten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da ſein!‘

„Elke ſeufzte unwillkürlich: ‚Alſo doch?‘ ſagte ſie ſorgenvoll.

„‚Ja, Frau,‘ entgegnete Hauke; ‚hart wird's hergehen; aber dazu, denk ich, hat der Herrgott uns zuſammengebracht! Unſere Wirthſchaft iſt jetzt ſo gut in Ordnung; ein groß Theil kannſt du ſchon auf deine Schultern nehmen; denk nur um zehn Jahr weiter — dann ſtehen wir vor einem anderen Beſitz.‘

„Sie hatte bei ſeinen erſten Worten die Hand ihres Mannes verſichernd in die ihrigen gepreßt; ſeine letzten

Worte konnten ſie nicht erfreuen. ‚Für wen ſoll der Beſitz?‘ ſagte ſie. ‚Du müßteſt denn ein ander Weib nehmen; ich bring dir keine Kinder.‘

„Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; aber er zog ſie feſt in ſeine Arme: ‚Das überlaſſen wir dem Herrgott,‘ ſagte er; ‚jetzt aber und auch dann noch ſind wir jung genug, um uns der Früchte unſerer Arbeit ſelbſt zu freuen.‘

„Sie ſah ihn lange, während er ſie hielt, aus ihren dunklen Augen an. ‚Verzeih, Hauke,‘ ſprach ſie; ‚ich bin mitunter ein verzagt Weib!‘

„Er neigte ſich zu ihrem Antlitz und küßte ſie: ‚Du biſt mein Weib und ich dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr.‘

„Da legte ſie die Arme feſt um ſeinen Nacken: ‚Du haſt Recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns Beide. Dann löſte ſie ſich erröthend von ihm. ‚Du wollteſt von dem Schimmel mir erzählen,‘ ſagte ſie leiſe.

„‚Das wollt ich, Elke. Ich ſagte dir ſchon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; ſo ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hafen, begegnet mir ein ruppiger Kerl; ich wußt nicht, war's ein Vagabund, ein Keſſelflicker oder was denn ſonſt. Der Kerl zog den Schimmel am Halfter hinter ſich; das Thier aber hob den Kopf und ſah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um etwas bitten wolle; ich war ja auch in dieſem Augenblicke reich genug. »He, Landsmann!« rief ich, »wo wollt Ihr mit der Kracke hin?«

„Der Kerl blieb ſtehen und der Schimmel auch. »Verkaufen!« ſagte Jener und nickte mir liſtig zu.

„»Nur nicht an mich!« rief ich luſtig.

„»Ich denke doch!« ſagte er; »das iſt ein wacker Pferd und unter hundert Thalern nicht bezahlt.«

„Ich lachte ihm ins Geſicht.

„»Nun,« ſagte er, »lacht nicht ſo hart; Ihr ſollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würde bei Euch bald ander Anſehen haben!«

„Da ſprang ich von meinem Wallach und ſah dem Schimmel ins Maul, und ſah wohl, es war noch ein junges Thier. »Was ſoll's denn koſten?« rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend anſah.

„»Herr, nehmt's für dreißig Thaler!« ſagte der Kerl, »und den Halfter geb ich Euch darein!«

„Und da, Frau, hab ich dem Burſchen in die dargebotene braune Hand, die faſt wie eine Klaue ausſah, eingeſchlagen. So haben wir den Schimmel, und ich denk auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hört ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, ſah ich den Slovaken; der ſtand noch ſperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein.'

„‚Pfui,' rief Elke; ‚wenn der Schimmel nur nichts von ſeinem alten Herrn dir zubringt! Mög er dir gedeihen, Hauke!'

„‚Er ſelber ſoll es wenigſtens, ſoweit ich's leiſten kann!' Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es geſagt hatte.

— — „Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel, er that es fortan immer ſelbſt und ließ kein Auge von dem Thiere; er wollte zeigen, daß er einen Prieſterhandel gemacht habe; jedenfalls ſollte nichts verſehen werden. — Und ſchon nach wenig Wochen hob ſich die Haltung des Thieres; allmählich verſchwanden die rauhen Haare; ein blankes, blau geapfeltes Fell kam zum Vorſchein, und da er es eines Tages auf der Hofſtatt umherführte, ſchritt es ſchlank auf ſeinen feſten Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: ‚Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es geſtohlen hatte!' murmelte er

bei ſich ſelber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur ſeine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wieherte ihm entgegen; nun ſah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleiſchlos Angeſicht; draus blitzten ein Paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; aber kaum ſaß er droben, ſo fuhr dem Thier ein Wiehern wie ein Luſtſchrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werfte hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter ſaß feſt, und als ſie oben waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und ſtreichelte ihm den blanken Hals, aber es bedurfte dieſer Liebkoſung ſchon nicht mehr; das Pferd ſchien völlig eins mit ſeinem Reiter, und nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofſtatt.

„Die Knechte ſtanden unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirthes. ‚So, John,‘ rief dieſer, indem er von ſeinem Pferde ſprang, ‚nun reite du es in die Fenne zu den anderen; es trägt dich wie in einer Wiege!‘

„Der Schimmel ſchüttelte den Kopf und wieherte laut in die ſonnige Marſchlandſchaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abſchnallte und der Junge damit zur Geſchirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf ſeines Herrn Schulter und duldete behaglich deſſen Liebkoſung. Als aber der Knecht ſich jetzt auf ſeinen Rücken ſchwingen wollte, ſprang er mit einem jähen Satz zur Seite und ſtand dann wieder unbeweglich, die ſchönen Augen auf ſeinen Herrn gerichtet. ‚Hoho, Iven,‘ rief dieſer, ‚hat er dir Leids gethan?‘ und ſuchte ſeinen Knecht vom Boden aufzuhelfen.

„Der rieb ſich eifrig an der Hüfte: ‚Nein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit der Teufel!‘

„‚Und ich!‘ ſetzte Hauke lachend hinzu. ‚So bring ihn am Zügel in die Fenne!‘

„Und als der Knecht etwas beſchämt gehorchte, ließ ſich der Schimmel ruhig von ihm führen.

— — „Einige Abende ſpäter ſtanden Knecht und Junge mit einander vor der Stallthür; hinterm Deiche war das Abendroth erloſchen, innerhalb desſelben war ſchon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur ſelten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgeſtörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Überfall eines Wieſels oder einer Waſſerratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Thürpfoſten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er ſchon nicht mehr ſehen konnte; geſprochen hatten er und der Junge noch nicht zuſammen. Dem letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem ſchweigſamen Knechte ankommen ſollte. ‚Du, Iven!‘ ſagte er endlich, ‚weißt du, das Pferdsgeripp auf Jeversſand!‘

„‚Was iſt damit?‘ frug der Knecht.

„‚Ja, Iven, was iſt damit? Es iſt gar nicht mehr da; weder Tages noch bei Mondenſchein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!‘

„‚Die alten Knochen ſind wohl zuſammengepoltert?‘ ſagte Iven und rauchte ruhig weiter.

„‚Aber ich war auch bei Mondſchein draußen; es geht auch drüben nichts auf Jeversſand!‘

„‚Ja,‘ ſagte der Knecht, ‚ſind die Knochen aus einander gefallen, ſo wird's wohl nicht mehr aufſtehen können!‘

„‚Mach keinen Spaß, Iven! Ich weiß jetzt; ich kann dir ſagen, wo es iſt!‘

„Der Knecht drehte ſich jäh zu ihm: ‚Nun, wo iſt es denn?‘

„‚Wo?‘ wiederholte der Junge nachdrücklich. ‚Es ſteht in unſerem Stall; da ſteht's, ſeit es nicht mehr auf der Hallig iſt. Es iſt auch nicht umſonſt, daß der Wirth es allzeit ſelber füttert; ich weiß Beſcheid, Iven!“

„Der Knecht paffte eine Weile heftig in die Nacht hinaus. ‚Du biſt nicht klug, Carſten,‘ ſagte er dann; ‚unſer Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebigs war, ſo iſt es der! Wie kann ſo ein Allerweltsjunge wie du in ſolch Altem-Weiberglauben ſitzen!‘

— — „Aber der Junge war nicht zu bekehren: wenn der Teufel in dem Schimmel ſteckte, warum ſollte er dann nicht lebendig ſein? Im Gegentheil, um deſto ſchlimmer! — Er fuhr jedesmal erſchreckt zuſammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch Sommers das Thier mitunter eingeſtellt wurde, und es dann den feurigen Kopf ſo jäh nach ihm herumwarf. ‚Hol's der Teufel!‘ brummte er dann; ‚wir bleiben auch nicht lange mehr zuſammen!‘

„So that er ſich denn heimlich nach einem neuen Dienſte um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für ſeine Geſchichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Vollina und deren geiſtesſtumpfer Vater, der frühere Deichgevollmächtigte Jeß Harders, hörten in behaglichem Gruſeln zu und erzählten ſie ſpäter Allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

* * *

„Inzwiſchen war ſchon Ende März durch die Oberdeichgrafſchaft der Befehl zur neuen Eindeichung eingetroffen. Hauke berief zunächſt die Deichgevollmächtigten zuſammen, und im Kruge oben bei der Kirche waren eines Tages Alle erſchienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachſenen Schriftſtücken vorlas: aus ſeinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den ſchließlichen Beſcheid, worin vor Allem auch die Annahme des von ihm vorgeſchlagenen Profiles enthalten war, und

der neue Deich nicht ſteil wie früher, ſondern allmählich verlaufend nach der Seeſeite abfallen ſollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Geſichtern hörten ſie nicht.

„‚Ja, ja,‘ ſagte ein alter Gevollmächtigter, ‚da haben wir nun die Beſcherung, und Proteſte werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unſerem Deichgrafen den Daumen hält!‘

„‚Haſt wohl Recht, Detlev Wiens,‘ ſetzte ein zweiter hinzu; ‚die Frühlingsarbeit ſteht vor der Thür, und nun ſoll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden — da muß ja Alles liegen bleiben.‘

„‚Das könnt ihr dies Jahr noch zu Ende bringen,‘ ſagte Hauke; ‚ſo raſch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!‘

„Das wollten Wenige zugeben. ‚Aber dein Profil!‘ ſprach ein Dritter, was Neues auf die Bahn bringend; ‚der Deich wird ja auch an der Außenſeite nach dem Waſſer ſo breit, wie Lawrenz ſein Kind nicht lang war! Wo ſoll das Material herkommen? Wann ſoll die Arbeit fertig werden?‘

„‚Wenn nicht in dieſem, ſo im nächſten Jahre; das wird am meiſten von uns ſelber abhängen!‘ ſagte Hauke.

„Ein ärgerliches Lachen ging durch die Geſellſchaft. ‚Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich ſoll ja nicht höher werden als der alte,‘ rief eine neue Stimme; ‚und ich mein, der ſteht ſchon über dreißig Jahre!‘

„‚Da ſagt Ihr recht,‘ ſprach Hauke, ‚vor dreißig Jahren iſt der alte Deich gebrochen; dann rückwärts vor fünfunddreißig, und wiederum vor fünfundvierzig Jahren; ſeitdem aber, obgleich er noch immer ſteil und unvernünftig daſteht, haben die höchſten Fluthen uns verſchont. Der neue Deich aber ſoll trotz ſolcher hundert und aber hundert Jahre ſtehen; denn er wird nicht durchbrochen werden, weil der milde Abfall nach der Seeſeite den Wellen keinen Angriffspunkt entgegenſtellt, und ſo werdet ihr für euch und eure

Kinder ein ſicheres Land gewinnen, und das iſt es, weshalb die Herrſchaft und der Oberdeichgraf mir den Daumen halten; das iſt es auch, was ihr zu eurem eigenen Vortheil einſehen ſolltet!‘

„Als die Verſammelten hierauf nicht ſogleich zu antworten bereit waren, erhob ſich ein alter weißhaariger Mann mühſam von ſeinem Stuhle; es war Frau Elkes Pathe, Jewe Manners, der auf Haukes Bitten noch immer in ſeinem Gevollmächtigtenamt verblieben war. ‚Deichgraf Hauke Haien,‘ ſprach er, ‚du machſt uns viel Unruhe und Koſten, und ich wollte, du hätteſt damit gewartet, bis mich der Herrgott hätt zur Ruhe gehen laſſen; aber. — Recht haſt du, das kann nur die Unvernunft beſtreiten. Wir haben Gott mit jedem Tag zu danken, daß er uns trotz unſerer Trägheit das koſtbare Stück Vorland gegen Sturm und Waſſerdrang erhalten hat; jetzt iſt es wohl die elfte Stunde, in der wir ſelbſt die Hand anlegen müſſen, es auch nach all unſerem Wiſſen und Können ſelber uns zu wahren und auf Gottes Langmuth weiter nicht zu trotzen. Ich, meine Freunde, bin ein Greis; ich habe Deiche bauen und brechen ſehen; aber den Deich, den Hauke Haien nach ihm von Gott verliehener Einſicht projectirt und bei der Herrſchaft für euch durchgeſetzt hat, den wird Niemand von euch Lebenden brechen ſehen; und wolltet ihr ihm ſelbſt nicht danken, eure Enkel werden ihm den Ehrenkranz doch einſtens nicht verſagen können!‘

„Jewe Manners ſetzte ſich wieder; er nahm ſein blaues Schnupftuch aus der Taſche und wiſchte ſich ein paar Tropfen von der Stirn. Der Greis war noch immer als ein Mann von Tüchtigkeit und unantaſtbarer Rechtſchaffenheit bekannt, und da die Verſammlung eben nicht geneigt war, ihm zuzuſtimmen, ſo ſchwieg ſie weiter. Aber Hauke Haien nahm das Wort; doch ſahen Alle, daß er bleich geworden. ‚Ich danke Euch, Jewe Manners,‘ ſprach er, ‚daß Ihr noch

hier ſeid und daß Ihr das Wort geſprochen habt; ihr anderen Herren Gevollmächtigten wollet den neuen Deichbau, der freilich mir zur Laſt fällt, zum mindeſten anſehen als ein Ding, das nun nicht mehr zu ändern ſteht, und laſſet uns demgemäß beſchließen, was nun noth iſt!'

„‚Sprechet!' ſagte einer der Gevollmächtigten. Und Hauke breitete die Karte des neuen Deiches auf dem Tiſche aus: ‚Es hat vorhin Einer gefragt,' begann er, ‚woher die viele Erde nehmen? — Ihr ſeht, ſoweit das Vorland in die Watten hinausgeht, iſt außerhalb der Deichlinie ein Streifen Landes freigelaſſen: daher und von dem Vorlande, das nach Nord und Süd von dem neuen Kooge an dem Deiche hinläuft, können wir die Erde nehmen; haben wir an den Waſſerſeiten nur ein tüchtige Lage Klei, nach innen oder in der Mitte kann auch Sand genommen werden! — Nun aber iſt zunächſt ein Feldmeſſer zu berufen, der die Linie des neuen Deiches auf dem Vorland abſteckt! Der mir bei Ausarbeitung des Planes behülflich geweſen, wird wohl am beſten dazu paſſen. Ferner werden wir zur Heranholung des Kleis oder ſonſtigen Materiales die Anfertigung einſpänniger Sturzkarren mit Gabeldeichſel bei einigen Stellmachern verdingen müſſen; wir werden für die Durchdämmung des Priehles und nach den Binnenſeiten, wo wir etwa mit Sand fürlieb nehmen müſſen, ich kann jetzt nicht ſagen, wie viel hundert Fuder Stroh zur Beſtickung des Deiches gebrauchen, vielleicht mehr, als in der Marſch hier wird entbehrlich ſein! — Laſſet uns denn berathen, wie zunächſt dies Alles zu beſchaffen und einzurichten iſt; auch die neue Schleuſe hier an der Weſtſeite gegen das Waſſer zu iſt ſpäter einem tüchtigen Zimmermann zur Herſtellung zu übergeben.'

„Die Verſammelten hatten ſich um den Tiſch geſtellt, betrachteten mit halbem Aug die Karte und begannen allgemach zu ſprechen; doch war's, als geſchähe es, damit nur

überhaupt etwas gesprochen werde. Als es sich um Zuziehung des Feldmessers handelte, meinte einer der Jüngeren: ‚Ihr habt es ausgesonnen, Deichgraf; Ihr müsset selbst am besten wissen, wer dazu taugen mag.‘

„Aber Hauke entgegnete: ‚Da ihr Geschworene seid, so müsset ihr aus eigener, nicht aus meiner Meinung sprechen, Jakob Meyen; und wenn ihr's dann besser sagt, so werd ich meinen Vorschlag fallen lassen!‘

„‚Nun ja, es wird schon recht sein,‘ sagte Jakob Meyen.

„Aber einem der Älteren war es doch nicht völlig recht; er hatte einen Brudersohn: so einer im Feldmessen sollte hier in der Marsch noch nicht gewesen sein, der sollte noch über des Deichgrafen Vater, den seligen Tede Haien, gehen!

„So wurde denn über die beiden Feldmesser verhandelt und endlich beschlossen, ihnen gemeinschaftlich das Werk zu übertragen. Ähnlich ging es bei den Sturzkarren, bei der Strohlieferung und allem Anderen, und Hauke kam spät und fast erschöpft auf seinem Wallach, den er noch derzeit ritt, zu Hause an. Aber als er in dem alten Lehnstuhl saß, der noch von seinem gewichtigen, aber leichter lebenden Vorgänger stammte, war auch sein Weib ihm schon zur Seite: ‚Du siehst so müd aus, Hauke,‘ sprach sie und strich mit ihrer schmalen Hand das Haar ihm von der Stirn.

„‚Ein wenig wohl!‘ erwiderte er.

— „‚Und geht es denn?‘

„‚Es geht schon,‘ sagte er mit bitterem Lächeln; ‚aber ich selber muß die Räder schieben und froh sein, wenn sie nicht zurückgehalten werden!‘

— „‚Aber doch nicht von Allen?‘

„‚Nein, Elke; dein Pathe, Jewe Manners, ist ein guter Mann; ich wollt, er wär um dreißig Jahre jünger.‘

* * *

„Als nach einigen Wochen die Deichlinie abgeſteckt und der größte Theil der Sturzkarren geliefert war, waren ſämmtliche Antheilbeſitzer des einzudeichenden Kooges, ingleichen die Beſitzer der hinter dem alten Deich belegenen Ländereien, durch den Deichgrafen im Kirchſpielkrug verſammelt worden; es galt, ihnen einen Plan über die Vertheilung der Arbeit und Koſten vorzulegen und ihre etwaigen Einwendungen zu vernehmen; denn auch die Letzteren hatten, ſofern der neue Deich und die neuen Siele die Unterhaltungskoſten der älteren Werke verminderten, ihren Theil zu ſchaffen und zu tragen. Dieſer Plan war für Hauke ein ſchwer Stück Arbeit geweſen, und wenn ihm durch Vermittelung des Oberdeichgrafen neben einem Deichboten nicht auch noch ein Deichſchreiber wäre zugeordnet worden, er würde es ſo bald nicht fertig gebracht haben, obwohl auch jetzt wieder an jedem neuen Tage in die Nacht hinein gearbeitet war. Wenn er dann todmüde ſein Lager ſuchte, ſo hatte nicht wie vordem ſein Weib in nur verſtelltem Schlafe ſeiner gewartet; auch ſie hatte ſo vollgemeſſen ihre tägliche Arbeit, daß ſie Nachts wie am Grunde eines tiefen Brunnens in unſtörbarem Schlafe lag.

„Als Hauke jetzt ſeinen Plan verleſen und die Papiere, die freilich ſchon drei Tage hier im Kruge zur Einſicht ausgelegen hatten, wieder auf den Tiſch breitete, waren zwar ernſte Männer zugegen, die mit Ehrerbietung dieſen gewiſſenhaften Fleiß betrachteten und ſich nach ruhiger Überlegung den billigen Anſätzen ihres Deichgrafen unterwarfen; Andere aber, deren Antheile an dem neuen Lande von ihnen ſelbſt oder ihren Vätern oder ſonſtigen Vorbeſitzern waren veräußert worden, beſchwerten ſich, daß ſie zu den Koſten des neuen Kooges hinzugezogen ſeien, deſſen Land ſie nichts mehr angehe, uneingedenk, daß durch die neuen Arbeiten auch ihre alten Ländereien nach und nach entbürdet würden; und wieder Andere, die mit Antheilen in dem neuen Koog

geſegnet waren, ſchrieen, man möge ihnen doch dieſelben abnehmen, ſie ſollten um ein Geringes feil ſein; denn wegen der unbilligen Leiſtungen, die ihnen dafür aufgebürdet würden, könnten ſie nicht damit beſtehen. Ole Peters aber, der mit grimmigem Geſicht am Thürpfoſten lehnte, rief dazwiſchen: ‚Beſinnt euch erſt und dann vertrauet unſerem Deichgrafen! der verſteht zu rechnen; er hatte ſchon die meiſten Antheile, da wußte er auch mir die meinen abzuhandeln, und als er ſie hatte, beſchloß er, dieſen neuen Koog zu deichen!‘

„Es war nach dieſen Worten einen Augenblick todtenſtill in der Verſammlung. Der Deichgraf ſtand an dem Tiſch, auf den er zuvor ſeine Papiere gebreitet hatte; er hob ſeinen Kopf und ſah nach Ole Peters hinüber: ‚Du weißt wohl, Ole Peters,‘ ſprach er, ‚daß du mich verleumdeſt; du thuſt es dennoch, weil du überdies auch weißt, daß doch ein gut Theil des Schmutzes, womit du mich bewirfſt, an mir wird hängen bleiben! Die Wahrheit iſt, daß du deine Antheile los ſein wollteſt, und daß ich ihrer derzeit für meine Schafzucht bedurfte; und willſt du Weiteres wiſſen, das ungewaſchene Wort, das dir im Krug vom Mund gefahren, ich ſei nur Deichgraf meines Weibes wegen, das hat mich aufgerüttelt, und ich hab euch zeigen wollen, daß ich wohl um meiner ſelbſt willen Deichgraf ſein könne; und ſomit, Ole Peters, hab ich gethan, was ſchon der Deichgraf vor mir hätte thun ſollen. Trägſt du mir aber Groll, daß derzeit deine Antheile die meinen geworden ſind — du hörſt es ja, es ſind genug, die jetzt die ihrigen um ein Billiges feil bieten, nur weil die Arbeit ihnen jetzt zu viel iſt!‘

„Von einem kleinen Theil der verſammelten Männer ging ein Beifallsmurmeln aus, und der alte Jewe Manners, der dazwiſchen ſtand, rief laut: ‚Bravo, Hauke Haien! Unſer Herrgott wird dir dein Werk gelingen laſſen!‘

„Aber man kam doch nicht zu Ende, obgleich Ole Peters ſchwieg und die Leute erſt zum Abendbrote aus einander

gingen; erſt in einer zweiten Verſammlung wurde Alles geordnet; aber auch nur, nachdem Hauke ſtatt der ihm zukommenden drei Geſpanne für den nächſten Monat deren vier auf ſich genommen hatte.

„Endlich, als ſchon die Pfingſtglocken durch das Land läuteten, hatte die Arbeit begonnen: unabläſſig fuhren die Sturzkarren von dem Vorlande an die Deichlinie, um den geholten Klei dort abzuſtürzen, und gleicherweiſe war dieſelbe Anzahl ſchon wieder auf der Rückfahrt, um auf dem Vorland neuen aufzuladen; an der Deichlinie ſelber ſtanden Männer mit Schaufeln und Spaten, um das Abgeworfene an ſeinen Platz zu bringen und zu ebnen; ungeheure Fuder Stroh wurden angefahren und abgeladen; nicht nur zur Bedeckung des leichteren Materials, wie Sand und loſe Erde, deſſen man an den Binnenſeiten ſich bediente, wurde das Stroh benutzt; allmählich wurden einzelne Strecken des Deiches fertig, und die Grasſoden, womit man ſie belegt hatte, wurden ſtellenweis zum Schutz gegen die nagenden Wellen mit feſter Strohbeſtickung überzogen. Beſtellte Aufſeher gingen hin und her, und wenn es ſtürmte, ſtanden ſie mit aufgeriſſenen Mäulern und ſchrieen ihre Befehle durch Wind und Wetter; dazwiſchen ritt der Deichgraf auf ſeinem Schimmel, den er jetzt ausſchließlich in Gebrauch hatte, und das Thier flog mit dem Reiter hin und wieder, wenn er raſch und trocken ſeine Anordnungen machte, wenn er die Arbeiter lobte oder, wie es wohl geſchah, einen Faulen oder Ungeſchickten ohn Erbarmen aus der Arbeit wies. ‚Das hilft nicht!‘ rief er dann; ‚um deine Faulheit darf uns nicht der Deich verderben!‘ Schon von Weitem, wenn er unten aus dem Koog heraufkam, hörten ſie das Schnauben ſeines Roſſes, und alle Hände faßten feſter in die Arbeit: ‚Friſch zu! Der Schimmelreiter kommt!‘

„War es um die Frühſtückszeit, wo die Arbeiter mit ihrem Morgenbrot haufenweis beiſammen auf der Erde

lagen, dann ritt Hauke an den verlaſſenen Werken entlang, und ſeine Augen waren ſcharf, wo liederliche Hände den Spaten geführt hatten. Wenn er aber zu den Leuten ritt und ihnen auseinanderſetzte, wie die Arbeit müſſe beſchafft werden, ſahen ſie wohl zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zuſtimmung oder auch nur eine Äußerung hörte er nicht von ihnen. Einmal zu ſolcher Tageszeit, es war ſchon ſpät, da er an einer Deichſtelle die Arbeit in beſonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu dem nächſten Haufen der Frühſtückenden, ſprang von ſeinem Schimmel und frug heiter, wer dort ſo ſauberes Tagewerk verrichtet hätte; aber ſie ſahen ihn nur ſcheu und düſter an, und nur langſam und wie widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Menſch, dem er ſein Pferd gegeben hatte, das ruhig wie ein Lamm ſtand, hielt es mit beiden Händen und blickte wie angſtvoll nach den ſchönen Augen des Thieres, die es, wie gewöhnlich, auf ſeinen Herrn gerichtet hielt.

„‚Nun, Marten!‘ rief Hauke; ‚was ſtehſt du, als ob dir der Donner in die Beine gefahren ſei?‘

— „‚Herr, Euer Pferd, es iſt ſo ruhig, als ob es Böſes vorhabe!‘

„Hauke lachte und nahm das Pferd ſelbſt am Zügel, das ſogleich liebkoſend den Kopf an ſeiner Schulter rieb. Von den Arbeitern ſahen einige ſcheu zu Roß und Reiter hinüber, andere, als ob das Alles ſie nicht kümmere, aßen ſchweigend ihre Frühkoſt, dann und wann den Möven einen Brocken hinaufwerfend, die ſich den Futterplatz gemerkt hatten und mit ihren ſchlanken Flügeln ſich faſt auf ihre Köpfe ſenkten. Der Deichgraf blickte eine Weile wie gedankenlos auf die bettelnden Vögel und wie ſie die zugeworfenen Biſſen mit ihren Schnäbeln haſchten; dann ſprang er in den Sattel und ritt, ohne ſich nach den Leuten umzuſehen, davon; einige Worte, die jetzt unter ihnen laut wurden, klangen ihm faſt

wie Hohn. ‚Was ist das?‘ sprach er bei sich selber. ‚Hatte denn Elke Recht, daß sie Alle gegen mich sind? Auch diese Knechte und kleinen Leute, von denen Vielen durch meinen neuen Deich doch eine Wohlhabenheit ins Haus wächst?‘

„Er gab seinem Pferde die Sporen, daß es wie toll in den Koog hinabflog. Von dem unheimlichen Glanze freilich, mit dem sein früherer Dienstjunge den Schimmelreiter bekleidet hatte, wußte er selber nichts; aber die Leute hätten ihn jetzt nur sehen sollen, wie aus seinem hageren Gesicht die Augen starrten, wie sein Mantel flog und wie der Schimmel sprühte!

— — „So war der Sommer und der Herbst vergangen; noch bis gegen Ende November war gearbeitet worden; dann geboten Frost und Schnee dem Werke Halt; man war nicht fertig geworden und beschloß, den Koog offen liegen zu lassen. Acht Fuß ragte der Deich aus der Fläche hervor; nur wo westwärts gegen das Wasser hin die Schleuse gelegt werden sollte, hatte man eine Lücke gelassen; auch oben vor dem alten Deiche war der Priehl noch unberührt. So konnte die Fluth, wie in den letzten dreißig Jahren, in den Koog hineindringen, ohne dort oder an dem neuen Deiche großen Schaden anzurichten. Und so überließ man dem großen Gott das Werk der Menschenhände und stellte es in seinen Schutz, bis die Frühlingssonne die Vollendung würde möglich machen.

— — „Inzwischen hatte im Hause des Deichgrafen sich ein frohes Ereigniß vorbereitet: im neunten Ehejahre war noch ein Kind geboren worden. Es war roth und hutzelig und wog seine sieben Pfund, wie es für neugeborene Kinder sich gebührt, wenn sie, wie dies, dem weiblichen Geschlechte angehören; nur sein Geschrei war wunderlich verhohlen und hatte der Wehmutter nicht gefallen wollen. Das Schlimmste war: am dritten Tage lag Elke im hellen Kindbettfieber, redete Irrsal und kannte weder ihren Mann noch ihre alte

Helferin. Die unbändige Freude, die Hauke beim Anblick ſeines Kindes ergriffen hatte, war zu Trübſal geworden; der Arzt aus der Stadt war geholt, er ſaß am Bett und fühlte den Puls und verſchrieb und ſah rathlos um ſich her. Hauke ſchüttelte den Kopf: ‚Der hilft nicht; nur Gott kann helfen!‘ Er hatte ſich ſein eigen Chriſtenthum zurecht gerechnet, aber es war etwas, das ſein Gebet zurückhielt. Als der alte Doctor davongefahren war, ſtand er am Fenſter, in den winterlichen Tag hinausſtarrend, und während die Kranke aus ihren Phantaſien aufſchrie, ſchränkte er die Hände zuſammen; er wußte ſelber nicht, war es aus Andacht oder war es nur, um in der ungeheuren Angſt ſich ſelbſt nicht zu verlieren.

„‚Waſſer! Das Waſſer!‘ wimmerte die Kranke. ‚Halt mich!‘ ſchrie ſie; ‚halt mich, Hauke!‘ Dann ſank die Stimme; es klang, als ob ſie weine: ‚In See, ins Haf hinaus? O lieber Gott, ich ſeh ihn nimmer wieder!‘

„Da wandte er ſich und ſchob die Wärterin von ihrem Bette; er fiel auf ſeine Kniee, umfaßte ſein Weib und riß ſie an ſich: ‚Elke! Elke, ſo kenn mich doch, ich bin ja bei dir!‘

„Aber ſie öffnete nur die fieberglühenden Augen weit und ſah wie rettungslos verloren um ſich.

„Er legte ſie zurück auf ihre Kiſſen; dann krampfte er die Hände in einander: ‚Herr, mein Gott,‘ ſchrie er; ‚nimm ſie mir nicht! Du weißt, ich kann ſie nicht entbehren!‘ Dann war's, als ob er ſich beſinne, und leiſer ſetzte er hinzu: ‚Ich weiß ja wohl, du kannſt nicht allezeit, wie du willſt, auch du nicht; du biſt allweiſe; du mußt nach deiner Weisheit thun — o Herr, ſprich nur durch einen Hauch zu mir!‘

„Es war, als ob plötzlich eine Stille eingetreten ſei; er hörte nur ein leiſes Athmen; als er ſich zum Bette kehrte, lag ſein Weib in ruhigem Schlaf, nur die Wärterin ſah mit entſetzten Augen auf ihn. Er hörte die Thür gehen. ‚Wer war das?‘ frug er.

„‚Herr, die Magd Ann Grethe ging hinaus; ſie hatte den Warmkorb hereingebracht.‘

— „‚Was ſieht Sie mich denn ſo verfahren an, Frau Levke?‘

„‚Ich? Ich hab mich ob Eurem Gebet erſchrocken; damit betet Ihr Keinen vom Tode los!‘

„Hauke ſah ſie mit ſeinen durchdringenden Augen an: ‚Beſucht Sie denn auch, wie unſere Ann Grethe, die Conventikel bei dem holländiſchen Flickſchneider Jantje?‘

„‚Ja, Herr; wir haben Beide den lebendigen Glauben!‘

„Hauke antwortete ihr nicht. Das damals ſtark im Schwange gehende ſeparatiſtiſche Conventikelweſen hatte auch unter den Frieſen ſeine Blüthen getrieben; heruntergekommene Handwerker oder wegen Trunkes abgeſetzte Schulmeiſter ſpielten darin die Hauptrolle, und Dirnen, junge und alte Weiber, Faulenzer und einſame Menſchen liefen eifrig in die heimlichen Verſammlungen, in denen Jeder den Prieſter ſpielen konnte. Aus des Deichgrafen Hauſe brachten Ann Grethe und der in ſie verliebte Dienſtjunge ihre freien Abende dort zu. Freilich hatte Elke ihre Bedenken darüber gegen Hauke nicht zurückgehalten; aber er hatte gemeint, in Glaubensſachen ſolle man Keinem drein reden: das ſchade Niemandem, und beſſer dort doch als im Schnapskrug!

„So war es dabei geblieben, und ſo hatte er auch jetzt geſchwiegen. Aber freilich über ihn ſchwieg man nicht; ſeine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht beſtritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig ſein!

„Hauke erfuhr nichts davon; er hatte in dieſen Tagen nur Ohren und Augen für ſein Weib, ſelbſt das Kind war für ihn nicht mehr auf der Welt.

„Der alte Arzt kam wieder, kam jeden Tag, mitunter zweimal, blieb dann eine ganze Nacht, ſchrieb wieder ein

Recept, und der Knecht Iven Johns ritt damit im Flug zur Apotheke. Dann aber wurde ſein Geſicht freundlicher, er nickte dem Deichgrafen vertraulich zu: ‚Es geht! Es geht! Mit Gottes Hülfe!‘ Und eines Tags — hatte nun ſeine Kunſt die Krankheit beſiegt, oder hatte auf Haukes Gebet der liebe Gott doch noch einen Ausweg finden können —, als der Doctor mit der Kranken allein war, ſprach er zu ihr, und ſeine alten Augen lachten: ‚Frau, jetzt kann ich's getroſt Euch ſagen: heut hat der Doctor ſeinen Feſttag; es ſtand ſchlimm um Euch, aber nun gehöret Ihr wieder zu uns, zu den Lebendigen!‘

„Da brach es wie ein Strahlenmeer aus ihren dunklen Augen: ‚Hauke! Hauke, wo biſt du?‘ rief ſie, und als er auf den hellen Ruf ins Zimmer und an ihr Bett ſtürzte, ſchlug ſie die Arme um ſeinen Nacken: ‚Hauke, mein Mann, gerettet! Ich bleibe bei dir!‘

„Da zog der alte Doctor ſein ſeiden Schnupftuch aus der Taſche, fuhr ſich damit über Stirn und Wangen und ging kopfnickend aus dem Zimmer.

— — „Am dritten Abend nach dieſem Tage ſprach ein frommer Redner — es war ein vom Deichgrafen aus der Arbeit gejagter Pantoffelmacher — im Conventikel bei dem holländiſchen Schneider, da er ſeinen Zuhörern die Eigenſchaften Gottes auseinanderſetzte: ‚Wer aber Gottes Allmacht widerſtreitet, wer da ſagt: ich weiß, du kannſt nicht, was du willſt — wir kennen den Unglückſeligen ja Alle; er laſtet gleich einem Stein auf der Gemeinde — der iſt von Gott gefallen und ſuchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde, zu ſeinem Tröſter; denn nach irgend einem Stabe muß die Hand des Menſchen greifen. Ihr aber, hütet euch vor dem, der alſo betet; ſein Gebet iſt Fluch!‘

— — „Auch das lief um von Haus zu Haus. Was läuft nicht um in einer kleinen Gemeinde? Und auch zu Haukes Ohren kam es. Er ſprach kein Wort darüber, nicht

einmal zu ſeinem Weibe; nur mitunter konnte er ſie heftig umfaſſen und an ſich ziehen: ‚Bleib mir treu, Elke! Bleib mir treu!‘ — Dann ſahen ihre Augen voll Staunen zu ihm auf: ‚Dir treu? Wem ſollte ich denn anders treu ſein?‘ — Nach einer kurzen Weile aber hatte ſie ſein Wort verſtanden: ‚Ja, Hauke, wir ſind uns treu; nicht nur, weil wir uns brauchen.‘ Und dann ging Jedes ſeinen Arbeitsweg.

„Das wäre ſo weit gut geweſen; aber es war doch trotz aller lebendigen Arbeit eine Einſamkeit um ihn, und in ſeinem Herzen niſtete ſich ein Trotz und abgeſchloſſenes Weſen gegen andere Menſchen ein; nur gegen ſein Weib blieb er allezeit der Gleiche, und an der Wiege ſeines Kindes lag er Abends und Morgens auf den Knieen, als ſei dort die Stätte ſeines ewigen Heils. Gegen Geſinde und Arbeiter aber wurde er ſtrenger; die Ungeſchickten und Fahrläſſigen, die er früher durch ruhigen Tadel zurecht gewieſen hatte, wurden jetzt durch hartes Anfahren aufgeſchreckt, und Elke ging mitunter leiſe beſſern.

* *

„Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten; mit einem Kajedeich wurde zum Schutz der jetzt aufzubauenden neuen Schleuſe die Lücke in der weſtlichen Deichlinie geſchloſſen, halbmondförmig nach innen und ebenſo nach außen; und gleich der Schleuſe wuchs allmählich auch der Hauptdeich zu ſeiner immer raſcher herzuſtellenden Höhe empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen ſeine Arbeit nicht, denn an Stelle des im Winter verſtorbenen Jewe Manners war Ole Peters als Deichgevollmächtigter eingetreten. Hauke hatte nicht verſuchen wollen, es zu hindern; aber anſtatt der ermuthigenden Worte und der dazu gehörigen zuthunlichen Schläge auf ſeine linke Schulter, die er ſo oft von dem alten Pathen ſeines Weibes eincaſſirt hatte,

kamen ihm jetzt von dem Nachfolger ein heimliches Widerhalten und unnöthige Einwände und waren mit unnöthigen Gründen zu bekämpfen; denn Ole gehörte zwar zu den Wichtigen, aber in Deichſachen nicht zu den Klugen; auch war von früher her der ‚Schreiberknecht‘ ihm immer noch im Wege.

„Der glänzendſte Himmel breitete ſich wieder über Meer und Marſch, und der Koog wurde wieder bunt von ſtarken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unabläſſig ſangen in hoher Himmelsluft die Lerchen, aber man hörte es erſt, wenn einmal auf eines Athemzuges Länge der Geſang verſtummt war. Kein Unwetter ſtörte die Arbeit, und die Schleuſe ſtand ſchon mit ihrem ungeſtrichenen Balkengefüge, ohne daß auch nur in einer Nacht ſie eines Schutzes von dem Interimsdeich bedurft hätte; der Herrgott ſchien ſeine Gunſt dem neuen Werke zuzuwenden. Auch Frau Elkes Augen lachten ihrem Manne zu, wenn er auf ſeinem Schimmel draußen von dem Deich nach Hauſe kam: ‚Biſt doch ein braves Thier geworden!‘ ſagte ſie dann und klopfte den blanken Hals des Pferdes. Hauke aber, wenn ſie das Kind am Halſe hatte, ſprang herab und ließ das winzige Dinglein auf ſeinen Armen tanzen; wenn dann der Schimmel ſeine braunen Augen auf das Kind gerichtet hielt, dann ſprach er wohl: ‚Komm her; ſollſt auch die Ehre haben!‘ und er ſetzte die kleine Wienke — denn ſo war ſie getauft worden — auf ſeinen Sattel und führte den Schimmel auf der Werft im Kreiſe herum. Auch der alte Eſchenbaum hatte mitunter die Ehre; er ſetzte das Kind auf einen ſchwanken Aſt und ließ es ſchaukeln. Die Mutter ſtand mit lachenden Augen in der Hausthür; das Kind aber lachte nicht, ſeine Augen, zwiſchen denen ein feines Näschen ſtand, ſchauten ein wenig ſtumpf ins Weite, und die kleinen Hände griffen nicht nach dem Stöckchen, das der Vater ihr hinhielt. Hauke achtete nicht darauf, er

wußte auch nichts von ſo kleinen Kindern; nur Elke, wenn ſie das helläugige Mädchen auf dem Arm ihrer Arbeitsfrau erblickte, die mit ihr zugleich das Wochenbett beſtanden hatte, ſagte mitunter ſchmerzlich: ‚Das Meine iſt noch nicht ſo weit wie deines, Stina!‘ und die Frau, ihren dicken Jungen, den ſie an der Hand hatte, mit derber Liebe ſchüttelnd, rief dann wohl: ‚Ja, Frau, die Kinder ſind verſchieden; der da, der ſtahl mir ſchon die Äpfel aus der Kammer, bevor er übers zweite Jahr hinaus war!‘ Und Elke ſtrich dem dicken Buben ſein Kraushaar aus den Augen und drückte dann heimlich ihr ſtilles Kind ans Herz.

— — „Als es in den October hineinging, ſtand an der Weſtſeite die neue Schleuſe ſchon feſt in dem von beiden Seiten ſchließenden Hauptdeich, der bis auf die Lücken bei dem Priehle nun mit ſeinem ſanften Profile ringsum nach den Waſſerſeiten abfiel und um fünfzehn Fuß die ordinäre Fluth überragte. Von ſeiner Nordweſtecke ſah man an Jevershallig vorbei ungehindert in das Wattenmeer hinaus; aber freilich auch die Winde faßten hier ſchärfer; die Haare flogen, und wer hier ausſchauen wollte, der mußte die Mütze feſt auf dem Kopf haben.

„Zu Ende November, wo Sturm und Regen eingefallen waren, blieb nur noch hart am alten Deich die Schlucht zu ſchließen, auf deren Grunde an der Nordſeite das Meerwaſſer durch den Priehl in den neuen Koog hineinſchoß. Zu beiden Seiten ſtanden die Wände des Deiches; der Abgrund zwiſchen ihnen mußte jetzt verſchwinden. Ein trocken Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch ſo mußte ſie gethan werden, denn ein aufbrechender Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke ſetzte Alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen ſtrömte, der Wind pfiff; aber ſeine hagere Geſtalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier, bald dort aus den ſchwarzen Menſchenmaſſen empor, die oben wie unten an

der Nordſeite des Deiches neben der Schlucht beſchäftigt waren. Jetzt ſah man ihn unten bei den Sturzkarren, die ſchon weither die Kleierde aus dem Vorlande holen mußten, und von denen eben ein gedrängter Haufen bei dem Priehle anlangte und ſeine Laſt dort abzuwerfen ſuchte. Durch das Geklatſch des Regens und das Brauſen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die ſcharfen Befehlsworte des Deichgrafen, der heute hier allein gebieten wollte; er rief die Karren nach den Nummern vor und wies die Drängenden zurück; ein ‚Halt!‘ ſcholl von ſeinem Munde, dann ruhte unten die Arbeit; ‚Stroh! ein Fuder Stroh hinab!‘ rief er denen droben zu, und von einem der oben haltenden Fuder ſtürzte es auf den naſſen Klei hinunter. Unten ſprangen Männer dazwiſchen und zerrten es aus einander und ſchrieen nach oben, ſie nur nicht zu begraben. Und wieder kamen neue Karren, und Hauke war ſchon wieder oben und ſah von ſeinem Schimmel in die Schlucht hinab, und wie ſie dort ſchaufelten und ſtürzten; dann warf er ſeine Augen nach dem Haf hinaus. Es wehte ſcharf, und er ſah, wie mehr und mehr der Waſſerſaum am Deich hinaufklimmte und wie die Wellen ſich noch höher hoben; er ſah auch, wie die Leute trieften und kaum athmen konnten in der ſchweren Arbeit vor dem Winde, der ihnen die Luft am Munde abſchnitt, und vor dem kalten Regen, der ſie überſtrömte. ‚Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!‘ ſchrie er zu ihnen hinab. ‚Nur einen Fuß noch höher; dann iſt's genug für dieſe Fluth!‘ Und durch alles Getöſe des Wetters hörte man das Geräuſch der Arbeiter: das Klatſchen der hineingeſtürzten Kleimaſſen, das Raſſeln der Karren und das Rauſchen des von oben hinabgelaſſenen Strohes ging unaufhaltſam vorwärts; dazwiſchen war mitunter das Winſeln eines kleinen gelben Hundes laut geworden, der frierend und wie verloren zwiſchen Menſchen und Fuhrwerken herumgeſtoßen wurde; plötzlich aber ſcholl ein jammervoller Schrei des kleinen Thieres von unten

aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte es von oben hinunterſchleudern ſehen; eine jähe Zornröthe ſtieg ihm ins Geſicht. ‚Halt! Haltet ein!‘ ſchrie er zu den Karren hinunter; denn der naſſe Klei wurde unaufhaltſam aufgeſchüttet.

„‚Warum?‘ ſchrie eine rauhe Stimme von unten herauf; ‚doch um die elende Hundecreatur nicht?‘

„‚Halt! ſag ich,‘ ſchrie Hauke wieder; ‚bring mir den Hund! Bei unſerem Werke ſoll kein Frevel ſein!‘

„Aber es rührte ſich keine Hand; nur ein paar Spaten zähen Kleis flogen noch neben das ſchreiende Thier. Da gab er ſeinem Schimmel die Sporen, daß das Thier einen Schrei ausſtieß, und ſtürmte den Deich hinab, und Alles wich vor ihm zurück. ‚Den Hund!‘ ſchrie er; ‚ich will den Hund!‘

„Eine Hand ſchlug ſanft auf ſeine Schulter, als wäre es die Hand des alten Jewe Manners; doch als er umſah, war es nur ein Freund des Alten. ‚Nehmt Euch in Acht, Deichgraf!‘ raunte der ihm zu. ‚Ihr habt nicht Freunde unter dieſen Leuten; laßt es mit dem Hunde gehen!‘

„Der Wind pfiff, der Regen klatſchte; die Leute hatten die Spaten in den Grund geſteckt, einige ſie fortgeworfen. Hauke neigte ſich zu dem Alten: ‚Wollt Ihr meinen Schimmel halten, Harke Jens?‘ frug er; und als jener noch kaum den Zügel in der Hand hatte, war Hauke ſchon in die Kluft geſprungen und hielt das kleine winſelnde Thier in ſeinem Arm; und faſt im ſelben Augenblicke ſaß er auch wieder hoch im Sattel und ſprengte auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen ſtanden. ‚Wer war es?‘ rief er. ‚Wer hat die Creatur hinabgeworfen?‘

„Einen Augenblick ſchwieg Alles, denn aus dem hageren Geſicht des Deichgrafen ſprühte der Zorn, und ſie hatten abergläubiſche Furcht vor ihm. Da trat von einem Fuhr-

werk ein ſtiernackiger Kerl vor ihn hin. ‚Ich that es nicht, Deichgraf,‘ ſagte er und biß von einer Rolle Kautaback ein Endchen ab, das er ſich erſt ruhig in den Mund ſchob; ‚aber der es that, hat recht gethan; ſoll Euer Deich ſich halten, ſo muß was Lebiges hinein!‘

— „‚Was Lebiges? Aus welchem Katechismus haſt du das gelernt?‘

„‚Aus keinem, Herr!‘ entgegnete der Kerl, und aus ſeiner Kehle ſtieß ein freches Lachen; ‚das haben unſere Großväter ſchon gewußt, die ſich mit Euch im Chriſtenthum wohl meſſen durften! Ein Kind iſt beſſer noch; wenn das nicht da iſt, thut's auch wohl ein Hund!‘

„‚Schweig du mit deinen Heidenlehren,‘ ſchrie ihn Hauke an, ‚es ſtopfte beſſer, wenn man dich hineinwürfe.‘

„‚Oho!‘ erſcholl es; aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf gewahrte ringsum grimmige Geſichter und geballte Fäuſte; er ſah wohl, daß das keine Freunde waren; der Gedanke an ſeinen Deich überfiel ihn wie ein Schrecken: was ſollte werden, wenn jetzt Alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun den Blick nach unten richtete, ſah er wieder den Freund des alten Jewe Manners; der ging dort zwiſchen den Arbeitern, ſprach zu Dem und Jenem, lachte hier Einem zu, klopfte dort mit freundlichem Geſicht Einem auf die Schulter, und Einer nach dem Anderen faßte wieder ſeinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange. — Was wollte er denn noch? Der Priehl mußte geſchloſſen werden, und den Hund barg er ſicher genug in den Falten ſeines Mantels. Mit plötzlichem Entſchluß wandte er ſeinen Schimmel gegen den nächſten Wagen: ‚Stroh an die Kante!‘ rief er herriſch, und wie mechaniſch gehorchte ihm der Fuhrknecht; bald rauſchte es hinab in die Tiefe, und von allen Seiten regte es ſich aufs Neue und mit allen Armen.

„Eine Stunde war noch ſo gearbeitet; es war nach ſechs Uhr, und ſchon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört, da rief Hauke die Aufſeher an ſein Pferd: ‚Morgen früh vier Uhr,‘ ſagte er, ‚iſt Alles wieder auf dem Platz; der Mond wird noch am Himmel ſein; da machen wir mit Gott den Schluß! Und dann noch Eines!‘ rief er, als ſie gehen wollten: ‚Kennt ihr den Hund?‘ und er nahm das zitternde Thier aus ſeinem Mantel.

„Sie verneinten das; nur Einer ſagte: ‚Der hat ſich taglang ſchon im Dorf herumgebettelt; der gehört gar Keinem!‘

„‚Dann iſt er mein!‘ entgegnete der Deichgraf. ‚Vergeſſet nicht: morgen früh vier Uhr!‘ und ritt davon.

„Als er heim kam, trat Ann Grethe aus der Thür; ſie hatte ſaubere Kleidung an, und es fuhr ihm durch den Kopf, ſie gehe jetzt zum Conventikelſchneider: ‚Halt die Schürze auf!‘ rief er ihr zu, und da ſie es unwillkürlich that, warf er das kleibeſchmutzte Hündlein ihr hinein: ‚Bring ihn der kleinen Wienke; er ſoll ihr Spielkamerad werden! Aber waſch und wärm ihn zuvor; ſo thuſt du auch ein gottgefällig Werk, denn die Creatur iſt ſchier verklommen.‘

„Und Ann Grethe konnte nicht laſſen, ihrem Wirth Gehorſam zu leiſten, und kam deshalb heute nicht in den Conventikel.

* *
*

„Und am anderen Tage wurde der letzte Spatenſtich am neuen Deich gethan; der Wind hatte ſich gelegt; in anmuthigem Fluge ſchwebten Möven und Avoſetten über Land und Waſſer hin und wieder; von Jevershallig tönte das tauſendſtimmige Geknorr der Rottgänſe, die ſich's noch heute an der Küſte der Nordſee wohl ſein ließen, und aus den weißen Morgennebeln, welche die weite Marſch bedeckten, ſtieg allmählich ein goldener Herbſttag und beleuchtete das neue Werk der Menſchenhände.

„Nach einigen Wochen kamen mit dem Oberdeichgrafen die herrſchaftlichen Commiſſäre zur Beſichtigung desſelben; ein großes Feſtmahl, das erſte nach dem Leichenmahl des alten Tede Volkerts, wurde im deichgräflichen Hauſe gehalten; alle Deichgevollmächtigten und die größten Intereſſenten waren dazu geladen. Nach Tiſche wurden ſämmtliche Wagen der Gäſte und des Deichgrafen angeſpannt; Frau Elke wurde von dem Oberdeichgrafen in die Carriole gehoben, vor der der braune Wallach mit ſeinen Hufen ſtampfte; dann ſprang er ſelber hinten nach und nahm die Zügel in die Hand; er wollte die geſcheite Frau ſeines Deichgrafen ſelber fahren. So ging es munter von der Werfte und in den Weg hinaus, den Akt zum neuen Deich hinan und auf demſelben um den jungen Koog herum. Es war inmittelſt ein leichter Nordweſtwind aufgekommen, und an der Nord- und Weſtſeite des neuen Deiches wurde die Fluth hinaufgetrieben; aber es war unverkennbar, der ſanfte Abfall bedingte einen ſanfteren Anſchlag; aus dem Munde der herrſchaftlichen Commiſſäre ſtrömte das Lob des Deichgrafen, daß die Bedenken, welche hie und da von den Gevollmächtigten dagegen langſam vorgebracht wurden, gar bald darin erſtickten.

— „Auch das ging vorüber; aber noch eine Genugthuung empfing der Deichgraf eines Tages, da er in ſtillem, ſelbſtbewußtem Sinnen auf dem neuen Deich entlang ritt. Es mochte ihm wohl die Frage kommen, weshalb der Koog, der ohne ihn nicht da wäre, in dem ſein Schweiß und ſeine Nachtwachen ſteckten, nun ſchließlich nach einer der herrſchaftlichen Prinzeſſinnen ‚der neue Carolinenkoog‘ getauft ſei; aber es war doch ſo: auf allen dahin gehörigen Schriftſtücken ſtand der Name, auf einigen ſogar in rother Fracturſchrift. Da, als er aufblickte, ſah er zwei Arbeiter mit ihren Feldgeräthſchaften, der eine etwa zwanzig Schritte hinter dem anderen, ſich entgegenkommen: ‚So wart doch!‘ hörte

er den Nachfolgenden rufen; der Andere aber — er ſtand eben an einem Akt, der in den Koog hinunterführte — rief ihm entgegen: ‚Ein ander Mal, Jens! Es iſt ſchon ſpät; ich ſoll hier Klei ſchlagen!‘

— „‚Wo denn?‘

„‚Nun hier, im Hauke-Haien-Koog!‘

„Er rief es laut, indem er den Akt hinabtrabte, als ſolle die ganze Marſch es hören, die darunter lag. Hauke aber war es, als höre er ſeinen Ruhm verkünden; er hob ſich im Sattel, gab ſeinem Schimmel die Sporen und ſah mit feſten Augen über die weite Landſchaft hin, die zu ſeiner Linken lag. ‚Hauke-Haien-Koog!‘ wiederholte er leis; das klang, als könnt es alle Zeit nicht anders heißen! Mochten ſie trotzen, wie ſie wollten, um ſeinen Namen war doch nicht herumzukommen; der Prinzeſſinnen-Name — würde er nicht bald nur noch in alten Schriften modern? — Der Schimmel ging in ſtolzem Galopp; vor ſeinen Ohren aber ſummte es: ‚Hauke-Haien-Koog! Hauke-Haien-Koog!‘ In ſeinen Gedanken wuchs faſt der neue Deich zu einem achten Weldwunder; in ganz Friesland war nicht ſeines Gleichen! Und er ließ den Schimmel tanzen; ihm war, er ſtünde inmitten aller Frieſen; er überragte ſie um Kopfeshöhe, und ſeine Blicke flogen ſcharf und mitleidig über ſie hin.

— — „Allmählich waren drei Jahre ſeit der Eindeichung hingegangen; das neue Werk hatte ſich bewährt, die Reparaturkoſten waren nur gering geweſen; im Kooge aber blühte jetzt faſt überall der weiße Klee, und ging man über die geſchützten Weiden, ſo trug der Sommerwind Einem ganze Wolken ſüßen Dufts entgegen. Da war die Zeit gekommen, die bisher nur idealen Antheile in wirkliche zu verwandeln und allen Theilnehmern ihre beſtimmten Stücke für immer eigenthümlich zuzuſetzen. Hauke war nicht müßig geweſen, vorher noch einige neue zu erwerben; Ole Peters

hatte ſich verbiſſen zurückgehalten, ihm gehörte nichts im neuen Kooge. Ohne Verdruß und Streit hatte auch ſo die Theilung nicht abgehen können, aber fertig war er gleichwohl geworden; auch dieſer Tag lag hinter dem Deichgrafen.

* * *

„Fortan lebte er einſam ſeinen Pflichten als Hofwirth wie als Deichgraf und denen, die ihm am nächſten angehörten; die alten Freunde waren nicht mehr in der Zeitlichkeit, neue zu erwerben, war er nicht geeignet. Aber unter ſeinem Dach war Frieden, den auch das ſtille Kind nicht ſtörte; es ſprach wenig, das ſtete Fragen, was den aufgeweckten Kindern eigen iſt, kam ſelten und meiſt ſo, daß dem Gefragten die Antwort darauf ſchwer wurde; aber ihr liebes, einfältiges Geſichtlein trug faſt immer den Ausdruck der Zufriedenheit. Zwei Spielkameraden hatte ſie, die waren ihr genug: wenn ſie über die Werfte wanderte, ſprang das gerettete gelbe Hündlein ſtets um ſie herum, und wenn der Hund ſich zeigte, war auch klein Wienke nicht mehr fern. Der zweite Kamerad war eine Lachmöve, und wie der Hund ‚Perle‘, ſo hieß die Möve ‚Claus‘.

„Claus war durch ein greiſes Menſchenkind auf dem Hofe inſtallirt worden: die achtzigjährige Trin Jans hatte in ihrer Kathe auf dem Außendeich ſich nicht mehr durchbringen können; da hatte Frau Elke gemeint, die verlebte Dienſtmagd ihres Großvaters könnte bei ihnen noch ein paar ſtille Abendſtunden und eine gute Sterbekammer finden, und ſo, halb mit Gewalt, war ſie von ihr und Hauke nach dem Hofe geholt und in dem Nordweſt-Stübchen der neuen Scheuer untergebracht worden, die der Deichgraf vor einigen Jahren neben dem Haupthauſe bei der Vergrößerung ſeiner Wirthſchaft hatte bauen müſſen. Ein paar der Mägde hatten daneben ihre Kammer erhalten und konnten der Greiſin

Nachts zur Hand gehen. Rings an den Wänden hatte ſie ihr altes Hausgeräth: eine Schatulle von Zuckerkiſtenholz, darüber zwei bunte Bilder vom verlorenen Sohn, ein längſt zur Ruhe geſtelltes Spinnrad und ein ſehr ſauberes Gardinenbett, vor dem ein ungefüger, mit dem weißen Fell des weiland Angorakaters überzogener Schemel ſtand. Aber auch was Lebiges hatte ſie noch um ſich gehabt und mit hieher gebracht: das war die Möve Claus, die ſich ſchon jahrelang zu ihr gehalten hatte und von ihr gefüttert worden war; freilich, wenn es Winter wurde, flog ſie mit den anderen Möven ſüdwärts und kam erſt wieder, wenn am Strand der Wermuth duftete.

„Die Scheuer lag etwas tiefer an der Werſte; die Alte konnte von ihrem Fenſter aus nicht über den Deich auf die See hinausblicken. ‚Du haſt mich hier als wie gefangen, Deichgraf!‘ murrte ſie eines Tages, als Hauke zu ihr eintrat, und wies mit ihrem verkrümmten Finger nach den Fennen hinaus, die ſich dort unten breiteten. ‚Wo iſt denn Jeversſand? Da über den rothen oder über den ſchwarzen Ochſen hinaus?‘

„‚Was will Sie denn mit Jeversſand?‘ frug Hauke.

— „‚Ach was, Jeversſand!‘ brummte die Alte. ‚Aber ich will doch ſehen, wo mein Jung mir derzeit iſt zu Gott gegangen!‘

— „‚Wenn Sie das ſehen will,‘ entgegnete Hauke, ‚ſo muß Sie ſich oben unter den Eſchenbaum ſetzen, da ſieht Sie das ganze Haf!‘

„‚Ja,‘ ſagte die Alte; ‚ja, wenn ich deine jungen Beine hätte, Deichgraf!‘

„Dergleichen blieb lange der Dank für die Hülfe, die ihr die Deichgrafsleute angedeihen ließen; dann aber wurde es auf einmal anders. Der kleine Kindskopf Wienkes guckte eines Morgens durch die halbgeöffnete Thür zu ihr herein. ‚Na,‘ rief die Alte, welche mit den Händen in ein-

ander auf ihrem Holzſtuhl ſaß, ‚was haſt du denn zu beſtellen?‘

„Aber das Kind kam ſchweigend näher und ſah ſie mit ihren gleichgültigen Augen unabläſſig an.

„‚Biſt du das Deichgrafskind?‘ frug ſie Trin Jans, und da das Kind wie nickend das Köpfchen ſenkte, fuhr ſie fort: ‚So ſetz dich hier auf meinen Schemel! Ein Angorakater iſt's geweſen — ſo groß! Aber dein Vater hat ihn todtgeſchlagen. Wenn er noch lebig wäre, ſo könntſt du auf ihm reiten.‘

„Wienke richtete ſtumm ihre Augen auf das weiße Fell; dann kniete ſie nieder und begann es mit ihren kleinen Händen zu ſtreicheln, wie Kinder es bei einer lebenden Katze oder einem Hunde zu machen pflegen. ‚Armer Kater!‘ ſagte ſie dann und fuhr wieder in ihren Liebkoſungen fort.

„‚So!‘ rief nach einer Weile die Alte, ‚jetzt iſt es genug; und ſitzen kannſt du auch noch heut auf ihm; vielleicht hat dein Vater ihn auch nur um deshalb todtgeſchlagen!‘ Dann hob ſie das Kind an beiden Armen in die Höhe und ſetzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber ſtumm und unbeweglich ſitzen blieb und ſie nur immer anſah, begann ſie mit dem Kopfe zu ſchütteln: ‚Du ſtrafſt ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du ſtrafſt ihn!‘ murmelte ſie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde ſchien ſie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand ſtrich über das dürftige Haar desſelben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geſchehe.

„Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; ſie ſetzte ſich bald von ſelbſt auf den Angoraſchemel, und Trin Jans gab ihr kleine Fleiſch- und Brotſtückchen in ihre Händchen, welche ſie allezeit in Vorrath hatte, und ließ ſie dieſe auf den Fußboden werfen; dann kam mit Gekreiſch und ausgeſpreizten Flügeln die Möve aus irgend einem Winkel hervorgeſchoſſen und machte ſich

darüber her. Erſt erſchrak das Kind und ſchrie auf vor dem großen ſtürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn ſie nur ihr Köpfchen durch den Thürſpalt ſteckte, ſchoß ſchon der Vogel auf ſie zu und ſetzte ſich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hülfe kam und die Fütterung beginnen konnte. Trin Jans, die es ſonſt nicht hatte leiden können, daß Einer auch nur die Hand nach ihrem ‚Claus‘ ausſtreckte, ſah jetzt geduldig zu, wie das Kind allmählich ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ ſich willig von ihr haſchen; ſie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um ſie herum und eiferſüchtig gegen den Vogel aufſprang, dann rief ſie wohl: ‚Nicht du, nicht du, Perle!‘ und hob mit ihren Ärmchen die Möve ſo hoch, daß dieſe, ſich ſelbſt befreiend, ſchreiend über die Werfte hinflog und ſtatt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern ſuchte.

„Fielen zufällig Haukes oder Elkes Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am ſelben Stengel feſtgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten ſie ſich gewandt, ſo blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den Jedes einſam mit ſich von dannen trug, denn das erlöſende Wort war zwiſchen ihnen noch nicht geſprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Thieren auf den großen Steinen vor der Scheunthür ſaß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf ſeinen Schimmel hinter ſich, die Zügel über dem Arme, hier vorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd ſich ſelber von der Fenne heraufgeholt; ſein Weib hatte auf der Werfte ſich an ſeinen Arm gehängt. Die Sonne ſchien warm hernieder; es war faſt ſchwül, und mitunter kam ein Windſtoß aus Süd-Süd-Oſt. Dem Kinde mochte es auf

dem Platze unbehaglich werden: ‚Wienke will mit!‘ rief sie, schüttelte die Möve von ihrem Schoß und griff nach der Hand ihres Vaters.

„‚So komm!‘ sagte dieser.

— „Frau Elke aber rief: ‚In dem Wind? Sie fliegt dir weg!‘

„‚Ich halt sie schon; und heut haben wir warme Luft und lustig Wasser, da kann sie's tanzen sehen.‘

„Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Käppchen für ihr Kind. ‚Aber es giebt ein Wetter,‘ sagte sie; ‚macht, daß ihr fortkommt, und seid bald wieder hier!‘

„Hauke lachte: ‚Das soll uns nicht zu fassen kriegen!‘ und hob das Kind zu sich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte und sah, mit der Hand ihre Augen beschattend, die Beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertraben; Trin Jans saß auf dem Stein und murmelte Unverständliches mit ihren welken Lippen.

„Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als athme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: ‚Nun, Wienke?‘ frug er.

„Das Kind sah ihn eine Weile an: ‚Vater,‘ sagte es, ‚du kannst das doch! Kannst du nicht Alles?‘

„‚Was soll ich können, Wienke?‘

„Aber sie schwieg; sie schien die eigene Frage nicht verstanden zu haben.

„Es war Hochfluth; als sie auf den Deich hinaufkamen, schlug der Widerschein der Sonne von dem weiten Wasser ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen strudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und schlugen klatschend gegen den Strand; da klammerte sie ihre Händchen angstvoll um die Faust ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen

Augen ſahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: ‚Das Waſſer, Vater! das Waſſer!‘ rief ſie.

„Aber er löſte ſich ſanft und ſagte: ‚Still, Kind, du biſt bei deinem Vater; das Waſſer thut dir nichts!‘

„Sie ſtrich ſich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinauszuſehen. ‚Es thut mir nichts,‘ ſagte ſie zitternd; ‚nein, ſag, daß es uns nichts thun ſoll; du kannſt das, und dann thut es uns auch nichts!‘

„‚Nicht ich kann das, Kind,‘ entgegnete Hauke ernſt; ‚aber der Deich, auf dem wir reiten, der ſchützt uns, und den hat dein Vater ausgedacht und bauen laſſen.‘

„Ihre Augen gingen wider ihn, als ob ſie das nicht ganz verſtünde; dann barg ſie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

„‚Warum verſteckſt du dich, Wienke?‘ raunte der ihr zu; ‚iſt dir noch immer bange?‘ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: ‚Wienke will lieber nicht ſehen; aber du kannſt doch Alles, Vater?‘

„Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. ‚Hoho!‘ rief Hauke, ‚da kommt es!‘ und wandte ſein Pferd zur Rückkehr. ‚Nun wollen wir heim zur Mutter!‘

„Das Kind that einen tiefen Athemzug; aber erſt, als ſie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen von ſeines Vaters Bruſt. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchelchen und die Kapuze abgenommen hatte, blieb ſie wie ein kleiner ſtummer Kegel vor der Mutter ſtehen. ‚Nun, Wienke,‘ ſagte dieſe und ſchüttelte ſie leiſe, ‚magſt du das große Waſſer leiden?‘

„Aber das Kind riß die Augen auf: ‚Es ſpricht,‘ ſagte ſie; ‚Wienke iſt bange!‘

— „‚Es ſpricht nicht; es rauſcht und toſet nur!‘

„Das Kind ſah ins Weite: ‚Hat es Beine?‘ frug es wieder; ‚kann es über den Deich kommen?‘

— „‚Nein, Wienke; dafür paßt dein Vater auf, er iſt der Deichgraf.‘

„‚Ja,‘ ſagte das Kind und klatſchte mit blödem Lächeln in ſeine Händchen; ‚Vater kann Alles — Alles!‘ Dann plötzlich, ſich von der Mutter abwendend, rief ſie: ‚Laß Wienke zu Trin Jans, die hat rothe Äpfel!‘

„Und Elke öffnete die Thür und ließ das Kind hinaus. Als ſie dieſelbe wieder geſchloſſen hatte, ſchlug ſie mit einem Ausdruck des tiefſten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm ſonſt nur Troſt und Muth zu Hülfe gekommen war.

„Er reichte ihr die Hand und drückte ſie, als ob es zwiſchen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; ſie aber ſagte leis: ‚Nein, Hauke, laß mich ſprechen: das Kind, das ich nach Jahren dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O lieber Gott! es iſt ſchwachſinnig; ich muß es einmal vor dir ſagen.‘

„‚Ich wußte es längſt,‘ ſagte Hauke und hielt die Hand ſeines Weibes feſt, die ſie ihm entziehen wollte.

„‚So ſind wir denn doch allein geblieben,‘ ſprach ſie wieder.

„Aber Hauke ſchüttelte den Kopf: ‚Ich hab ſie lieb, und ſie ſchlägt ihre Ärmchen um mich und drückt ſich feſt an meine Bruſt; um alle Schätze wollt ich das nicht miſſen!‘

„Die Frau ſah finſter vor ſich hin: ‚Aber warum?‘ ſprach ſie; ‚was hab ich arme Mutter denn verſchuldet?‘

— „‚Ja, Elke, das hab ich freilich auch gefragt, den, der allein es wiſſen kann; aber du weißt ja auch, der Allmächtige giebt den Menſchen keine Antwort — vielleicht, weil wir ſie nicht begreifen würden.‘

„Er hatte auch die andere Hand ſeines Weibes gefaßt und zog ſie ſanft zu ſich heran: ‚Laß dich nicht irren, dein Kind, wie du es thuſt, zu lieben; ſei ſicher, das verſteht es!‘

„Da warf ſich Elke an ihres Mannes Bruſt und weinte

ſich ſatt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte ſie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief ſie hinaus und holte ſich ihr Kind aus der Kammer der alten Trin Jans, und nahm es auf ihren Schoß und hätſchelte und küßte es, bis es ſtammelnd ſagte: ‚Mutter, meine liebe Mutter!‘

* *
*

„So lebten die Menſchen auf dem Deichgrafshofe ſtill beiſammen; wäre das Kind nicht dageweſen, es hätte viel gefehlt.

„Allmählich verfloß der Sommer; die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Geſang der Lerchen; nur vor den Scheunen, wo ſie beim Dreſchen Körner pickten, hörte man hie und da einige kreiſchend davonfliegen; ſchon war Alles hart gefroren. In der Küche des Hauptauſes ſaß eines Nachmittags die alte Trin Jans auf der Holzſtufe einer Treppe, die neben dem Feuerherd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als ſei ſie aufgelebt; ſie kam jetzt gern einmal in die Küche und ſah Frau Elke hier hantiren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine ſie nicht hätten dahin tragen können, ſeit eines Tages klein Wienke ſie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und ſah mit ſeinen ſtillen Augen in die Flammen, die aus dem Herdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte ſich an den Ärmel der Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trin Jans erzählte: ‚Du weißt,‘ ſagte ſie, ‚ich ſtand in Dienſt bei deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußt ich die Schweine füttern; der war klüger als ſie Alle — da war es, es iſt grauſam lange her, aber eines Abends, der Mond ſchien, da ließen ſie die Haffſchleuſe ſchließen, und ſie konnte nicht wieder zurück in See. O, wie ſie ſchrie und mit ihren Fiſchhänden ſich in ihre harten

ſtruppigen Haare griff! Ja, Kind, ich ſah es und hörte ſie ſelber ſchreien! Die Gräben zwiſchen den Fennen waren alle voll Waſſer, und der Mond ſchien darauf, daß ſie wie Silber glänzten, und ſie ſchwamm aus einem Graben in den anderen und hob die Arme und ſchlug, was ihre Hände waren, an einander, daß man es weither klatſchen hörte, als wenn ſie beten wollte; aber, Kind, beten können dieſe Creaturen nicht. Ich ſaß vor der Hausthür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren, und ſah weithin über die Fennen; und das Waſſerweib ſchwamm noch immer in den Gräben, und wenn ſie die Arme aufhob, ſo glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt ſah ich ſie nicht mehr, und die Wildgänſe und Möven, die ich all die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft.‘

„Die Alte ſchwieg; das Kind hatte ein Wort ſich aufgefangen: ‚Konnte nicht beten?‘ frug ſie. ‚Was ſagſt du? Wer war es?‘

„‚Kind,‘ ſagte die Alte; ‚die Waſſerfrau war es; das ſind Undinger, die nicht ſelig werden können.‘

„‚Nicht ſelig!‘ wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe ſie das verſtanden, hob die kleine Bruſt.

— „‚Trin Jans!‘ kam eine tiefe Stimme von der Küchenthür, und die Alte zuckte leicht zuſammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: ‚Was redet Sie dem Kinde vor? Hab ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für ſich zu behalten oder ſie den Gänſ’ und Hühnern zu erzählen?‘

„Die Alte ſah ihn mit einem böſen Blick an und ſchob die Kleine von ſich fort: ‚Das ſind keine Mären,‘ murmelte ſie in ſich hinein, ‚das hat mein Großohm mir erzählt.‘

— „‚Ihr Großohm, Trin? Sie wollte es ja eben ſelbſt erlebt haben.‘

„‚Das iſt egal,‘ ſagte die Alte; ‚aber Ihr glaubt nicht,

Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!‘ Dann rückte ſie näher an den Herd und ſtreckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

„Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenſter: draußen dämmerte es noch kaum. ‚Komm, Wienke!‘ ſagte er und zog ſein ſchwachſinniges Kind zu ſich heran; ‚komm mit mir, ich will dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müſſen wir zu Fuß gehen; der Schimmel iſt beim Schmied.‘ Dann ging er mit ihr in die Stube, und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald danach ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordweſt hinauf, Jeversſand vorbei, bis wo die Watten breit, faſt unüberſehbar wurden.

„Bald hatte er ſie getragen, bald ging ſie an ſeiner Hand; die Dämmerung wuchs allmählich; in der Ferne verſchwand Alles in Dunſt und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unſichtbar ſchwellenden Wattſtröme das Eis zerriſſen, und, wie Hauke Haien es in ſeiner Jugend einſt geſehen hatte, aus den Spalten ſtiegen wie damals die rauchenden Nebel, und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närriſchen Geſtalten und hüpften gegen einander und dienerten und dehnten ſich plötzlich ſchreckhaft in die Breite.

„Das Kind klammerte ſich angſtvoll an ſeinen Vater und deckte deſſen Hand über ſein Geſichtlein: ‚Die Seeteufel!‘ raunte es zitternd zwiſchen ſeine Finger; ‚die Seeteufel!‘

„Er ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, Wienke, weder Waſſerweiber noch Seeteufel; ſo etwas giebt es nicht; wer hat dir davon geſagt?‘

„Sie ſah mit ſtumpfem Blicke zu ihm herauf; aber ſie antwortete nicht. Er ſtrich ihr zärtlich über die Wangen: ‚Sieh nur wieder hin!‘ ſagte er, ‚das ſind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große ſeine Flügel

breitet; die holen ſich die Fiſche, die in die rauchenden Spalten kommen.‘

„‚Fiſche,‘ wiederholte Wienke.

„‚Ja, Kind, das Alles iſt lebig, ſo wie wir; es giebt nichts Anderes; aber der liebe Gott iſt überall!‘

„Klein Wienke hatte ihre Augen feſt auf den Boden gerichtet und hielt den Athem an; es war, als ſähe ſie erſchrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur ſo; der Vater blickte lange auf ſie hin, er bückte ſich und ſah in ihr Geſichtlein; aber keine Regung der verſchloſſenen Seele wurde darin kund. Er hob ſie auf den Arm und ſteckte ihre verklommenen Händchen in einen ſeiner dicken Wollhandſchuhe: ‚So, mein Wienke‘ — und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in ſeinen Worten — ‚ſo, wärm dich bei mir! Du biſt doch unſer Kind, unſer einziges. Du haſt uns lieb …!‘ Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in ſeinen rauhen Bart.

„So gingen ſie friedlich heimwärts.

* *
*

„Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marſchfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; auch mit ihm ging es nah am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elkes Pfleg und Sorge wieder erſtanden war, ſchien er kaum derſelbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf ſeinem Geiſte, und Elke ſah mit Beſorgniß, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, ſeinen Schimmel zu beſteigen und zum erſten Male wieder auf ſeinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geſchienen hatte, lag längſt ſchon wieder hinter trübem Duft.

„Im Winter hatte es ein paar Mal Hochwaſſer gegeben; aber es war nicht von Belang geweſen; nur drüben am anderen Ufer war auf einer Hallig eine Herde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgeriſſen worden; hier an dieſer Seite und am neuen Kooge war ein nennenswerther Schaden nicht geſchehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein ſtärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf ſelbſt hinaus und Alles mit eigenem Aug beſichtigen. Schon war er unten von der Südoſtecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war Alles wohl erhalten; als er aber an die Nordoſtecke gekommen war, dort wo der neue Deich auf den alten ſtößt, war zwar der erſtere unverſehrt, aber wo früher der Priehl den alten erreicht hatte und an ihm entlang gefloſſen war, ſah er in großer Breite die Grasnarbe zerſtört und fortgeriſſen und in dem Körper des Deiches eine von der Fluth gewühlte Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäuſegängen blosgelegt war. Hauke ſtieg vom Pferde und beſichtigte den Schaden in der Nähe: das Mäuſeunheil ſchien unverkennbar noch unſichtbar weiter fortzulaufen.

„Er erſchrak heftig; gegen alles dieſes hätte ſchon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müſſen; da es damals überſehen worden, ſo mußte es jetzt geſchehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben; wohin er blickte, es ſah ihn leer und öde an. Er beſtieg wieder ſein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe, und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her ſich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordweſten auf den alten Deich geſtoßen war; der neue aber, ſoweit es ihn traf, hatte mit ſeinem ſanfteren Profile dem Anprall widerſtehen können.

„Ein Haufen neuer Plag und Arbeit erhob ſich vor der Seele des Deichgrafen; nicht nur der alte Deich mußte hier

verſtärkt, auch deſſen Profil dem des neuen angenähert werden; vor Allem aber mußte der als gefährlich wieder aufgetretene Priehl durch neu zu legende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerſte Nordweſtecke, dann wieder rückwärts, die Augen unabläſſig auf das neu gewühlte Bett des Priehles heftend, der ihm zur Seite ſich deutlich genug in dem blosgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und ſchnob und ſchlug mit den Vorderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück, er wollte langſam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wilder in ihm aufgohr.

„Wenn eine Sturmfluth wiederkäme — eine, wie 1655 dageweſen, wo Gut und Menſchen ungezählt verſchlungen wurden — wenn ſie wiederkäme, wie ſie ſchon mehrmals einſt gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieſelte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heraufſchöſſe! Was dann, was ſollte dann geſchehen? — Nur Eines, ein einzig Mittel würde es geben, um vielleicht den alten Koog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte ſein Herz ſtill ſtehen, ſein ſonſt ſo feſter Kopf ſchwindelte; er ſprach es nicht aus, aber in ihm ſprach es ſtark genug: Dein Koog, der Hauke-Haien-Koog müßte preisgegeben und der neue Deich durchſtochen werden!

„Schon ſah er im Geiſt die ſtürzende Hochfluth hereinbrechen und Gras und Klee mit ihrem ſalzen ſchäumenden Giſcht bedecken. Ein Sporenſtich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausſtoßend, flog er auf dem Deich entlang und dann den Akt hinab, der deichgräflichen Werfte zu.

„Den Kopf voll von innerem Schreckniß und ungeordneten Plänen kam er nach Hauſe. Er warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer

trat, ſtand er wieder auf und hob das Kind zu ſich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten Schlägen von ſich. ‚Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!‘ ſagte er und nahm ſeine Mütze vom Thürhaken, wohin er ſie eben erſt gehängt hatte.

„Seine Frau ſah ihn ſorgvoll an: ‚Was willſt du dort? Es wird ſchon Abend, Hauke!‘

„‚Deichgeſchichten!‘ murmelte er vor ſich hin, ‚ich treffe von den Gevollmächtigten dort.‘

„Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war mit dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Hauke Haien, der ſonſt Alles bei ſich ſelber abgeſchloſſen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von Jenen zu erhalten, die er ſonſt kaum eines Antheils werth gehalten hatte. Im Gaſtzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Gevollmächtigten und einem Koogeinwohner am Kartentiſch.

„‚Du kommſt wohl von draußen, Deichgraf?‘ ſagte der Erſtere, nahm die halb ausgetheilten Karten auf und warf ſie wieder hin.

„‚Ja, Ole,‘ erwiderte Hauke; ‚ich war dort; es ſieht übel aus.‘

„‚Übel? — Nun, ein paar Hundert Soden und eine Beſtickung wird's wohl koſten; ich war dort auch am Nachmittag.‘

„‚So wohlfeil wird's nicht abgehen, Ole,‘ erwiderte der Deichgraf, ‚der Priehl iſt wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich ſtößt, ſo thut er's doch von Nordweſten!‘

„‚Du hättſt ihn laſſen ſollen, wo du ihn fandeſt!‘ ſagte Ole trocken.

„‚Das heißt,‘ entgegnete Hauke, ‚der neue Koog geht dich nichts an; und darum ſollte er nicht exiſtiren. Das iſt deine eigene Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müſſen, um den alten Deich zu ſchützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!‘

„‚Was ſagt Ihr, Deichgraf?‘ riefen die Gevollmächtigten; ‚Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, Alles beim theuerſten Ende anzufaſſen!‘

„Die Karten lagen unberührt auf dem Tiſch. ‚Ich will's dir ſagen, Deichgraf,‘ ſagte Ole Peters und ſtemmte beide Arme auf, ‚dein neuer Koog iſt ein freſſend Werk, was du uns geſtiftet haſt! Noch laborirt Alles an den ſchweren Koſten deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir ſollen ihn verneuen! — Zum Glück iſt's nicht ſo ſchlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner thun! Steig nur morgen wieder auf deinen Schimmel und ſieh es dir noch einmal an!‘

„Hauke war aus dem Frieden ſeines Hauſes hieher gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerſtand; ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. ‚Ich will thun, wie du es räthſt, Ole,‘ ſprach er; ‚nur fürcht ich, ich werd es finden, wie ich es heut geſehen habe.‘

— „Eine unruhige Nacht folgte dieſem Tage; Hauke wälzte ſich ſchlaflos in ſeinen Kiſſen. ‚Was iſt dir?‘ frug ihn Elke, welche die Sorge um ihren Mann wach hielt; ‚drückt dich etwas, ſo ſprich es von dir; wir haben's ja immer ſo gehalten!‘

„‚Es hat nichts auf ſich, Elke!‘ erwiderte er, ‚am Deiche, an den Schleuſen iſt was zu repariren; du weißt, daß ich das allzeit Nachts in mir zu verarbeiten habe.‘ Weiter ſagte er nichts; er wollte ſich die Freiheit ſeines Handelns vorbehalten; ihm unbewußt war die klare Einſicht und der kräftige Geiſt ſeines Weibes ihm in ſeiner augenblicklichen Schwäche ein Hinderniß, dem er unwillkürlich auswich.

— — „Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andere, als wie er ſie Tags zuvor gefunden hatte; zwar war wieder hohl Ebbe,

aber der Tag war noch im Steigen, und eine lichte Frühlingssonne ließ ihre Strahlen fast senkrecht auf die unabsehbaren Watten fallen; die weißen Möven schwebten ruhig hin und wieder, und unsichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, sangen die Lerchen ihre ewige Melodie. Hauke, der nicht wußte, wie uns die Natur mit ihrem Reiz betrügen kann, stand auf der Nordwestecke des Deiches und suchte nach dem neuen Bett des Priehles, das ihn gestern so erschreckt hatte, aber bei dem vom Zenith herabschießenden Sonnenlichte fand er es anfänglich nicht einmal. Erst da er gegen die blendenden Strahlen seine Augen mit der Hand beschattete, konnte er es nicht verkennen; aber dennoch, die Schatten in der gestrigen Dämmerung mußten ihn getäuscht haben: es kennzeichnete sich jetzt nur schwach; die blosgelegte Mäusewirthschaft mußte mehr als die Fluth den Schaden in dem Deich veranlaßt haben. Freilich, Wandel mußte hier geschafft werden, aber durch sorgfältiges Aufgraben und, wie Ole Peters gesagt hatte, durch frische Soden und einige Ruthen Strohbestickung war der Schaden auszuheilen.

„‚Es war so schlimm nicht,‘ sprach er erleichtert zu sich selber, ‚du bist gestern doch dein eigner Narr gewesen!‘ — Er berief die Gevollmächtigten, und die Arbeiten wurden ohne Widerspruch beschlossen, was bisher noch nie geschehen war. Der Deichgraf meinte eine stärkende Ruhe in seinem noch geschwächten Körper sich verbreiten zu fühlen, und nach einigen Wochen war Alles sauber ausgeführt.

„Das Jahr ging weiter, aber je weiter es ging und je ungestörter die neugelegten Rasen durch die Strohdecke grünten, um so unruhiger ging oder ritt Hauke an dieser Stelle vorüber, er wandte die Augen ab, er ritt hart an der Binnenseite des Deiches; ein paar Mal, wo er dort hätte vorüber müssen, ließ er sein schon gesatteltes Pferd wieder in den Stall zurückführen; dann wieder, wo er nichts dort zu thun hatte, wanderte er, um nur rasch und ungesehen von

ſeiner Werfte fortzukommen, plötzlich und zu Fuß dahin; manchmal auch war er umgekehrt, er hatte es ſich nicht zumuthen können, die unheimliche Stelle aufs Neue zu betrachten; und endlich, mit den Händen hätte er Alles wieder aufreißen mögen, denn wie ein Gewiſſensbiß, der außer ihm Geſtalt gewonnen hatte, lag dies Stück des Deiches ihm vor Augen. Und doch, ſeine Hand konnte nicht mehr daran rühren; und Niemandem, ſelbſt nicht ſeinem Weibe, durfte er davon reden. So war der September gekommen; Nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordweſt umgeſprungen. An trübem Vormittag danach, zur Ebbezeit, ritt Hauke auf den Deich hinaus, und es durchfuhr ihn, als er ſeine Augen über die Watten ſchweifen ließ; dort, von Nordweſt herauf, ſah er plötzlich wieder, und ſchärfer und tiefer ausgewühlt, das geſpenſtiſche neue Bett des Priehles; ſo ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wollte nicht mehr weichen.

„Als er nach Haus kam, ergriff Elke ſeine Hand: ‚Was haſt du, Hauke?‘ ſprach ſie, als ſie in ſein düſteres Antlitz ſah; ‚es iſt doch kein neues Unheil? Wir ſind jetzt ſo glücklich; mir iſt, du haſt nun Frieden mit ihnen Allen!‘

„Dieſen Worten gegenüber vermochte er ſeine verworrene Furcht nicht in Worten kund zu geben.

„‚Nein, Elke,‘ ſagte er, ‚mich feindet Niemand an; es iſt nur ein verantwortlich Amt, die Gemeinde vor unſeres Herrgotts Meer zu ſchützen.‘

„Er machte ſich los, um weiteren Fragen des geliebten Weibes auszuweichen. Er ging in Stall und Scheuer, als ob er Alles revidiren müſſe; aber er ſah nichts um ſich her; er war nur befliſſen, ſeinen Gewiſſensbiß zur Ruhe, ihn ſich ſelber als eine krankhaft übertriebene Angſt zur Überzeugung zu bringen.

— — „Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle,“ ſagte nach einer Weile mein Gaſtfreund, der Schulmeiſter, „war

das Jahr 1756, das in dieſer Gegend nie vergeſſen wird; im Hauſe Hauke Haiens brachte es eine Todte. Zu Ende des Septembers war in der Kammer, welche ihr in der Scheune eingeräumt war, die faſt neunzigjährige Trin Jans am Sterben. Man hatte ſie nach ihrem Wunſche in den Kiſſen aufgerichtet, und ihre Augen gingen durch die kleinen bleigefaßten Scheiben in die Ferne; es mußte dort am Himmel eine dünnere Luftſchicht über einer dichteren liegen, denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in dieſem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberſtreifen über den Rand des Deiches, ſo daß es blendend in die Kammer ſchimmerte; auch die Südſpitze von Jeversſand war ſichtbar.

„Am Fußende des Bettes kauerte die kleine Wienke und hielt mit der einen Hand ſich feſt an der ihres Vaters, der daneben ſtand. In das Antlitz der Sterbenden grub eben der Tod das hippokratiſche Geſicht, und das Kind ſtarrte athemlos auf die unheimliche, ihr unverſtändliche Verwandlung des unſchönen, aber ihr vertrauten Angeſichts.

„‚Was macht ſie? Was iſt das, Vater?‘ flüſterte ſie angſtvoll und grub die Fingernägel in ihres Vaters Hand.

„‚Sie ſtirbt!‘ ſagte der Deichgraf.

„‚Stirbt!‘ wiederholte das Kind und ſchien in verworrenes Sinnen zu verfallen.

„Aber die Alte rührte noch einmal ihre Lippen: ‚Jins! Jins!‘ und kreiſchend, wie ein Nothſchrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich gegen die draußen flimmernde Meeresſpiegelung: ‚Hölp mi! Hölp mi! Du biſt ja bawen Water ... Gott gnad de Annern!‘

„Ihre Arme ſanken, ein leiſes Krachen der Bettſtatt wurde hörbar; ſie hatte aufgehört zu leben.

„Das Kind that einen tiefen Seufzer und warf die blaſſen Augen zu ihrem Vater auf: ‚Stirbt ſie noch immer?‘ frug es.

„‚Sie hat es vollbracht!‘ ſagte der Deichgraf und nahm das Kind auf ſeinen Arm: ‚Sie iſt nun weit von uns, beim lieben Gott.‘

„‚Beim lieben Gott!‘ wiederholte das Kind und ſchwieg eine Weile, als müſſe es den Worten nachſinnen. ‚Iſt das gut, beim lieben Gott?‘

„‚Ja, das iſt das Beſte.‘ — In Haukes Innerem aber klang ſchwer die letzte Rede der Sterbenden. ‚Gott gnad de Annern!‘ ſprach es leiſe in ihm. ‚Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten — —?‘

— — „Bald, nachdem Trin Jans oben bei der Kirche eingegraben war, begann man immer lauter von allerlei Unheil und ſeltſamem Geſchmeiß zu reden, das die Menſchen in Nordfriesland erſchreckt haben ſollte: und ſicher war es, am Sonntage Lätare war droben von der Thurmſpitze der goldene Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden; auch das war richtig, im Hochſommer fiel, wie ein Schnee, ein groß Geſchmeiß vom Himmel, daß man die Augen davor nicht aufthun konnte und es hernach faſt handhoch auf den Fennen lag, und hatte Niemand je ſo was geſehen. Als aber nach Ende September der Großknecht mit Korn und die Magd Ann Grethe mit Butter in die Stadt zu Markt gefahren waren, kletterten ſie bei ihrer Rückkunft mit ſchreckensbleichen Geſichtern von ihrem Wagen. ‚Was iſt? Was habt ihr?‘ riefen die anderen Dirnen, die hinausgelaufen waren, da ſie den Wagen rollen hörten.

„Ann Grethe in ihrem Reiſeanzug trat athemlos in die geräumige Küche. ‚Nun, ſo erzähl doch!‘ riefen die Dirnen wieder, ‚wo iſt das Unglück los?‘

„‚Ach, unſer lieber Jeſus wolle uns behüten!‘ rief Ann Grethe. ‚Ihr wißt, von drüben, überm Waſſer, das alt Mariken vom Ziegelhof, wir ſtehen mit unſerer Butter ja allzeit zuſammen an der Apothekerecke, die hat es mir erzählt, und Iven Johns ſagte auch, »das giebt ein Unglück!«

ſagte er; »ein Unglück über ganz Nordfriesland; glaub mir's, Ann Greth! Und«' — ſie dämpfte ihre Stimme — ‚»mit des Deichgrafs Schimmel iſt's am Ende auch nicht richtig!«'

„‚Scht! ſcht!' machten die anderen Dirnen.

— „‚Ja, ja; was kümmert's mich! Aber drüben, an der anderen Seite, geht's noch ſchlimmer als bei uns! Nicht blos Fliegen und Geſchmeiß, auch Blut iſt wie Regen vom Himmel gefallen; und da am Sonntagmorgen danach der Paſtor ſein Waſchbecken vorgenommen hat, ſind fünf Todtenköpfe, wie Erbſen groß, darin geweſen, und Alle ſind gekommen, um das zu ſehen; im Monat Auguſti ſind grauſige rothköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn und Mehl und Brot, und was ſie fanden, weggefreſſen, und hat kein Feuer ſie vertilgen können!'

„Die Erzählerin verſtummte plötzlich; keine der Mägde hatte bemerkt, daß die Hausfrau in die Küche getreten war. ‚Was redet ihr da?' ſprach dieſe. ‚Laßt das den Wirth nicht hören!' Und da ſie Alle jetzt erzählen wollten: ‚Es thut nicht noth; ich habe genug davon vernommen; geht an eure Arbeit, das bringt euch beſſeren Segen!' Dann nahm ſie Ann Grethe mit ſich in die Stube und hielt mit dieſer Abrechnung über ihre Marktgeſchäfte.

„So fand im Hauſe des Deichgrafen das abergläubiſche Geſchwätz bei der Herrſchaft keinen Anhalt; aber in die übrigen Häuſer, und je länger die Abende wurden, um deſto leichter drang es mehr und mehr hinein. Wie ſchwere Luft lag es auf Allen, und heimlich ſagte man es ſich, ein Unheil, ein ſchweres, würde über Nordfriesland kommen.

* *
*

„Es war vor Allerheiligen, im October. Tag über hatte es ſtark aus Südweſt geſtürmt; Abends ſtand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin,

und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durch einander; der Sturm war im Wachſen. Im Zimmer des Deichgrafen ſtand noch der geleerte Abendtiſch; die Knechte waren in den Stall gewieſen, um dort des Viehes zu achten; die Mägde mußten im Hauſe und auf den Böden nachſehen, ob Thüren und Luken wohl verſchloſſen ſeien, daß nicht der Sturm hineinfaſſe und Unheil anrichte. Drinnen ſtand Hauke neben ſeiner Frau am Fenſter; er hatte eben ſein Abendbrot hinabgeſchlungen; er war draußen auf dem Deich geweſen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, ſchon früh am Nachmittag; ſpitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verrathen ſchien, zuſammentragen laſſen; überall hatte er Leute angeſtellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, ſobald die Fluth den Deich zu ſchädigen beginne; an dem Winkel zu Nordweſten, wo der alte und der neue Deich zuſammenſtießen, hatte er die meiſten Menſchen hingeſtellt; nur im Nothfall durften ſie von den angewieſenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelaſſen; dann, vor kaum einer Viertelſtunde, naß, zerzauſt, war er in ſeinem Hauſe angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben raſſeln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüſte Nacht hinaus; die Wanduhr hinter ihrer Glasſcheibe ſchlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter ſtand, fuhr zuſammen und barg den Kopf in deren Kleider. ‚Claus!‘ rief ſie weinend; ‚wo iſt mein Claus?‘

„Sie konnte wohl ſo fragen, denn die Möve hatte, wie ſchon im vorigen Jahre, ſo auch jetzt ihre Winterreiſe nicht mehr angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. ‚Dein Claus iſt in der Scheune,‘ ſagte ſie; ‚da ſitzt er warm.‘

„‚Warum?‘ ſagte Wienke, ‚iſt das gut?

— „‚Ja, das iſt gut.‘

„Der Hausherr ſtand noch am Fenſter: ‚Es geht nicht länger, Elke!‘ ſagte er; ‚ruf eine von den Dirnen; der Sturm drückt uns die Scheiben ein, die Luken müſſen angeſchroben werden!‘

„Auf das Wort der Hausfrau war die Magd hinausgelaufen; man ſah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als ſie die Klammern gelöſt hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenſter, daß ein paar Scheiben zerſplittert in die Stube flogen und eins der Lichter qualmend auslosch. Hauke mußte ſelbſt hinaus, zu helfen, und nur mit Noth kamen allmählich die Luken vor die Fenſter. Als ſie beim Wiedereintritt in das Haus die Thür aufriſſen, fuhr eine Böe hinterdrein, daß Glas und Silber im Wandſchrank durch einander klirrten; oben im Hauſe über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle ſchritt. ‚Den Schimmel! Den Schimmel, John! Raſch!‘ So hörte ſie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzauſt, aber die grauen Augen leuchtend. ‚Der Wind iſt umgeſprungen!‘ rief er — ‚nach Nordweſt, auf halber Springfluth! Kein Wind; — wir haben ſolchen Sturm noch nicht erlebt!‘

„Elke war todtenblaß geworden: ‚Und du mußt noch einmal hinaus?‘

„Er ergriff ihre beiden Hände und drückte ſie wie im Krampfe in die ſeinen: ‚Das muß ich, Elke.‘

„Sie erhob langſam ihre dunklen Augen zu ihm, und ein paar Secunden lang ſahen ſie ſich an; doch war's wie eine Ewigkeit. ‚Ja, Hauke,‘ ſagte das Weib; ‚ich weiß es wohl, du mußt!‘

„Da trabte es draußen vor der Hausthür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne

ſie ihn nicht laſſen; aber auch das war nur ein Augenblick. ‚Das iſt unſer Kampf!‘ ſprach Hauke; ‚ihr ſeid hier ſicher; an dies Haus iſt noch keine Fluth geſtiegen. Und bete zu Gott, daß er auch mit mir ſei!‘

„Hauke hüllte ſich in ſeinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm ſorgſam um den Hals; ſie wollte ein Wort ſprechen, aber die zitternden Lippen verſagten es ihr.

„Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenſchall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen; die alte Eſche knarrte, als ob ſie auseinanderſtürzen ſolle. ‚Steigt auf, Herr!‘ rief der Knecht, ‚der Schimmel iſt wie toll; die Zügel könnten reißen.‘ Hauke ſchlug die Arme um ſein Weib: ‚Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!‘

„Schon war er auf ſein Pferd geſprungen; das Thier ſtieg mit den Vorderhufen in die Höhe, dann gleich einem Streithengſt, der ſich in die Schlacht ſtürzt, jagte es mit ſeinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. ‚Vater, mein Vater!‘ ſchrie eine klägliche Kinderſtimme hinter ihm darein; ‚mein lieber Vater!‘

„Wienke war im Dunklen hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber ſchon nach hundert Schritten ſtrauchelte ſie über einen Erdhaufen und fiel zu Boden.

„Der Knecht Iven Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Eſche, deren Zweige über ihr die Luft peitſchten, und ſtarrte wie abweſend in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verſchwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatſchen des Meeres einen Augenblick ausſetzten, fuhr ſie wie in Schreck zuſammen; ihr war jetzt, als ſuche Alles nur ihn zu verderben und werde jäh verſtummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Kniee zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöſt und trieb damit ſein Spiel. ‚Hier iſt das

Kind, Frau!‘ ſchrie John ihr zu; ‚haltet es feſt!‘ und drückte die Kleine der Mutter in den Arm.

„‚Das Kind? — Ich hatte dich vergeſſen, Wienke!‘ rief ſie; ‚Gott verzeih mir's.‘ Dann hob ſie es an ihre Bruſt, ſo feſt nur Liebe faſſen kann, und ſtürzte mit ihr in die Kniee: ‚Herr Gott und du mein Jeſus, laß uns nicht Wittwe und nicht Waiſe werden! Schütz ihn, o lieber Gott; nur du und ich, wir kennen ihn allein!‘ Und der Sturm ſetzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als ſolle die ganze Welt in ungeheurem Hall und Schall zu Grunde gehen.

„‚Geht in das Haus, Frau!‘ ſagte John; ‚kommt!‘ und er half ihnen auf und leitete die Beiden in das Haus und in die Stube.

— — „Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf ſeinem Schimmel dem Deiche zu. Der ſchmale Weg war grundlos, denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der naſſe ſaugende Klei ſchien gleichwohl die Hufe des Thieres nicht zu halten, es war, als hätte es feſten Sommerboden unter ſich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marſch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüſte; von dem Waſſer hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kam ein dumpfes Toſen, als müſſe es alles Andere verſchlingen. ‚Vorwärts, Schimmel!‘ rief Hauke; ‚wir reiten unſeren ſchlimmſten Ritt!‘

„Da klang es wie ein Todesſchrei unter den Hufen ſeines Roſſes. Er riß den Zügel zurück; er ſah ſich um: ihm zur Seite dicht über dem Boden, halb fliegend, halb vom Sturme geſchleudert, zog eine Schar von weißen Möven, ein höhniſches Gegacker ausſtoßend; ſie ſuchten Schutz im Lande. Eine von ihnen — der Mond ſchien flüchtig durch die Wolken — lag am Weg zertreten: dem Reiter war's, als flattere ein rothes Band an ihrem Halſe. ‚Claus!‘ rief er. ‚Armer Claus!‘

„War es der Vogel ſeines Kindes? Hatte er Roß und

Reiter erkannt und ſich bei ihnen bergen wollen? — Der Reiter wußte es nicht. ‚Vorwärts!‘ rief er wieder, und ſchon hob der Schimmel zu neuem Rennen ſeine Hufe; da ſetzte der Sturm plötzlich aus, eine Todtenſtille trat an ſeine Stelle; nur eine Secunde lang, dann kam er mit erneuter Wuth zurück; aber Menſchenſtimmen und verlorenes Hundegebell waren inzwiſchen an des Reiters Ohr geſchlagen, und als er rückwärts nach ſeinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häuſern Menſchen an hochbeladenen Wagen umher hantirend; er ſah, wie im Fluge, noch andere Wagen eilend nach der Geeſt hinauffahren; Gebrüll von Rindern traf ſein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden. ‚Gott Dank! ſie ſind dabei, ſich und ihr Vieh zu retten!‘ rief es in ihm; und dann mit einem Angſtſchrei: ‚Mein Weib! Mein Kind! — Nein, nein; auf unſere Werfte ſteigt das Waſſer nicht!‘

„Aber nur einen Augenblick war es; nur wie eine Viſion flog Alles an ihm vorbei.

„Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen ſtürmten Roß und Reiter den ſchmalen Akt zum Deich hinan. Als ſie oben waren, ſtoppte Hauke mit Gewalt ſein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeversſand? Wo blieb das Ufer drüben? — — Nur Berge von Waſſer ſah er vor ſich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel ſtiegen, die in der furchtbaren Dämmerung ſich über einander zu thürmen ſuchten und über einander gegen das feſte Land ſchlugen. Mit weißen Kronen kamen ſie daher, heulend, als ſei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgethiers der Wildniß. Der Schimmel ſchlug mit den Vorderhufen und ſchnob mit ſeinen Nüſtern in den Lärm hinaus; den Reiter aber wollte es überfallen, als ſei hier alle Menſchenmacht zu Ende; als müſſe jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

„Doch er beſann ſich: es war ja Sturmfluth; nur hatte er ſie ſelbſt noch nimmer ſo geſehen; ſein Weib, ſein Kind, ſie ſaßen ſicher auf der hohen Werfte, in dem feſten Hauſe; ſein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Bruſt — der Hauke-Haien-Deich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweiſen, wie man Deiche bauen müſſe!

„Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwiſchen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hieher geſtellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinan; denn auch dorthin hatte er Einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menſchen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb allein; nur das Wehen des Sturmes und das Brauſen des Meeres bis aus unermeſſener Ferne ſchlug betäubend an ſein Ohr. Er wandte das Pferd zurück: er kam wieder zu der verlaſſenen Ecke und ließ ſeine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langſamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; faſt ſchien's, als wäre dort ein ander Waſſer. ‚Der ſoll ſchon ſtehen!‘ murmelte er, und wie ein Lachen ſtieg es in ihm herauf.

„Aber das Lachen verging ihm, als ſeine Blicke weiter an der Linie ſeines Deichs entlang glitten: an der Nordweſtecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durch einander; er ſah, wie es ſich emſig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menſchen! Was wollten, was arbeiteten die jetzt an ſeinem Deiche? — Und ſchon ſaßen ſeine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Thier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitſeite; mitunter drängten die Böen ſo gewaltig, daß ſie faſt vom Deiche in den neuen Koog hinabgeſchleudert wären; aber Roß und Reiter wußten, wo ſie ritten. Schon gewahrte Hauke, daß wohl ein paar Dutzend Menſchen in eifriger Arbeit dort beiſammen ſeien, und ſchon ſah er deut-

lich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltſam ſtoppte er ſein Pferd: ‚Halt!‘ ſchrie er; ‚halt! Was treibt ihr hier für Teufelsunfug?‘

„Sie hatten in Schreck die Spaten ruhen laſſen, als ſie auf einmal den Deichgraf unter ſich gewahrten; ſeine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er ſah wohl, daß mehrere ihm zu antworten ſtrebten; aber er gewahrte nur ihre heftigen Geberden, denn ſie ſtanden Alle ihm zur Linken, und was ſie ſprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menſchen mitunter wie im Taumel gegen einander warf, ſo daß ſie ſich dicht zuſammenſcharten. Hauke maß mit ſeinen raſchen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Waſſers, das, trotz des neuen Profiles, faſt an die Höhe des Deiches hinaufklatſchte und Roß und Reiter überſpritzte. Nur noch zehn Minuten Arbeit — er ſah es wohl — dann brach die Hochfluth durch die Rinne, und der Hauke-Haien-Koog wurde vom Meer begraben!

„Der Deichgraf winkte einem der Arbeiter an die andere Seite ſeines Pferdes. ‚Nun, ſo ſprich!‘ ſchrie er, ‚was treibt ihr hier, was ſoll das heißen?‘

„Und der Menſch ſchrie dagegen: ‚Wir ſollen den neuen Deich durchſtechen, Herr! damit der alte Deich nicht bricht!‘

„‚Was ſollt ihr?‘

— „‚Den neuen Deich durchſtechen!‘

„‚Und den Koog verſchütten? — Welcher Teufel hat euch das befohlen?‘

„‚Nein, Herr, kein Teufel; der Gevollmächtigte Ole Peters iſt hier geweſen, der hat's befohlen!‘

„Der Zorn ſtieg dem Reiter in die Augen: ‚Kennt ihr mich?‘ ſchrie er. ‚Wo ich bin, hat Ole Peters nichts zu ordiniren! Fort mit euch! An eure Plätze, wo ich euch hingeſtellt!‘

„Und da ſie zögerten, ſprengte er mit ſeinem Schim-

mel zwiſchen ſie: ‚Fort, zu eurer oder des Teufels Groß=mutter!‘

„‚Herr, hütet Euch!‘ rief Einer aus dem Haufen und ſtieß mit ſeinem Spaten gegen das wie raſend ſich ge=berdende Thier; aber ein Hufſchlag ſchleuderte ihm den Spaten aus der Hand, ein Anderer ſtürzte zu Boden. Da plötzlich erhob ſich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangſt einer Menſchenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war Alles, auch der Deich=graf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiſer ſeinen Arm geſtreckt; der wies nach der Nordweſtecke der beiden Deiche, dort wo der neue auf den alten ſtieß. Nur das Toſen des Sturmes und das Rauſchen des Waſſers war zu hören. Hauke drehte ſich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: ‚Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!‘

„‚Eure Schuld, Deichgraf!‘ ſchrie eine Stimme aus dem Haufen: ‚Eure Schuld! Nehmt's mit vor Gottes Thron!‘

„Haukes zornrothes Antlitz war todtenbleich geworden; der Mond, der es beſchien, konnte es nicht bleicher machen; ſeine Arme hingen ſchlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; ſchon richtete er ſich auf, ein hartes Stöhnen brach aus ſeinem Munde; dann wandte er ſtumm ſein Pferd, und der Schimmel ſchnob und raſte oſtwärts auf dem Deich mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen ſcharf nach allen Seiten; in ſeinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchſtich des neuen Deichs — vielleicht, ſie hätten's fertig gebracht, wenn er ſein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es ſchoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nur zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters'

böſes Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Deichs erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müſſen: ‚Herr Gott, ja ich bekenn es,‘ rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, ‚ich habe meines Amtes ſchlecht gewartet!‘

„Zu ſeiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; vor ihm, und jetzt in voller Finſterniß, lag der alte Koog mit ſeinen Werften und heimathlichen Häuſern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgethan; nur von einer Stelle brach ein Lichtſchein durch das Dunkel. Und wie ein Troſt kam es an des Mannes Herz; es mußte von ſeinem Haus herüber ſcheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, die ſaßen ſicher auf der hohen Werfte! Die Anderen, gewiß, ſie waren ſchon im Geeſtdorf droben; von dorther ſchimmerte ſo viel Lichtſchein, wie er niemals noch geſehen hatte; ja ſelbſt hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchthurm ſein, brach ſolcher in die Nacht hinaus. ‚Sie werden Alle fort ſein, Alle!‘ ſprach Hauke bei ſich ſelber; ‚freilich auf mancher Werfte wird ein Haus in Trümmern liegen, ſchlechte Jahre werden für die überſchwemmten Fennen kommen, Siele und Schleuſen zu repariren ſein! Wir müſſen's tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leids gethan; nur, Herr, mein Gott, ſei gnädig mit uns Menſchen!‘

„Da warf er ſeine Augen ſeitwärts nach dem neuen Koog; um ihn ſchäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Bruſt: ‚Der Hauke-Haien-Deich, er ſoll ſchon halten; er wird es noch nach hundert Jahren thun!‘

„Ein donnerartiges Rauſchen zu ſeinen Füßen weckte ihn aus dieſen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd ſprang zurück, und er fühlte es, ein Deichſtück ſtürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und ſchüttelte alles Sinnen von ſich:

er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen ſchon darauf geſtanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Geſtirn beleuchtete den Graus, der ſchäumend, ziſchend vor ihm in die Tiefe ſtürzte, in den alten Koog hinab.

„Wie ſinnlos ſtarrte Hauke darauf hin; eine Sündfluth war's, um Thier und Menſchen zu verſchlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtſchein in die Augen; es war derſelbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf ſeiner Werfte; und als er jetzt ermuthigt in den Koog hinabſah, gewahrte er wohl, daß hinter dem ſinnverwirrenden Strudel, der toſend vor ihm hinabſtürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überfluthet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heranführte. Er ſah noch mehr: ein Wagen, nein, eine zweiräderige Carriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja auch ein Kind ſaßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreiſchende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, ſein Kind waren es; ſchon kamen ſie dicht heran, und die ſchäumende Waſſermaſſe drängte auf ſie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsſchrei brach aus der Bruſt des Reiters: ‚Elke!‘ ſchrie er; ‚Elke! Zurück! Zurück!‘

„Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte ſeine Worte; nur ſeinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferd herabgeriſſen; und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der ſtürzenden Fluth entgegen. Da ſah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme ſtreckte: Hatte ſie ihn erkannt? Hatte die Sehnſucht, die Todesangſt um ihn ſie aus dem ſicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief ſie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch ſein Hirn; ſie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte

all verloren; nur ein Brauſen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen anderen Laut hinein.

„‚Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!‘ ſchrie Hauke in den Sturm hinaus. Da ſank aufs Neue ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd ſtürzte das Meer ſich hinterdrein; noch einmal ſah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüſten Gräuel emportauchen und dann quirlend darin untergehen. Die ſtarren Augen des Reiters, der ſo einſam auf dem Deiche hielt, ſahen weiter nichts. ‚Das Ende!‘ ſprach er leiſe vor ſich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Waſſer, unheimlich rauſchend, ſein Heimathsdorf zu überfluthen begannen; noch immer ſah er das Licht von ſeinem Hauſe ſchimmern; es war ihm wie entſeelt. Er richtete ſich hoch auf und ſtieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Thier bäumte ſich, es hätte ſich faſt überſchlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es herunter. ‚Vorwärts!‘ rief er noch einmal, wie er es ſo oft zum feſten Ritt gerufen hatte: ‚Herr Gott, nimm mich; verſchon die Anderen!‘

„Noch ein Sporenſtich; ein Schrei des Schimmels, der Sturm und Wellenbrauſen überſchrie; dann unten aus dem hinabſtürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

„Der Mond ſah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Waſſer, die bald den alten Koog faſt völlig überfluthet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haiens Hofſtatt aus dem Schwall hervor, noch ſchimmerte von dort der Lichtſchein, und von der Geeſt her, wo die Häuſer allmählich dunkel wurden, warf noch die einſame Leuchte aus dem Kirchthurm ihre zitternden Lichtfunken über die ſchäumenden Wellen.“

* *
*

Der Erzähler ſchwieg; ich griff nach dem gefüllten Glaſe, das ſeit lange vor mir ſtand; aber ich führte es nicht zum Munde; meine Hand blieb auf dem Tiſche ruhen.

„Das iſt die Geſchichte von Hauke Haien,“ begann mein Wirth noch einmal, „wie ich ſie nach beſtem Wiſſen nur berichten konnte. Freilich die Wirthſchafterin unſeres Deichgrafen würde ſie Ihnen anders erzählt haben; denn auch das weiß man zu berichten: jenes weiße Pferdgerippe iſt nach der Fluth wiederum, wie vormals, im Mondſchein auf Jevershallig zu ſehen geweſen; das ganze Dorf will es geſehen haben. — So viel iſt ſicher: Hauke Haien mit Weib und Kind ging unter in dieſer Fluth; nicht einmal ihre Grabſtätte hab ich droben auf dem Kirchhof finden können; die todten Körper werden von dem abſtrömenden Waſſer durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf deſſen Grunde allmählich in ihre Urbeſtandtheile aufgelöſt ſein — ſo haben ſie Ruhe vor den Menſchen gehabt. Aber der Hauke-Haien-Deich ſteht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen nach der Stadt reiten und die halbe Stunde Umweg nicht ſcheuen wollen, ſo werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.

„Der Dank, den einſtmals Jewe Manners bei den Enkeln ſeinem Erbauer verſprochen hatte, iſt, wie Sie geſehen haben, ausgeblieben; denn ſo iſt es, Herr: dem Sokrates gaben ſie ein Gift zu trinken, und unſeren Herrn Chriſtus ſchlugen ſie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr ſo leicht; aber — einen Gewaltsmenſchen oder einen böſen ſtiernackigen Pfaffen zum Heiligen oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachſen war, zum Spuk und Nachtgeſpenſt zu machen — das geht noch alle Tage.“

Als das ernſthafte Männlein das geſagt hatte, ſtand es auf und horchte nach draußen. „Es iſt dort etwas anders worden,“ ſagte er und zog die Wolldecke vom Fenſter; es

war heller Mondſchein. „Seht nur,“ fuhr er fort, „dort kommen die Gevollmächtigten zurück; aber ſie zerſtreuen ſich, ſie gehen nach Hauſe; — drüben am anderen Ufer muß ein Bruch geſchehen ſein; das Waſſer iſt gefallen.“

Ich blickte neben ihm hinaus; die Fenſter hier oben lagen über dem Rand des Deiches; es war, wie er geſagt hatte. Ich nahm mein Glas und trank den Reſt: „Haben Sie Dank für dieſen Abend!“ ſagte ich; „ich denk, wir können ruhig ſchlafen!“

„Das können wir,“ entgegnete der kleine Herr; „ich wünſche von Herzen eine wohlſchlafende Nacht!“

— — Beim Hinabgehen traf ich unten auf dem Flur den Deichgrafen; er wollte noch eine Karte, die er in der Schenkſtube gelaſſen hatte, mit nach Hauſe nehmen. „Alles vorüber!“ ſagte er. „Aber unſer Schulmeiſter hat Ihnen wohl ſchön was weisgemacht; er gehört zu den Aufklärern!“

— „Er ſcheint ein verſtändiger Mann!“

„Ja, ja, gewiß; aber Sie können Ihren eigenen Augen doch nicht mißtrauen; und drüben an der anderen Seite, ich ſagte es ja voraus, iſt der Deich gebrochen!“

Ich zuckte die Achſeln: „Das muß beſchlafen werden! Gute Nacht, Herr Deichgraf!“

Er lachte: „Gute Nacht!“

— — Am anderen Morgen, beim goldenſten Sonnenlichte, das über einer weiten Verwüſtung aufgegangen war, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.

Die Söhne des Senators.

Der nun längſt vergeſſene alte Senator Chriſtian Albrecht Jovers, deſſen Sarg bei Beginn dieſer einfachen Geſchichte ſchon vor mehreren Jahren die ſtille Geſellſchaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unſerer Küſtenſtadt geweſen. Außer ſeiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten Frau Senatorn, hatte er zwei Söhne hinterlaſſen, von denen er den älteſten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor ſeinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am ſelben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeſchäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in ſeinem Hauſe, ſelbſt gegen ſeine im vorgeſchrittenen Mannesalter ſtehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann geweſen ſei, ſtets eingedenk der Würde ſeiner Stellung und des wohlerworbenen Anſehens ſeiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für ſeine Vaterſtadt und alle reputirlichen Leute in derſelben, mochten ſie in den großen Giebelhäuſern am Markte oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechſel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Caſſirer Friede-

bohm einen gewichtigen Haufen däniſcher und holländiſcher Ducaten in einzelne Päckchen ſiegeln, ſei es zu Ehrengeſchenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente oder für am Orte wohnende frühere Dienſtboten als einen Beitrag zu den Koſten der verfloſſenen Feiertage; ebenſo ſicher aber war auch dann ſchon vor Einbruch der ſchlimmſten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marſchhofe des Senators fett gegraſter Maſtochſe für die Armen ausgeſchlachtet und vertheilt worden. So ſtand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn ſie ihm bei ſeinen ſeltenen Gängen durch die Stadt begegneten, ſtets mit einer Art ſorglicher Feierlichkeit ihren Dreiſpitz von der Perrücke hoben, auch wohl erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den ſtreng geſchloſſenen Mund ſich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgeſtreckten Hinterhauſe die beiden Schreibſtuben für die Kaufmannsgeſellen und den Principal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anläſſen gebrauchte große Feſtſaal. Auch was derzeit ſonſt an Raum und Gelaß für eine angeſehene Familie nöthig war, befand ſich in und bei dem Hauſe; nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, ſondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenſter des Saales, unten die der Schreibſtuben hinausſahen. Der karge Ausblick aus dieſem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar ſelber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder ſich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem ſtattlichen Luſt- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen

weit vom Hauſe; doch immerhin ſo, daß er, wie man hier ſich ausdrückt, „hintenum“ zu erreichen war. Und für den vielbeſchäftigten alten Kaufherrn mag es wohl gar eine Erquickung geweſen ſein, wenn er ſpät Nachmittags am Weſtrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marſchweide hinabzuſchauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresſpiegel wie emporgehoben ſichtbar wurde, darüber hinaus nach den Maſten eines ſeiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er ſich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengaſſe hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber ſauber gehaltenen Häuſer von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinſtrömenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuſerreihe von einem grünen Weißdornzaune und dieſer wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem ſchweren Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, ſchloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem geradlinigen, mit weißen Muſcheln ausgeſtampften Steige in den Garten hineinſchreiten ſehen, je nach der Jahreszeit den weißen Kopf ſeitwärts zu einer friſch erſchloſſenen Provinzroſe hinabbeugend oder das Obſt an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwiſchen Buxeinfaſſung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfſtil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gaſſe allemal ein Feſt, wenn an Sonntagnachmittagen die Familie ſich hier zum Kaffee verſammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an ſolchen Tagen ſchon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebenſteige geharkt und Blumen und Geſträuche ſauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halb-

gewachſene Jungen und Mädchen drängten ſich um die Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patriciſchen Sommerfreuden zu erhaſchen, mochten ſie nun das blinkende Service des Kaffeetiſches bewundern oder ſchärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß dieſe fliegende Dame das Bild der guten Frau Senatorn in ihren jungen Tagen vorſtelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei ſolchen Anläſſen als vieljähriger Haus- und Feſtgenoſſe vor den Thüren des Pavillons ſeinen Platz zu finden pflegte. Auf ſeiner Stange ſitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen, bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, ſchrie er flügelſchlagend ein faſt verſtändliches Wort zu der Gaſſenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen unter einander: „Wat ſeggt he? Wat ſeggt de Papagoy?“ Und immer war Einer dazwiſchen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he ſeggt? — ‚Komm röwer!‘ ſeggt he!“ — Dann lachten die Jungen und ſtießen ſich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büſchen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, ſo hatten ſie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Luſt. Aber das war ſchwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Chriſtian Albrecht, ſein beſonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, ſo ſchrie er ebenfalls: „Komm röwer!“ Er hatte dasſelbe ſchon geſchrieen, als ein alter Capitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Chriſtian Albrecht den fremden Vogel zum Geſchenke brachte; und als auch ſie ihn damals frugen: „Wat ſeggt de Papagoy?“ da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, ſe hebbt upt Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!“ Der Himmel mochte wiſſen, was der Vogel mit ſeinem plattdeutſchen Zuruf ſagen wollte!

Mitunter ging auch wohl die kleine, freundliche Frau Senatorn mit ihrer Kaffeetaſſe in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsſchilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen raſch die Näschen, die Jungen aber blieben grinſend ſtehen: ſie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtſchaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenſo geſchah es mit Herrn Chriſtian Albrecht, denn er glich ſeiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarſten und ergötzlichſten Geſchichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit ſeiner holländiſchen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen ſich alle ausgeſtreckten Finger zwiſchen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung ſchaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, ſo waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!“ alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verſchwunden, denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in ſeiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geſchüttelt, als dieſer eben von der Gaſſe aus mit ſeinem Flitzbogen auf einen im Garten ſingenden Hänfling ſchießen wollte.

— — Dieſe Familienfeſte waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den ſchon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von ſeinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von ſeiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du ſchönes Weltgebäude“ hatten die Gelehrten- und die Bürgerſchule ihn zu Grabe geſungen, denen beiden, oft im Kampfe mit ſeinem Schwager, dem regierenden Bürgermeiſter, er zeitlebens ein ſtarker Schutz und Halt geweſen war. Hier ruhte ſeit Kur-

zem auch die freundliche Frau Senatorn, nachdem noch kurz zuvor Herr Christian Albrecht eine ihr gleich geartete, rosige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchst mich nun nicht weiter," hatte sie lächelnd zu dem trostbedürftigen Sohne gesagt; „in der da hast du mich ja wieder, und noch jung und hübsch dazu!" Und dann hatte auch sie die Augen geschlossen, und viele Augen hatten um sie geweint, und ihr sie verehrender Freund, der alte Cantor van Essen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu componirten Trauermusike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Christian Albrecht hatte sonst, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Überbau der Gruft geblickt; seitdem aber sein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunsch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Aussicht schließen möchte. Nicht, daß er die Grabstätte seines Vaters scheute; nur vom Garten aus wollte er sie nicht vor Augen haben: wenn ihn sein Herz dahin trieb, so wollte er auf dem Umwege der Gassen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte diese Gedanken wohl auch gegen seinen Bruder ausgesprochen; er hatte sie dann über sein junges Eheglück vergessen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen schweren Steinen lag, waren sie aufs Neue hervorgetreten.

Allein zunächst galt es, sich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbestimmt, in wessen Hand der Garten kommen würde.

* *
*

An einem Sonntagvormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Christian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Festsaale des Familien-

hauſes ſchweigend auf und ab. Die Morgenſonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenſter hineingeſchienen hatte, war ſchon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwiſchenwänden ſtanden faſt düſter zwiſchen den grauſeidenen Vorhängen. Faſt behutſam traten die Männer auf, als wollten ſie in dem weiten Gemache den Widerhall nicht wecken; endlich blieben ſie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufſatz ſtehen, deſſen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Roſenguirlande beſtand. „Hm,“ ſagte Chriſtian Albrecht, „Mama ſelig, als ſie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte ſie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,‘ ſagte ſie, ‚wo haſt du das ſchmucke Antlitz hingethan, das du mir ſonſt ſo eifrig vorgehalten haſt! Nun guck einmal, Chriſtian Albrecht, was itzo da herausſchaut!‘ Die alte, heitere Frau, dann gab ſie mir die Hand und lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das ſtumme Glas: kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das ſie beſſer noch als jenes kannten. Schweigend gingen ſie weiter; ſie legten faſt wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherſtehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfeſten und zur Weihnachtszeit vergönnt geweſen war. Wie damals war unter der ſchweren Stuckroſette der Gipsdecke das ſtille Blitzen der großen Kryſtallkrone; wie damals hingen über dem Canapee, den Fenſtern gegenüber, die lebensgroßen Bruſtbilder der Eltern in ihrem Brautſtaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodiſche Geſtalten ihnen in der Dämmerung ihrer früheſten Jugendzeit entſchwanden.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte ſtrenge Zug um den Mund verſchwand ein wenig; „hier darf nichts gerückt werden.“

„Ich meine auch nicht, Friedrich.“

„Es verbleibt dir ſonach mit dem Hauſe.“

„Und der Papagei? Den haben wir vergeſſen.“

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hauſe.“

Chriſtian Albrecht nickte. „Und du nimmſt dagegen das beſte Tafelſilber und das Sevresporzellan, das hier neben in der Geſchirrkammer ſteht!“

Friedrich nickte; eine Pauſe entſtand.

„So wären wir denn mit unſerer Theilung fertig!“ ſagte Chriſtian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er ſtand vor den Familienbildern, als ob er eingehend ſie betrachten müſſe; ſein Kopf drückte ſich immer weiter in den Nacken, bis der ſchwarzſeidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem chokoladenfarbenen Rocke abſtand. „Es iſt nur noch der Garten,“ ſagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders ſonſt ſo ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgeſprochen wäre. „Den Garten könnteſt du mir laſſen,“ ſagte er beklommen; „die Auslöſungsſumme magſt du ſelbſt beſtimmen!“

„Meinſt du, Chriſtian Albrecht?“

„Ich meine es, Friedrich. Du ſagſt es ſelbſt, du ſieſt ein geborener Hageſtolz; — aber ich und meine Chriſtine, unſere Ehe wird geſegnet ſein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk es, Bruder, wo ſollen wir mit den lieben Geſchöpfen hin? Und dann — du ſelber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirſt doch lieber deine junge Schwägerin als deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unſerer Mutter Kaffeetiſch verwalten ſehen!“

„Deinen Kindern,“ erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verſchloſſen ſein.“

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkel- und Levkojenbeeten!“

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es iſt ein Codicill zu unſeres Vaters Teſtament geweſen,“ ſagte er, als ſpräche er es zu den Bildern oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach ſollte mir der Garten werden; die Auslöſungsſumme iſt mir nicht bekannt geworden, die magſt du beſtimmen oder ſonſt beſtimmen laſſen.“

Der Ältere nahm faſt gewaltſam ſeines Bruders Hand. „Du weißt es von unſerer ſeligen Mutter, daß unſer Vater, da ſie das Schriftſtück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder ſollen ſich darum vertragen.‘“

„Es iſt aber nicht zerriſſen worden.“

„Das weiß ich wohl; es trat im ſelben Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber ſpäter, am Tage nach ſelig Vaters Begräbniß, hat unſere Mutter den Willen des Verſtorbenen ausgeführt.“

„Das war ein volles Jahr nachher.“

„Friedrich, Friedrich!“ rief der Ältere. „Willſt du verklagen, was unſere Mutter that!“

„Das nicht, Chriſtian Albrecht, aber Mama ſelig verſirte in einem Irrthum; ſie war nicht mehr befugt, das Schriftſtück zu zerreißen.“

Auf dem Antlitz des älteren Bruders ſtand es für einen Augenblick wie eine rathloſe Frage; dann begann er in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgeſtreckten Armen in der Mitte ſtehen blieb. „Gut,“ ſagte er, „du wünſcheſt den Garten, wir Beide wünſchen ihn! Aber dabei ſoll unſeres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn du es willſt, daß Jeder ſeine Hälfte habe!“

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!“

„Nun denn, ſo loſen wir! Laß uns hinunter gehen, Chriſtine kann die Loſe machen!“

Herr Friedrich hatte ſich umgewandt; ſein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen

hinauf geröthet. „Was mein Recht iſt," ſagte er heftig, „das ſetze ich nicht aufs Los."

In dieſem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es iſt angerichtet."

„Gleich! Sogleich!" rief Chriſtian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!"

Der Diener verſchwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelſtunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erſtieg ſie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Chriſtian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer?"

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelſchuh der hübſchen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgeſtoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebſter war kürzlich ſeinem Vater in dieſer Würde nachgefolgt — ſah ihn ganz erſchrocken an. „Friedrich!" rief ſie, „wie ſiehſt du aus? Und wo bleibt Chriſtian Albrecht?"

Aber der Schwager ſtürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünſche wohl zu ſpeiſen!" murmelte er und ſtand gleich darauf ſchon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!"

Aber er war ſchon auf der Gaſſe, und durch das Flurfenſter ſah ſie ihn ſeinem Hauſe zueilen. „Nun ſieh mir Einer dieſen Querkopf an!" Und ſie ſchüttelte ihr Köpfchen und ſtieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als ſie die Thür des Saales öffnete, ſah ſie den jungen Herrn

Senator, die Hände in den Rockſchößen, vom anderen Ende des Gemaches herſchreiten, ſo ernſthaft vor ſich auf die Dielen ſchauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Chriſtian! Chriſtian Albrecht!“ rief ſie, als er vor ihr ſtand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen ſah, gewannen ſeine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tiſch, Madame!“ ſagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern ſpeiſen; das iſt gerechte Strafe! Morgen wird er ſchon wieder kommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unſeres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er ſeiner erſtaunten Frau den Arm und führte ſie die Treppe hinab und zu Tiſche.

* * *

Das Wiederkommen hatte indeſſen gute Weile; vierzehn Tage waren verfloſſen, und Herr Friedrich hatte ſeinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauſes geſetzt. Gleich am erſten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Chriſtian Albrecht wiederholt auf ſeinen Steinhof hinausgegangen, um wie ſonſt über die niedrige Grenzmauer ſeinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war nichts zu ſehen geweſen; ja, eines Morgens hatte Herr Chriſtian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören: als ihn aber im ſelben Augenblicke ob einer in der Alteration zu ſcharf genommenen Priſe ein lautes Nieſen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unſichtbare Hofthür zuſchlagen.

Herr Chriſtian Albrecht wurde ganz ſtill in ſich bei dieſer Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauſchte er, wenn,

um ihn aufzumuntern, die hübſche Frau Senatorin ſich in der Dämmerſtunde ans Clavier ſetzte und ihm die allerneueſten Lieder: „Beſchattet von der Pappelweide“ und „Blühe, liebes Veilchen“, eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorſang.

Er hatte gegen ſie nach der erſten Mittheilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Canapee beiſammen ſaßen, legte die Frau Senatorin ſanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehſt du nun,“ ſagte ſie leiſe, „er kommt nicht wieder; ich hab es gleich geſagt.“

„Hm, ja, Chriſtinchen; ich glaub es ſelber faſt.“

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; es iſt ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wieder kommen, denn er iſt ein Trotzkopf!“

Chriſtian Albrecht lächelte; aber zugleich ſtützte er den Kopf in ſeine Hand. „Ja freilich, das iſt er; das war er ſchon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und ſangen: ‚Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!‘ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von ſeinem Bauholz aufgriff und damit nach unſeren Köpfen warf; am liebſten warf er noch mit ſeinem Bauholz! Aber Chriſtinchen — wenn's Herz nur gut iſt!“

„Nicht wahr?“ rief die hübſche Frau und ſah ihrem Mann mit lebhafter Zärtlichkeit ins Antlitz, „ein gutes Herz hat unſer Friedrich, und deshalb — ich meine, du könnteſt zu ihm gehen; du biſt kein Trotzkopf, Chriſtian Albrecht, du haſt es leichter in der Welt!“

Der Senator ſtreichelte ſanft die gerötheten Wangen ſeiner Eheliebſten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!“ ſagte er neckend.

„Ei was, Chriſtian Albrecht, ſag lieber, daß du zu deinem armen Bruder gehen willſt!“

„Arm, Chriſtinchen? — Eine ſonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für ſich allein verlangt! Aber du ſollſt ſchon deinen Willen haben; heut Abend oder ſchon heute Nachmittag ..."

„Warum nicht ſchon heut Vormittag?"

„Nun, wenn du willſt, auch heute Vormittag!"

„Und du biſt verſöhnlich, du giebſt nach?"

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?"

Sie nickte: „Wenn es ſein muß! Doch lieber, als daß ihr im Zorne aus einander geht!"

„Und, Chriſtinchen, unſere Kinder? Sollen ſie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?"

„Ach, Chriſtian Albrecht!" und ſie fiel ihm um den Hals und ſagte leiſe: „Wir ſind ſo glücklich, Chriſtian Albrecht!"

* * *

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach ſeinen Geſchäftsräumen im Hinterhauſe ſchritt, hatte im Wohnzimmer ſeine Frau ſich an das Fenſter geſetzt; an einem möglichſt kleinen Häubchen ſtrickend, ſchaute ſie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhauſe, mehr nur, wie es ſchien, um bei dem inneren Gedankentauſche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber ſah ſie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße ſchreiten und mit der Frau Nachbarn Jipſen, die ſoeben auch aus ihrem Hauſe trat, ſich auf eine der ſteinernen Beiſchlagsbänke ſetzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei ſie ſehr vergnügt und triumphirend ausſah und mehrmals mit einer ſchwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hauſe ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbarn Jipſen ſchlug zuerſt ihre Hände, wie vor Staunen, klatſchend in einander; dann aber nickte ſie wiederholt und lebhaft; auch ihr ſchienen die Dinge, um

die es ſich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigſte Wechſelgeſpräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs reſpectvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenſter wurde denn doch aufmerkſam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte ſie — war es zugetragen worden, daß ſie Herrn Friedrich Jovers abgerathen hatte, ihre mauldreiſte Perſonnage in ſein Haus zu nehmen; der Anderen hatte ſie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil ſie eben beim Kupferſchmied zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte ſie die Arbeit ſinken laſſen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenſtraße herauf kam der kleine bewegliche Advocat, Herr Siebert Sönkſen, den ſie den „Goldenen“ nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weſte that, deren unmäßig lange Schöße faſt ſeinen ganzen Leib bedeckten. Eilig ſchritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es ſchien, eine Frage an Frau Antje Möllern und ſchritt, nachdem dieſe mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gaſſe nach Herrn Friedrichs Hauſe zu.

„Hm,“ kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unſerem Bruder Friedrich?“

Die hervorragenden Eigenſchaften des Herrn Siebert Sönkſen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Proceſſen und galt für einen ſpitzfindigen Geſellen und höchſt beſchwerlichen Gegenpart auch in den einfachſten Rechtsſtreitigkeiten. Im Übrigen wußte er, je nach welcher Seite hin ſein Vortheil lag, ebenſowohl einen ſauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als

einen chicanöſen Proceß durch alle Inſtanzen hindurchzuziehen.

Die Frau Senatorin war aufgeſtanden; ſie mußte doch zu ihrem Chriſtian Albrecht, um ſeine Meinung über dieſe Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienſtück aus dem ſchwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Reſpectsperſon, die nicht ſo abzuweiſen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; ſie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Poſitionen der heutigen Küchencampagne mit der kundigen Alten feſtzuſtellen.

* *
*

Hinten in der vorderen Schreibſtube ſaßen indeſſen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeſelle ſich an dem ſchweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute, denn die Brigg „Elſabea Fortuna“, welche der ſelige Herr nach ſeiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löſchen fertig draußen auf der Rhede. „Muſche Peters,“ ſagte der Buchhalter zu ſeinem Gegenüber, „wir müſſen noch einen Lichter haben; iſt Er bei Captän Rickerſen geweſen?“

Aber bevor der junge Menſch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein“ erfolgen konnte, ſtand ſchon der goldene Advocat am Pulte und legte ſeine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in ſeinem Cabinette, lieber Friedebohm?“ Er frug das ſo zärtlich, daß der Alte ihn höchſt erſtaunt anſah, denn dieſer Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauſes. Deshalb gedachte er eben von ſeinem Bock herabzurutſchen, um ihn ſelber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönkſen war ſchon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeſchlüpft.

„Ei, ei ja doch!“ murmelte der Alte. „Die Klatſchmäuler werden doch nicht Recht behalten?“ Er kniff die Lippen zuſammen und ſchaute eine Weile durch das Fenſter auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuſer zu bedeuten ſchien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin- und Widerreden der Herr Senator wirklich von ſeinem Bock herabgekommen. „Herr!“ rief er und ſtieß ſeine Feder auf das Pult, daß ſie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, ſagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönkſen, Sie ſollten nicht ſolche Scherze machen!“

Der Goldene zog ein Papier aus ſeiner Taſche. „Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht ſogleich ad processum ordinarium geſchritten.“

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönkſen dem Gegenpart bedienet iſt?“

Der Goldene lächelte und legte das Schriftſtück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Chriſtian Albrecht auf das Pult. „Laut dieſer Vollmacht,“ ſagte er vertraulich, „bin ich ſo gut zum Abſchluß von Vergleichen wie zur Anſtellung der Klage legitimirt!“

„Und wegen des Vergleiches ſind Sie zu mir gekommen?“ frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönkſen ſchon längſt darauf ſpeculirt hatte, ſtatt ſeines alten und, wie er ſagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen“ Collegen der Anwalt dieſes angeſehenen Hauſes zu werden.

Der Advocat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator, und er ſprach dieſe Worte in großer innerlicher Erregung, „ſo kommen Sie alſo im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines Bruders?“

Herr Siebert ſtutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig ſubſcribirter Vollmacht! Es iſt für den erwünſchten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte ſachkundige Perſon ...“

Herr Chriſtian Albrecht unterbrach ihn: „Alſo,“ ſagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen Beſuche? Ich danke Ihnen, Herr Sönkſen; das freut mich recht von Herzen!“

Der Goldene ſchaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des ſtattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertheſter Herr Rathsverwandter!“

„Nein, nein, Herr Siebert Sönkſen, führen Sie meinethalben ſo viele Proceſſe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater noch der Advocat dazwiſchen.“

„Aber, ich dächte doch —“

„Sie denken ſonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen ſonſtwie meine Dienſte offeriren?“

„Allerſubmiſſeſte Dankſagung! Nun, ſchönſten guten Morgen, mein werther Herr Senator!“

Gleich darauf ſchritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Muſche Friedebohm“ durch die vordere Schreibſtube und hielt erſt an, als er draußen auf den Treppenſtufen vor der Hausthür ſtand. Seinen Rohrſtock unter den Arm nehmend, zog er die Horndoſe aus der Weſtentaſche und nahm bedächtig eine Priſe. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Chriſtian Albrecht Jovers!“ murmelte er und tauchte zum zweiten Male ſeine ſpitzen Finger in die volle Doſe. „Nun, nehmen wir fürerſt mit dem Proceß fürlieb!“

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge

Kaufherr an dem ihm kopfschüttelnd nachschauenden Musche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnstube zu treten, wo seine Eheliebste auf dem Canapee an ihrem Kinderhäubchen strickte. Aber er sprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockschößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufstand und so glücklich war, ihn zu erhaschen.

„Weshalb rennst du so, Christian Albrecht?“ sagte die junge Frau und stellte sich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Christine, wer da nicht rennen sollte!“

„Nein, nein, Christian Albrecht, du bleibst mir stehen!“ und sie legte beide Arme um seinen Hals. „So,“ sagte sie; „nun sieh mich an und sprich!“

Aber Herr Christian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübschen Augen. „Christine,“ sagte er und sah dabei schier über sie hinweg, „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen.“

Sie ließ ihn ganz erschrocken los. „Aber du hast es mir versprochen!“

„Aber ich kann nicht!“

„Du kannst nicht? Weshalb kannst du nicht?“

„Christinchen,“ sagte er und faßte seine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in seine Kinderstreiche verfallen ist; er hat mir ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen.“

„Was soll das heißen, Christian Albrecht?“

„Das soll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advocaten zum Processe gegen mich bevollmächtigt hat. Es ist justement als wie in seinen Kinderjahren; er hat den Bock, und zwar im allerhöchsten Grade! Und so mag's denn auch von meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!“

Die junge Frau suchte wieder zu begütigen, allein Herr Christian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Christinchen; er muß diesmal fühlen, wie der Bock ihn selber stößt,

ſo wird er ſich ein ander Mal in Acht zu nehmen wiſſen. Wir ſollen, ſo Gott will, noch lange mit unſerem Bruder Friedrich leben; bedenk einmal, was ſollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um ſeinen ſtößigen Bock ihm anzubinden!“

Und dabei hatte es ſein Bewenden. Zwar will man wiſſen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geſchlüpft ſei, um mit den eigenen kleinen Händen den Knoten zu entwirren; aber Frau Antje Möllern hatte ſie mit frecher Stirne fortgelogen, indem ſie fälſchlich angab, Herr Friedrich Jovers ſei ſoeben in dringenden Geſchäften zum Herrn Siebert Sönkſen fortgegangen. Und die Augen der alten Perſonnage ſollen dabei ſo von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Verſuche keinen Muth hatte gewinnen können.

* * *

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwiſchen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenpropſt und der Onkel Bürgermeiſter hatten ſich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft ſeines tragenden Amtes, abſeiten des Anſehens der Familie“, die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet ſeien; denn darin ſchienen die Streitenden ſtillſchweigend einverſtanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmiſchung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geſchäftliche Verkehr wurde ſchriftlich fortgeſetzt, und eine Menge Zettel: „Der Herr Bruder wolle gelieben“ oder „Dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweiſung“ gingen hin und wieder.

Die kleine Seeſtadt in allen ihren Kreiſen hatte ſich

müde an dieſem unerhörten Fall geſprochen, und das Geſpräch, wenn irgendwie der Stoff zu Anderem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollſtändig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es ſich drüben auf der Beiſchlagsbank der Frau Nachbarn Jipſen; dieſe und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, ſondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshauſe hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Beſonderes paſſirt: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für ſolchen Fall Gevatter ſtehen ſollen!

— — Die junge Frau Senatorn lief indeſſen ſchon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Chriſtian Albrecht, nachdem er erſt ſoeben vom gemeinſchaftlichen Kaffeetiſche in ſein Comptor gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Chriſtine," ſagte er zu ſeiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebſten, „biſt du heute ſchon draußen auf unſerem Steinhofe geweſen? — — Nicht? — Nun, ſo alterire dich nur nicht, wenn du dahin kommſt!"

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Chriſtine."

„Aber ein Malheur doch, Chriſtian Albrecht; du biſt ja ſelber alterirt!"

Ein Lächeln flog über ſein freilich ungewöhnlich ernſtes Geſicht. „Ich denke nicht, Chriſtine; aber komm nur mit und ſiehe ſelber!"

Er faßte ihre Hand und führte ſie über den Hausflur in die große Schreibſtube. Der jüngere Comptoriſt war nicht zugegen; der alte Friedebohm ſtand neben ſeinem Schreibbocke am Fenſter und nahm eine Priſe nach der andern.

Auch Frau Chriſtine ſah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gält es, dort ein Spinnweb fortzuwiſchen. „Um Gotteswillen, was iſt das, Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrichs Hof? Die Mauer iſt ja auf einmal faſt um zwei Fuß höher!“

„Frau Principalin,“ ſagte der Alte, „das ſind Meiſter Hanſens Leute; ſehen Sie, dort kommt ſchon Einer mit der Kelle!“

„Aber was ſoll denn das bedeuten?“

„Nun“ — und Monſieur Friedebohm nahm wieder eine Priſe — „Herr Friedrich läßt wohl ein paar Schuhe höher mauern.“

„Aber, Chriſtian Albrecht,“ und Frau Chriſtine wandte ſich lebhaft zu ihrem Mann, der ſchweigend hinter ihr geſtanden hatte, „geſchieht denn das mit deinem Willen?“

Herr Chriſtian Albrecht ſchüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, ſie gehört doch uns gleichwohl; wie kann ſich Friedrich ſo etwas unterſtehen!“

„Mein Schatz, die Mauer ſteht auf Friedrichs Grund und Boden.“

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das iſt ſchlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!“

„Da irrſt du doch gewaltig, Chriſtinchen,“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht; „das iſt's ja gerade, daß er noch immer ſein altes weiches Herz hat; er ſchämt ſich nur, und deshalb läßt er dieſe große ſteinerne Gardine zwiſchen ſich und ſeinem Bruder aufziehen.“

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ ſagte ſie faſt ſchüchtern und legte ihre Hand in ſeine; „wie wird er ſich erſt ſchämen, wenn er den Proceß gewinnen ſollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein

Bruder zu mir, denn dann iſt der böſe Bock gezähmt. Hab ich nicht Recht, Papa Friedebohm?“ ſetzte er in munterem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er ſeine Doſe in die Taſche ſteckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm; „aber beim wohlſeligen Herrn Senator iſt uns ſolcher Umſtand im Geſchäft nicht vorgekommen.“

* * *

Zwei Tage darauf hatte die Mauer ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibſtube hinten war dergleichen nie geſehen worden, und der junge Kaufmannsgeſelle konnte es nicht laſſen, je um eine kleine Weile mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzuſtarren. „Muſche Peters,“ ſagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in Seine Bilancerechnung ſchauen! Es will ſich für Ihn nicht ſchicken, daß Er über das neue Werk da draußen ſich irgendwelche überflüſſige Gedanken mache!“ Und der junge Menſch wurde über und über roth und tauchte haſtig ſeine Feder in das Tintenfaß.

Aber auch Monſieur Friedebohm ſelber konnte ſich nicht enthalten, unterweilen über ſeine Arbeit wegzuſchauen; die beiden Geſellen da draußen, inſonders der Alte mit dem reſpectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der ſtruppige Aſſyrer!“ brummte er vor ſich hin, „mag wohl am Thurm zu Babel ſchon getagwerkt haben; wird aber diesmal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Chriſtian Albrecht aus ſeinem Cabinett hereintrat, ſah er ſeinen Buchhalter ſich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer näher an die

Naſe rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?“ ſagte er freundlich.

Aber Monſieur Friedebohm zuckte bedeutſam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Chriſtian Albrecht, wir haben ſchon immer das Licht nicht juſtement mit Scheffeln hier gehabt.“

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke, an welchem die beiden Geſellen unter luſtigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm,“ rief er heftig, „du haſt Recht! Alle Tauſend, das geht denn doch übers —“

„Übers Bohnenlied“ wollte er ſagen, wo ſchon derzeit gar nichts darüber ging; aber er ſchwieg plötzlich, da er auf den jungen Muſche Peters ſah, der wieder mit offenem Mund an ſeinem Pulte ſaß, und ging, nachdem er eine geſchäftliche Anordnung ertheilt hatte, in ſein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden ſteckte Frau Chriſtine ihr hübſches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?“ frug ſie.

„Komm nur!“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht von ſeinem Schreibſtuhl aus. „Was haſt du auf dem Herzen?“

„O,“ und ſie ſtand ſchon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geſchwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Chriſtian Albrecht, hier herrſcht ja ägyptiſche Finſterniß! Die ſchönen Spinngewebe, die unſere Wiebke immer ſitzen läßt, die können deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und weißt du, das naſeweiſe Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wiſcher gegeben — ſie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbeſenſtil gemeſſen; genau elf Fuß nach meiner Elle, ſagt ſie! Aber ſieh nur, Chriſtian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; ſie legen ſchon die runden Steine oben auf.“

Herr Chriſtian Albrecht ſaß noch immer auf ſeinem hohen Schreibſtuhl, die Feder in der Hand. „Weißt du, Chriſtine,“

ſagte er, indem er ernſthaft vor ſich hinſah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenſtoß beſonnen.“ Und als ſie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red mir nicht dazwiſchen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben.“

Sie faßte ihn leiſe an dem Aufſchlag ſeines Rockes und zog ihn ſanft von ſeinem Thron herab und dicht zu ſich heran. „O weh,“ ſagte ſie und ſah ihm ernſthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erſt heute kennen lerne! Geſteh mir's, Chriſtian Albrecht, du haſt doch nicht auch etwa ſo einen —“

„Zum Kuckuk,“ rief Herr Chriſtian Albrecht lachend, „im hinterſten Stallwinkel wird auch wohl bei mir ſo einer angebunden ſtehen; und der ſoll jetzt heraus ans Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügſten noch dazu!“

„So, Chriſtian Albrecht? Und in welcher Art“ — ſie zögerte ein wenig — „ſoll denn der deine ſeinen Gegenſtoß vollführen?“

„Setz dich, Chriſtine,“ ſagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf ſeinen Schreibthron hob, „und reden wir deutſch mitſammen! In jener Sache da draußen auf dem Hof will *ich* mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Proceſſirens, denn es ſteht klar und bündig in den alten Kaufcontracten.“

„Und weiter, Chriſtian Albrecht?“

„Und weiter, Chriſtine, hat zwar der Beſitzer von Friedrichs Hauſe die Mauer zwiſchen beiden Häuſern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unſerigen hat den Halbſchied der Koſten dazu beizutragen.“

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?“

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das iſt *meine* Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß ſchon ſtill halten und Quittanz dafür ertheilen!“

„Und du willſt wirklich die Halbſchied der Koſten, ſo das blanke baare Geld dafür dem Bruder Friedrich in ſein Haus ſchicken?“

„Das will ich, Chriſtine; ganz gewiß, das will ich.“

Sie ſah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, alſo auf die Art, Chriſtian Albrecht!“ ſagte ſie langſam.

Aber bevor ſie ihre Gedanken über dieſen kritiſchen Fall zu ordnen vermochte, kam Botſchaft aus der Küche: die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender ſollte aufgeſtellt werden, denn auf morgen gab es ein großes Feſt im Hauſe. Frau Chriſtine gedachte plötzlich wieder der Veranlaſſung, um derenwillen ſie das Allerheiligſte ihres Mannes aufgeſucht hatte; ſie ließ ſich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthſchaftsſorgen.

* *
*

In dem Hauſe nebenan ſollte heute Herr Friedrich Jovers mit ſeiner ehrſamen Haushälterin ſelbander ſpeiſen, denn ſein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geſchäften. Zuvor aber trat er nach ſeiner Gewohnheit vor die Hausthür und ſchaute von dem oberſten Treppenſteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten ſichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder ins Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, ſtand die Matrone ſchon mit vorgeſteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagscontuſche hinter ihrem Stuhle.

„Iſt Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?“ frug er. „Die Schiffe flaggen ja!“

Er ſetzte ſich, und die Alte ſetzte ſich ihm gegenüber; die Frage mochte er wohl ſchon vergeſſen haben, denn Herr

Friedrich Jovers pflegte seit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewisse Dinge ihren Herrn nicht anzusprechen wagte, ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen. „Hochzeit?“ wiederholte sie scharf, und ein gewisses Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüstung zum Ausbruch drängte. „Nein, es ist keine Hochzeit, es ist nur eine Kindtaufe!“

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?“ sagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren —“

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu lassen. „O, Herr Jovers, freilich ist es bei den Honoratioren, bei den allerersten Honoratioren; aber eine Schande ist es, eine offenbare Schande, sag ich!“

Herr Jovers wurde doch aufmerksam. „Was will Sie damit sagen?“ frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich sagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Christian Albrecht Jovers, heute sein erstes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen?“

Herr Friedrich sagte nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er schweigend den Rest seiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers,“ begann sie seufzend, „Ihr Herr Großvater selig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wissen das ja auch, Herr Jovers!“

„Zum mindesten,“ sagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt.“

„Nun, Herr Jovers, selig Senatorn wußte das ja auch!“

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu seinem seligen

Ende eine jährliche Ausgabepoſt: Zehn Pfund Taback und ein Gewandſtück für den armen Kriſchan Möller.“

Frau Antje ſchluckte etwas; dann aber, nachdem ſie den mittlerweile erſchienenen Braten vorgelegt hatte, nahm ſie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, ſie waren Schulkameraden, und das vergaßen ſie ſich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Chriſtian Möller zu dem Herrn Senator Chriſtian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken ſie denſelben in dem ſchönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erſt gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte ſie wohl ſehen mögen, die alten Herren, wie ſie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländiſchen Pfeifen vor den offenen Gartenthüren ſaßen! — Wenn ſie es damalen hätten vorausſehen können,“ fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten ſitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers oder, ſagen wir's nur gerad heraus, die nunmehrige Frau Senatorn einen ſolchen Proceß um dieſen ſchönen Luſtgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wohl geſagt haben?“

„Weiß nicht, Möllern,“ ſagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerſtreuung dageſeſſen hatte; „vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geſchlagen, und er hätte den laufenden Poſten von zehn Pfund Taback und einem Gewandſtück ein für alle Mal geſtrichen!“

Die Matrone nagte ſich ein paar Mal auf die Lippe; dann ſprach ſie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unſer Herrgott es gemacht, daß dieſe lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!“

„Sehr wohl,“ ſagte Herr Friedrich, indem er vom Tiſche aufſtand; „und da laſſe Sie die beiden alten Leute nur und ſorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächſt aber hole Sie mir den Überrock von draußen aus dem Schrank!“

Als das geſchehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hauſe, ohne zu ſagen, wohin, und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderſt die Serviette zuſammen, welche der ſonſt ſo accurate Herr als wie ein Wiſchtuch auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, und machte ſich dann voll ſtillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am ſelbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geſchlagen hatte, ſtand Herr Friedrich Jovers auf ſeinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenſtern ſeines Elternhauſes, deren unterſte Scheiben die neue Mauer noch ſo eben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möllern nichts davon gewahren, war er nach ſeiner Rückkehr hier hinausgeſchlichen. Weshalb, wußte er wohl ſelber kaum; denn mit jedem Gläſerklingen, das zu ihm herüberſcholl, mit jeder neuen Geſundheit, deren Worte er deutlich zu verſtehen glaubte, drückte er die Zähne feſter auf einander. Gleichwohl ſtand er wie gebannt an ſeinem Platze, ſah in das Blitzen der brennenden Kryſtallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Feſttafel heute nicht fehlen durfte.

Da erſchien an einem der Fenſter, gerade an dem, welches ſeinen Schein auf Herrn Friedrichs Standplatz warf, eine zierliche Frauengeſtalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er ſah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuſchauen, ſich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das ſchien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm ſtreckte ſich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläſerklingen ſich erhob und der Papagei dazwiſchen ſchrie, wurde leiſe der Fenſterflügel aufgeſtoßen.

Herr Friedrich erkannte ſeine Schwägerin. Sie lehnte

ſich hinaus, ſie legte die Hand an ihren Mund, als ob ſie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüſtert klang: es war ſein Name, den ſie gerufen hatte. Und da er wie ein ſteinern Bild an ſeiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle ſie ihm winken, erhob ſie langſam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Feſtſaal. – Was hatte ſie vor? Wollte ſie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, ſie konnte ſolche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde ſeinem Bruder den beſten Theil des Feſtes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürſorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönkſen ſtand in allernächſter Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magiſtrate hier in Ausſicht! — Nein, nein, die zweite Inſtanz mußte beſchritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitſchichtigen Receſſe des Goldenen von vornherein auf dieſe höhere Weisheit nur berechnet geweſen!

Herr Friedrich Jovers wollte ſein Recht. Frau Chriſtine hatte es ſelbſt geſagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte ſich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Chriſtian Albrecht ihn im Gevatterſtande vertreten und ſeinen Erſtgeborenen getroſt auf ſeines Bruders und des Urgroßvaters Namen hatte taufen laſſen. Da drüben aber wurde das Fenſter zögernd wieder zugeſchloſſen.

* *
*

Wenige Tage ſpäter ſtand der vierſchrötige Maurermeiſter Heinrich Hanſen, wohlraſirt, ſeinen Dreiſpitz in der Hand, im Cabinette des Senators Chriſtian Albrecht Jovers.

„Alſo,“ frug dieſer, „zweihundertundvierzig Reichsthaler

war die Verdingſumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?“

Meiſter Hanſen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl,“ ſagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zu viel gegeben hat?“

Der alte Handwerksmann wollte aufbrauſen; das griff an ſeine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meiſter,“ ſagte Herr Chriſtian Albrecht und legte beſchwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit iſt auch diesmal rechtſchaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauscontract bedeutet?“ Und damit ſchob er ihm das vergilbte Schriftſtück zu, welches aufgeſchlagen auf dem Pulte lag.

Der Meiſter zog ſeine Meſſingbrille hervor und ſtudirte lange und bedächtig unter Beiſtand ſeines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zuſammen und ſteckte ſie wieder in das Futteral.

„Nun?“ frug Herr Chriſtian Albrecht.

Der Meiſter antwortete nicht; er fuhr mit ſeinen Fingern in die Weſtentaſche und ſuchte nach einem Endchen Kautaback, womit er in ſchwierigen Umſtänden ſeinen Verſtand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meiſter,“ ſagte der Senator wieder, „da ſteht es klar und deutlich?“

Der Meiſter kam nun doch zu Worte. „Mag ſein, Herr,“ erwiderte er ſtockend, „aber es iſt mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!“

Der Senator ließ ſich das nicht anfechten. „Freilich, Meiſter; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, ſondern ich Ihm ſchuldig! Das macht auf den Punkt einhundertundzwanzig Reichsthaler. Hier ſind ſie, wohlgezählt in Kron- und Markſtücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zuviel empfangen hat!“

Meiſter Hanſen zögerte noch; in ſeinem Kopfe mochte die Vorſtellung von einem etwas curioſen Umwege auftauchen, aber bevor er mit ſeinen ſchwer beweglichen Gedanken darüber ins Reine kam, war ſchon das Geld in ſeiner Taſche und er ſelbſt zur Thür hinaus.

Herr Chriſtian Albrecht rieb ſich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu ſagen? Still halten muß er ſchon; hier ſteht's!“ Und er tupfte mit den Fingern dreimal zuverſichtlich auf den alten Hauscontract.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber ſeines Sachwalters überbrachte ihm einen Brief.

Als der Überbringer ſich entfernt und Herr Chriſtian Albrecht den Brief geleſen hatte, war der eben noch ſo vergnügliche Ausdruck ſeines Angeſichts mit einem Mal wie fortgeblaſen. „Muſche Peters,“ ſagte er kleinlaut, indem er die Thür zur großen Schreibſtube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzuſprechen!“

Die Frau Senatorin ließ nicht auf ſich warten. „Da haſt du mich, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie fröhlich; „aber“ — — und ſie ſchaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt dir etwas? Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Freilich iſt ein Unglück geſchehen; da — lies nur dieſen Brief!“

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Chriſtian Albrecht, du haſt ja den Proceß gewonnen!“

„Freilich, Chriſtinchen, hab ich ihn gewonnen.“

„Und das nennſt du ein Unglück? Da haſt du ja Alles nun in deiner Hand!“

„Hatte ich in meiner Hand, mußt du ſagen! Fünf Minuten vor Empfang dieſes Schreibens habe ich durch Meiſter Hanſen die Hälfte der unſeligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgeſandt.“

Frau Chriſtine ſchlug die Hände in einander. „Das

wird eine ſchöne Geſchichte werden! — du!?“ — und ſie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es dir vorhergeſagt!“

* *
*

Und es wurde eine ſchöne Geſchichte; denn zu derſelben Zeit ſtand im Nachbarhauſe der Meiſter Hanſen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advocat gegen ihn angeprallt und dann wie im blinden Geſchäftseifer an ihm vorbeigeſchoſſen. Im Zimmer ſelbſt ſaß der Hausherr mit einem Schriftſtück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magiſtratsſiegel endete. Er ſchien über den zuvor geleſenen Inhalt nachzuſinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meiſter eben vorgetragen hatte; als dieſer aber aus ſeiner Hand ein paar ſchwere Geldrollen auf den Tiſch fallen ließ, richtete er ſich plötzlich auf. „Geld? Was ſoll das?“ rief er. „Was ſagt Er, Meiſter Hanſen?“

Der Meiſter trug noch einmal ſeine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verſtanden.

„So?“ ſagte er anſcheinend ruhig, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob; aber ſein Antlitz röthete ſich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Alſo dazu hat Er ſich gebrauchen laſſen?“ — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den ſtämmigen Meiſter faſt zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich beſann ſich wieder. „Setz Er ſich!“ ſagte er kurz; dann ging er raſch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offenen Kellerthür des Lagerraums beſchäftigt war, ſah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgeſtrecktem Kopfe auf dem

Klinkerſteige des Hofes dröhnend hin und wieder ſchreiten, bald wieder ein Weilchen ſtille ſtehen und mit halbſcheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufſchauen.

Das mochte eine Viertelſtunde ſo gedauert haben; endlich, wie in raſchem Entſchluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er ins Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demſelben Stuhle, wo er ihn gelaſſen hatte.

„Meiſter," ſagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitſchaft? So etwa fünf oder ſechs, und noch heute oder doch morgen ſchon?"

Der Meiſter war aufgeſtanden und beſann ſich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtwage ſind wir jetzt ſo weit; ein Stücker fünfe könnten ſchon gemißt werden."

„Gut denn, Meiſter" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tiſche liegenden Geldrollen — „ſo baue Er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um ſo viel höher, als dieſes Silber dazu reichen will!"

Der Handwerksmann ſchien kaum zu merken, daß während dieſer Worte die Rollen ſchon in ſeinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verſtanden?" fuhr Herr Friedrich fort, da der Andere keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das iſt wohl zu verſtehen; aber" — und der Meiſter ſchien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die ſechs bis ſieben Fuß!"

„Meinetwegen," ſagte Herr Friedrich finſter, „nur ſorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu Er da das Geld in Händen hat!"

„Hm," machte der alte Mann und ſah den jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verſtändniß

komme, „wenn Sie es denn ſo wollen, Herr Jovers; es iſt Ihre Sache.“

Herr Jovers wandte ſich ab. „So wären wir fertig mit einander!“ ſagte er haſtig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!“

Als Meiſter Hanſen dann hinausgegangen war, warf er ſich auf einen Stuhl am Fenſter und ſtarrte auf die leere Straße. Er ſchien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

* *
*

Und ſchon am anderen Tage, während der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt noch einmal ihr vergebliches Verſöhnungswerk betrieben, wurde zwiſchen den Höfen der beiden Brüder rüſtig fortgemauert, und der ſtruppige Aſſyrer ſang dabei alle Lieder, die er aus ſeinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hauſe des Senators wurden die Schreibſtuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte ſich zu ſeinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenſter ſtand und, eine vergeſſene Priſe zwiſchen den Fingern, dieſem, wie er es bei ſich ſelber nannte, babyloniſchen Beginnen zuſah. Auf der anderen Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu ſeinen Geſchäftsräumen den Hof betreten mußte, haſtig und ohne jemals aufzublicken daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt deſſen vernahm Herr Friedrich am nächſten Vormittage ein Geräuſch, das ihm wie mit einem Schlage die ſeltenſten, aber höchſten Freuden ſeiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hofthür geöffnet und ſeinem draußen beſchäftigten Ausläufer etwas zugerufen, als er

horchend ſtehen blieb. Er wußte es genau; er ſah es vor ſich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauſes die großen Reiſemäntel ausgeklopft wurden; ja, er ſah ſich ſelbſt als Knaben in ſeinen Sonntagskleidern an ſeiner Mutter Hand daneben ſtehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit ſie bei ſolchem Anlaß einſtmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erſchrak faſt, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reiſe drüben wohl im Werke ſei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der naheliegenden Küche: Frau Antje Möllern hatte ſelbſtverſtändlich ſchon lange die genaueſten Nachrichten; ein Glück, daß ſie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senatorn wollte mit ihrem Erbprinzen auf Beſuch zu ihren Eltern, obſchon das liebe Kind mit jedem Tag ins Zahnen fallen könne und Pancratius und Servatius noch nicht einmal vorüber ſeien; und der gute Herr Senator müſſe auch mit auf die Reiſe, denn was kümmere das die Frau Senatorn, daß eine große Ladung Oſtſeeroggen erſt eben auf der Rhede angekommen ſei! „Herr Jovers!“ ſchloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann ſich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß ſie uns von drüben nun nicht mehr in unſere Töpfe gucken kann!“

Ein faſt grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrichs Lippen; dann aber ſah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas ſtarren Augen an. „Alſo das iſt Ihre Meinung, Möllerſch?“ ſagte er trocken, und als ſie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, ſetzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei ſich ſelber zu behalten!“

Als er das geſprochen hatte, ging er fort, und Frau

Antje blieb, die Hände über ihrem ſtarken Buſen gefaltet, noch eine ganze Weile ſtehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verſchwunden war. Dann plötzlich trabte ſie an den verlaſſenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbſtgeſprächen in dem über dem Dreifuß ſtehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen ſpritzte.

* * *

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich ſie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzuſehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte ſich vorgeſpiegelt, ſein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geſchäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fäſſer unterlaſſen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte ſchon darum vergeſſen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunkeln Frühlingshimmel ſchwamm die ſchmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und das Dach des elterlichen Hauſes. Herr Friedrich ſtand jetzt an derſelben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein ſtummer Zeuge der Familienfeierlichkeit geweſen war; er ſtand dort ebenſo ſtumm und unbeweglich, aber auf ſeinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Beſtürzung. So ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wurde nicht anders: hinter dem neuen Maueraufſatz waren die Fenſter des alten Familienſaales bis zum letzten Rand verſchwunden.

Es war ſchon ſpät am Abend; nichts regte ſich, weder

hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fenſterflügels, der im Hauptbau auf der anderen Seite offen ſtehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in ſein Haus zurückkehren, da tönte von drüben plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm röwer!“ und nach einer Weile noch einmal: „Komm röwer!“ Wie ein eindringlicher Ruf, faſt ſchneidend, klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pauſe folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es ſehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszuſtoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte beſonders wohl gelungen war. Aber was ſonſt als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an ſeinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einſamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines ſchadenfrohen Dämons.

„Komm röwer!“ ſeine Lippen ſprachen unwillkürlich dieſe Worte nach; über ſeine ſelbſtgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange ſtand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Anderes als das gewöhnliche Geräuſch der Nacht zu ſeinem Ohr gedrungen wäre; faſt ſehnte er ſich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles ſtill blieb, ging er ins Haus und legte ſich zum Schlafen nieder.

Allein er hörte eine Stunde nach der anderen ſchlagen, und da er endlich ſchlief, war es nur eine halbe Ruhe. Ihm war, als ſei er auf dem Wege zum Garten; aus der Pforte kamen ſeine Eltern ihm entgegen, von denen er gemeint hatte, daß ſie beide ſchon im Grabe lägen; als er auf ſie zuging, ſah er, daß ihre Augen feſt geſchloſſen waren; er wollte ſie eben bitten, ihn doch anzuſehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgeſtiegen, und dahinter ſcholl das Gelächter des alten Cubavogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wieder ſprang.

— — Das Geräuſch eines dicht unter ſeinen Fenſtern vorüberrollenden Wagens weckte ihn. Es war ſchon Morgenfrühe; die dicke goldene Taſchenuhr, welche er von ſeinem Nachttiſch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Raſch war er aus dem Bette, zog das Vorhängſel von einem Guckfenſter in der vorſpringenden Seitenwand zurück und ſah auf die Straße hinab. Von Oſten her lagen die Häuſerſchatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber ſtehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauſes hielt ein beſpannter Reiſewagen: Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kiſten und Schachteln unter den Wagenſtühlen feſtgebunden. Bald darauf ſah er ſeinen Bruder und Frau Chriſtine in Reiſerock und Mantel aus dem Hauſe treten; dann folgte eine gleichfalls reiſefertige Magd mit einem anſcheinend nur aus Tüchern beſtehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senatorn noch viel zu zupfen und zu ſtecken hatte und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund ſeinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen. Herr Friedebohm, von der oberſten Treppenſtufe, ſchien eiligſt noch mit Kopf und Händen die Verſicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatſchte der Kutſcher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das ſchwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Oſterthore hinausführte.

Aber auch ihn ſelbſt duldete es nun nicht länger im Hauſe; raſch war er angekleidet und ging in den friſchen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der ſtillen Gaſſe vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten ſich befand; jetzt ſchritt er langſam, ſeinen Rohrſtock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und ſchaute über den alten Hagedornzaun nach dem ſeit einem halben Jahre von ihm gemiede-

nen Familiengrundstücke hinüber. Bäume und Sträucher standen schon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die sein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die ersten rothen Blüthensträuße an. Bald auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand gesetzt war, und — täuschte ihn denn sein Ohr? — er hörte ein Geräusch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüsch zu dessen Seiten verwehrten ihm die Aussicht.

Er blieb stehen und lauschte, während das Geräusch des Arbeitens sich ebenmäßig fortsetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte sich unterstehen, den in Streit befangenen Garten anzufassen?

„Heda!“ rief er. „Was wird da getrieben?“

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?“ herrschte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu schaffen? Hat Ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?“

Der Alte schob seine Pudelmütze von einem Ohr zum anderen. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem seligen Herrn her einen Schlüssel zu der Gartenpforte und seit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in seinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbsen und Bohnen nach seiner eigenen Wissenschaft gelegt und Bäume und Gesträuche angebunden und beschnitten. „Herbeordert?“ sagte er endlich. „Nein, Herr; so herbeordert hat mich Niemand; aber wenn's nicht Alles in die Wildniß gehen sollte, so war es just die höchste Zeit.“

„Was kümmert Ihn das,“ rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?“

Der Alte hatte seinen Spaten in die Erde gestoßen.

„Was mich das kümmert?“ wiederholte er und ſah völlig verdutzt zu dem Sohne ſeines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!“ fuhr dieſer fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm Seine Arbeit hier bezahlen werde?“

„Nun, Herr; es wird ſchon Alles angeſchrieben.“

„So ſchreib Er's gleich nur in den Schornſtein,“ rief Herr Friedrich, „und verthu Er ſeine Zeit nicht, die Er beſſer brauchen kann!“

Andreas wiſchte mit der Hand den Schweiß von ſeiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Jovers,“ ſagte er, „ſo kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber“ — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu ich meiner alten Herrſchaft da zu Liebe.“

Herr Friedrich ſagte nichts; Andreas aber ging mit ſeinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräuſch des Grabens in der Morgenſtille hörbar.

Der Andere ſtand noch eine Weile an derſelben Stelle, als müſſe er die Spatenſtiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er ſich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe ſeiner Eltern. Hier ſaß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen Koog hinunter und darüber hinaus auf den ſilbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Maſten des guten, ihm ſo wohlbekannten Schiffes „Elſabea Fortuna“ ſichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme ſieben ſchlug, ſtand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, deſſen Gruß er nicht zu bemerken ſchien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit ſeinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büſche ſtieß, während doch, wie von einem frohen Entſchluß, ein ſtilles Lächeln auf ſeinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich ſich auf und ſchritt

aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er ſchritt nicht ſeiner Wohnung zu, ſondern die lange Oſterſtraße hinauf, wo das Haus des Meiſters Hinrich Hanſen lag.

* *
*

Und acht Tage ſpäter, an einem ſonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaiſewagen des Senators wieder vor deſſen Hausthür; die Reiſenden ſammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der ſchlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderſtube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Beſitznahme, durch alle Räume ihres Hauſes, und als ſie hier überall geweſen war und, dank der alten ſchwiegerelterlichen Köchin, Alles in muſterhafter Ordnung vorgefunden hatte, ſchritt ſie langſam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Geſicht war plötzlich ernſt geworden, und es dauerte eine Weile, bevor ſie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein ſo zögernd ſie hinausgegangen war, ſo raſch kam ſie jetzt zurück; ſie flog faſt an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen ſtrahlten: „Chriſtian, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie. „Wo ſteckſt du? Komm doch, komm geſchwinde!“

Da trat er ſchon mit heiterem Antlitz aus der Schreibſtube auf ſie zu.

„Komm!“ rief ſie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Chriſtian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fiſcher un ſine Fru! Ein ſchwarzer jütſcher Topf, ein Haus, ein Palaſt; immer höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da ſitzen ſie wieder in ihrem ſchwarzen Pott!“ Und ſie ſah mit glückſeligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus ſeinen guten Augen leuchtete ein Strahl des

Glückes. „Ich habe es ſchon geſehen," ſagte er; „aber es iſt kein Wunder, es iſt viel beſſer als ein Wunder."

Und als ſie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei wie früher vor ihnen lag, da ſahen ſie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinabgeſchwunden, und hinter der niedrigen Grenzſcheide ſtand Herr Friedrich Jovers und ſtreckte ſchweigend dem Bruder ſeine Hand entgegen.

„Friedrich!"

„Chriſtian Albrecht!"

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenſtern des elterlichen Hauſes hinüberlauſche.

„Worauf hörſt du, Bruder?" frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in ſeiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über ſein ernſtes Geſicht. „Ich meinte, Bruder, daß unſer alter Papagei mich riefe, aber er hat es neulich Abends ſchon gethan."

Und als er das geſagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze ſchwang er ſich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich," rief Frau Chriſtine, indem ſie einen raſchen Schritt zurücktrat, „ich habe dich noch niemals ſpringen ſehen!" Und dabei ſtanden ihre Augen voll von Thränen.

Er faßte ſeine Schwägerin an beiden Händen. „Chriſtine," ſagte er, „dieſer Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübſch auf ebener Erde bleiben."

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder," begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer daß ſie denn doch leibhaftig dageſtanden, und währenddem der alte Friedebohm ſich ſeine Federn nicht mehr ſchneiden konnte —"

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, ſo nehmet noch einmal eure eben abgelegten Hüte und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!“

„Was du willſt, Friedrich!“ rief Frau Chriſtine. „Alles, was du willſt!“ Und da Herr Chriſtian Albrecht gleichfalls einverſtanden war, ſo gingen ſie mit einander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte ſie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marſch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längſt bemerkt, daß er ſie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber ſie fragten nicht, ſie gingen ſchweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing ſie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein ſchelmiſches Schmunzeln im Geſicht. Alles zeigte ſich in ſchönſter Ordnung; an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthenſträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beſchleunigte ſeine Schritte, während er den Muſchelſteig zum Pavillon hinauf, dann aber an demſelben vorbei und nach der Kirchhofſeite zuſchritt. Als ſie hier aus dem Gebüſch hinaustraten, ſtieß Frau Chriſtine einen leichten Schrei aus, wie er ſich in freudiger Überraſchung ſo anmuthig von dem Frauenherzen löſt; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher ſonſt die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob ſich vor ihnen eine ſtattliche Mauer, wie Herr Chriſtian Albrecht ſie ſich immer hier gewünſcht hatte. „Nun gewißlich,“ rief die hübſche Frau, „da ſteht es vor uns, auch die Liebe kann —“

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schweſter meinen,“ ſagte er höflich, „Meiſter Hanſens Leute können, wenn auch keine Berge, ſo doch eine Mauer recht geſcheit verſetzen; mich ſelber anbelangend, ſo habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Conſens

gerechnet. Und, Chriſtian Albrecht," fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er ſich zu ſeinem Bruder wandte, „hiemit, ſo du gleichen Sinnes biſt, iſt unſer Proceß am Ende; du haſt das Urtheil unſeres Magiſtrates für dich; meinen Einſpruch habe ich zurückgezogen. Thue du nun ein Übriges und beſtimme als der Älteſte, wie es mit dem Garten ſoll verhalten werden! Wie du die Theilung vornimmſt, ich bin es jedenfalls zufrieden."

Herr Chriſtian Albrecht hatte dieſer Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Iſt das dein Ernſt, Friedrich?" ſagte er, ſeinem Bruder voll ins Antlitz ſehend; „dein wohlbedachter Ernſt?"

„Mein voller, wohlbedachter Ernſt," erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn," rief Chriſtian Albrecht freudig, „ſo theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers Garten' hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, ſo darf es jetzt nicht Chriſtian Albrechts oder Friedrichs Garten heißen!"

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrichs dunkle Brauen ſich zuſammen, als ob er über einen Gewaltſtreich ſeines Bruders zürnen müſſe; dann aber wurde es plötzlich hell auf ſeinem Antlitz, wie Chriſtian Albrecht in ſo raſchem Wechſel es nur bei ihrem Vater einſt geſehen hatte. Lebhaft ergriff er ſeines Bruders Hand: „Topp, Chriſtian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen iſt?"

Herr Chriſtian Albrecht lächelte. „Ich glaube, Friedrich, wir haben damals Beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigene Herzensmeinung nicht vernehmen."

Frau Chriſtine, die in ſtiller Freude dem Geſpräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die ſie, noch von der Reiſe her, an einem ſchweren Gürtelhaken bei ſich führte. „Vesperzeit, wenn's beliebet!" rief ſie. „Und, Friedrich, du ſpeiſeſt doch heut Abend bei uns? Die alte

Margreth wird ſchon löblich vorgeſehen haben! Freilich — deine perdrix aux truffes, die haſt du ein für alle Mal verlaufen."

* *
*

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern ſaß bei Frau Nachbarn Jipſen auf der Beiſchlagsbank und erzählte dieſer noch einmal, wie ſchon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger hauszuhalten; denn die da — und ſie nickte nicht eben ſanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — haben nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; ſie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus geſagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbarn Jipſen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum erſten Mal, daß ſie das Alles längſt vorausgeſehen habe.

Unten im Rathsweinkeller ſaß an dieſem warmen Nachmittage der goldene Advocat und demonſtrirte dem Herrn Stadtſecretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgeſtiegen war, wie er die ſcharfſinnigen Deductionen ſeiner Klage- und Replikreceſſe, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magiſtrats hinausgingen, nun leider ganz umſonſt geſchrieben habe; und der ſtets höfliche Herr Stadtſecretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und ſagte lächelnd: „Umſonſt, Herr Siebert Sönkſen? Doch wohl nicht ganz umſonſt! Da müßten wir die Herren Jovers ſonſt nicht kennen!" — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach ſeinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers Garten" war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt mit ihren Frauen waren da, und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da,

Jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei saß auf seiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Musche Peters in seinem neuesten Anzug mit einer kleinen Zopfperrücke fehlte nicht. Selbst den kleinen Erbprinzen hätte man in seinem Kinderwagen an einem stillen Schattenplätzchen finden können, freilich bis jetzt nur schlummernd unter der Hut der treuen Kindermagd. Im Inneren des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Christine des blinkenden Kaffeetisches, während drunten vor der Stacketpforte sich zusammendrängte, was die kleine Gasse an neugierigen Weibern und lustiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten sich von der guten seligen Frau Senatorn und nickten dabei nach der inneren Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Rosenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die sich allmählich den ersten Platz vor der Pforte erobert hatten, wiesen mit ausgestreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in schwerer Fülle an den Büschen hingen. Mitunter hörte man sie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; sie schienen auf ihn zu warten, dessen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senatorn noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!“ riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer seines pfirsichfarbenen Rockes erspäht hatten; aber sie wurden plötzlich stille, als sie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten sahen.

Die beiden Brüder gingen schweigend neben einander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Gespräches, welches sie vorhin die einsameren Seitengänge hatte aufsuchen lassen. Auch jetzt noch wandten sie sich nicht wieder zur Gesellschaft, sondern schritten in stummem Einverständniß den breiten Muschelsteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwiſchen Muſche Peters ſich der Papageienſtange genähert und ſuchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaſte in beſcheidenem Flüſtertone anzuknüpfen; ſogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold ſchien für dieſe Aufmerkſamkeiten keinen Sinn zu haben; ſtatt nach dem Zucker hackte er nach Muſche Peters' Finger und ſchrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal geſagt haben: „Komm röwer!"

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrichs Angeſicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er ſeinen Bruder heut zum erſten Mal geſprochen hatte. Der Senator aber faßte ſeine Hand und ſagte leiſe: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; du biſt nun ein für alle Mal herüber."

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um ſeinen Bruder anzublicken, blieben ſeine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finſtere Miene wurde von einem faſt ſchelmiſchen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?" ſagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinſt du, ich verſtünde ganz allein die Papageienſprache?" und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Holla, Jungens, wat ſeggt de Papagoy?"

Da kam zuerſt eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der anderen, und immer lauter und lauter: „‚Komm röwer! Komm röwer!' ſeggt de Papagoy."

Und luſtig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm röwer!'" und eben ſo luſtig wies ſeine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüſchen.

Zuerſt ſahen die Jungen nur einander an und flüſterten angelegentlich mitſammen; ſie konnten ſich's nicht denken,

daß der böſe Herr Friedrich Jovers mit einem Male ſo erſtaunlich gut geworden ſei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, einer wollte noch eher als der andere, und bald ſprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerſtaude ſaß mit lachendem Angeſicht ein unermüdlich ſchmauſender Junge.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte Herr Friedrich, den Arm um ſeines Bruders Schulter legend, „wenn erſt deine Jungen hier ſo in den Büſchen liegen!“

Da erſcholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartenſteiges ein helles fröhliches „Braviſſimo!“, und als ſie ſich hierauf umwandten, da ſtand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäſte die junge anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt ſie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinausſah.